H. C. Andersen's
Ausgewählte Märchen
für die Jugend.

Mit vielen Illustrationen in Holz geschnitten
von
Ed. Kretzschmar.



Dritte Auflage.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1853.





Ausgewählte Märchen

von

H. C. Andersen.







H. C. Andersen's
Ausgewählte Märchen
für die Jugend.

Mit
vielen Illustrationen in Holz geschnitten
von
E. Kretzschmar.

Tritte Auflage.



Leipzig.
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1853.



Inhalt.



Der Tannenbaum.

Draußen im Walde stand ein niedlicher kleiner Tannenbaum. Er hatte einen guten Platz; Sonne konnte er bekommen, Luft war genug da, und rings umher wuchsen viele größere Kameraden, sowohl Tannen, als Fichten. Der kleine Tannenbaum wünschte aber so sehnlich, größer zu werden! Er achtete nicht der warmen Sonne und der frischen Luft, er kümmerte sich nicht um die Bauernkinder, die da umhergingen und plauderten, wenn sie herausgekommen waren, um Erdbeeren und Himbeeren zu sammeln. Oft kamen sie mit einem ganzen Topf voll oder hatten Erdbeeren auf einen Strohhalm gereiht; dann setzten sie sich neben den kleinen Tannenbaum und sagten: „Nein! wie niedlich klein ist der!" Das mochte der Baum gar nicht hören.

Im folgenden Jahre war er um ein langes Glied größer, und das Jahr darauf war er um noch eins länger; denn an den Tannenbäumen

kann man immer an den vielen Gliedern, die sie haben, sehen, wie viele Jahre sie gewachsen sind.

„O, wäre ich doch so ein großer Baum, wie die andern!" seufzte das kleine Bäumchen; „dann könnte ich meine Zweige so weit umher ausbreiten und mit der Krone in die weite Welt hinausblicken! Die Vögel würden dann Nester in meinen Zweigen bauen, und wenn der Wind wehte, könnte ich so vornehm nicken, gerade wie die andern dort!"

Er hatte gar keine Freude am Sonnenschein, an den Vögeln und an den rothen Wolken, die Morgens und Abends über ihn hinsegelten.

War es dann Winter, und der Schnee lag funkelnd weiß rings umher, so kam häufig ein Hase angesprungen und setzte gerade über den kleinen Baum weg — o, das war ihm so ärgerlich! — Aber zwei Winter vergingen, und im dritten war das Bäumchen so groß, daß der Hase um dasselbe herumlaufen mußte. O, wachsen, wachsen, groß und alt werden: das ist doch das einzig Schöne in dieser Welt, dachte der Baum.

Im Herbste kamen immer Holzhauer und fällten einige der größten Bäume; das geschah jedes Jahr, und der junge Tannenbaum, der nun ganz gut gewachsen war, schauderte dabei; denn die großen, prächtigen Bäume fielen mit Knacken und Krachen zur Erde, die Zweige wurden ihnen abgehauen; die Bäume sahen ganz nackt, lang und schmal aus; sie waren fast nicht mehr zu erkennen. Aber dann wurden sie auf Wagen gelegt, und Pferde zogen sie davon, aus dem Walde hinaus.

Wo sollten sie hin? Was stand ihnen bevor?

Im Frühjahr, als die Schwalben und Störche kamen, fragte der Baum sie: „Wißt Ihr nicht, wohin sie geführt wurden? Seid Ihr ihnen nicht begegnet?"

Die Schwalben wußten nichts, aber der Storch sah nachdenklich aus, nickte mit dem Kopfe und sagte: „Ja, ich glaube wohl! Mir

begegneten viele neue Schiffe, als ich aus Aegypten flog; auf den Schiffen waren prächtige Mastbäume; ich darf annehmen, daß sie es waren; sie hatten Tannengeruch; ich kann vielmals grüßen; die prangen, die prangen!"

„O, wäre ich doch auch groß genug, um über das Meer hinfahren zu können! Wie ist das eigentlich, dieses Meer, und wie sieht es aus?"

„Ja, das zu erklären, ist zu weitläufig," sagte der Storch, und damit ging er fort.

„Freue Dich Deiner Jugend!" sagten die Sonnenstrahlen; „freue Dich Deines frischen Wachsthums, des jungen Lebens, das in Dir ist!"

Und der Wind küßte den Baum, und der Thau weinte Thränen über ihn; aber das verstand der Tannenbaum nicht.

Wenn es gegen die Weihnachtszeit ging, wurden ganz junge Bäume gefällt, Bäume, die oft nicht einmal so groß oder gleichen Alters mit diesem Tannenbaum waren, der weder Ruhe, noch Rast hatte, sondern immer davon wollte. Diese jungen Bäume, und es waren gerade die allerschönsten, behielten immer alle ihre Zweige; sie wurden auf Wagen gelegt, und Pferde zogen sie davon, aus dem Walde hinaus.

„Wohin sollen die?" fragte der Tannenbaum. „Sie sind nicht größer, als ich, vielmehr war einer da, der war viel kleiner! Weshalb behalten sie alle ihre Zweige? Wo fahren sie hin?"

„Das wissen wir! das wissen wir!" zwitscherten die Sperlinge. „Unten in der Stadt haben wir in die Fenster gesehen! Wir wissen, wohin sie fahren! O, sie gelangen zur größten Pracht und Herrlichkeit, die man nur denken kann! Wir haben in die Fenster gesehen und haben wahrgenommen, daß sie mitten in der warmen Stube aufgepflanzt und mit den schönsten Sachen, vergoldeten Aepfeln, Honigkuchen, Spielzeug und vielen Hunderten von Lichtern geschmückt werden."

1*

„Und dann —?“ fragte der Tannenbaum und bebte in allen Zweigen. „Und dann? Was geschieht dann?“

„Ja, mehr haben wir nicht gesehen! Das war unvergleichlich.“—

„Ob ich wohl auch bestimmt bin, diesen strahlenden Weg zu betreten?“ jubelte der Tannenbaum. „Das ist noch besser, als über das Meer zu ziehen! Wie leide ich an Sehnsucht! Wäre es doch Weihnachten! Nun bin ich groß und ausgewachsen, wie die andern, die im vorigen Jahre weggeführt wurden! — O, wäre ich erst auf dem Wagen! Wäre ich doch in der warmen Stube mit aller Pracht und Herrlichkeit! Und dann —? Ja dann kommt noch etwas Besseres, noch weit Schöneres, weshalb würden sie mich sonst so schmücken! Es muß noch etwas Größeres, noch etwas Herrlicheres kommen —! Aber was? O, ich leide! ich sehne mich! ich weiß selbst nicht, wie mir ist!“

„Freue Dich unser!“ sagten die Luft und das Sonnenlicht; „freue Dich Deiner frischen Jugend im Freien!“

Aber er freute sich durchaus nicht und wuchs und wuchs; Winter und Sommer stand er grün, dunkelgrün stand er da; die Leute, die ihn sahen, sagten: „Das ist ein schöner Baum!“ Und zur Weihnachtszeit wurde er vor Allen zuerst gefällt. Die Axt hieb tief durch das Mark; der Baum fiel mit einem Seufzer zu Boden; er fühlte einen Schmerz, eine Ohnmacht; er konnte gar nicht an irgend ein Glück denken, er war betrübt, von der Heimath scheiden zu müssen, von dem Flecke, auf dem er emporgeschossen war; er wußte ja, daß er die lieben alten Kameraden, die kleinen Büsche und Blumen rings umher, nie mehr sehen würde, ja vielleicht nicht einmal die Vögel. Die Abreise war durchaus nicht angenehm.

Der Baum kam erst wieder zu sich selbst, als er, im Hofe mit andern Bäumen abgepackt, einen Mann sagen hörte: „Dieser hier ist prächtig! Wir brauchen nur diesen!“

Nun kamen zwei Diener in vollem Putz und trugen den Tannenbaum in einen großen, schönen Saal. Rings herum an den Wänden hingen Bilder, und neben dem großen Kachelofen standen große chinesische Vasen mit Löwen auf den Deckeln; da gab es Schaukelstühle, seidene Sophas, große Tische voller Bilderbücher, und Spielzeug für hundertmal hundert Thaler — wenigstens sagten das die Kinder. Und der Tannenbaum wurde in ein großes mit Sand gefülltes Faß gestellt; aber Niemand konnte sehen, daß es ein Faß war, denn es wurde rund herum mit grünem Zeug behängt und stand auf einem großen bunten Teppich. O, wie der Baum bebte! Was wird nun wohl vorgehen? Sowohl die Diener, als die Fräulein schmückten ihn. An einen Zweig hängten sie kleine Netze, ausgeschnitten aus farbigem Papier; jedes Netz war mit Zuckerwerk gefüllt; vergoldete Aepfel und Wallnüsse hingen herab, als wären sie festgewachsen, und über hundert rothe, blaue und weiße Lichterchen wurden in den Zweigen festgesteckt. Puppen, die leibhaftig wie Menschen aussahen — der Baum hatte früher nie solche gesehen — schwebten im Grünen, und hoch oben auf der Spitze wurde ein Stern von Flittergold befestigt; das war prächtig, ganz außerordentlich prächtig.

„Heut Abend,“ sagten Alle, „heut Abend wird es strahlen!“

„O!“ dachte der Baum, „wäre es doch Abend! Würden nur die Lichter bald angezündet! Und was dann wohl geschieht? Ob da wohl Bäume aus dem Walde kommen, mich zu sehen? Ob die Sperlinge gegen die Fensterscheiben fliegen? Ob ich hier festwachse und Winter und Sommer geschmückt stehen werde?“

Ja, er rieth nicht übel! Aber er hatte ordentlich Borkenschmerzen vor lauter Sehnsucht, und Borkenschmerzen sind für einen Baum eben so schlimm, wie Kopfschmerzen für uns Andere.

Nun wurden die Lichter angezündet. Welcher Glanz! welche Pracht!

Der Baum bebte dabei in allen Zweigen so, daß eins der Lichter das Grüne anbrannte; es sengte ordentlich.

„Gott bewahre uns!" schrieen die Fräulein und löschten es hastig aus.

Nun durfte der Baum nicht einmal beben. O, das war ein Grauen! Ihm war so bange, etwas von seinem Schmuck zu verlieren; er war ganz betäubt von all dem Glanze. — Und nun gingen beide Flügelthüren auf — und eine Menge Kinder stürzten herein, als wollten sie den ganzen Baum umwerfen; die ältern Leute kamen bedächtig nach. Die Kleinen standen ganz stumm — aber nur einen Augenblick, dann jubelten sie wieder, daß es nur so schallte; sie tanzten um den Baum herum, und ein Geschenk nach dem andern wurde abgepflückt.

„Was machen sie?" dachte der Baum. „Was soll geschehen?" Und die Lichter brannten bis dicht an die Zweige herunter, und jenachdem sie niederbrannten, wurden sie ausgelöscht, und dann erhielten die Kinder die Erlaubniß, den Baum zu plündern. O, sie stürzten auf ihn ein, daß es in allen Zweigen knackte; wäre er nicht mit der Spitze und mit dem Goldsterne an der Decke befestigt gewesen, so wäre er umgestürzt.

Die Kinder tanzten mit ihrem prächtigen Spielzeug herum, Niemand sah nach dem Baume, ausgenommen das alte Kindermädchen, welches kam und zwischen die Zweige blickte, aber nur, um zu sehen, ob nicht noch eine Feige oder ein Apfel vergessen worden wäre.

„Eine Geschichte! eine Geschichte!" riefen die Kinder und zogen einen kleinen dicken Mann zu dem Baume hin; und er setzte sich gerade unter denselben, „denn da sind wir im Grünen," sagte er, „und der Baum kann besondern Nutzen davon haben, zuzuhören! Aber ich erzähle nur Eine Geschichte. Wollt Ihr die von Ivede-Avede oder

die von Klumpe-Dumpe hören, der die Treppen herunterfiel und doch zu Ehren kam und die Prinzessin erhielt?"

„Ivede-Avede!" schrieen Einige, „Klumpe-Dumpe!" schrieen Andere; das war ein Rufen und Schreien! Nur der Tannenbaum schwieg ganz stille und dachte: „Komme ich gar nicht mit, werde ich nichts dabei zu thun haben?" Er war ja mit gewesen, hatte ja geleistet, was er sollte.

Und der Mann erzählte von „Klumpe-Dumpe," welcher die Treppen herunterfiel und doch zu Ehren kam und die Prinzessin erhielt. Und die Kinder klatschten in die Hände und riefen: „Erzähle! erzähle!" Sie wollten auch die Geschichte von Ivede-Avede hören, aber sie bekamen nur die von Klumpe-Dumpe. Der Tannenbaum stand ganz stumm und gedankenvoll; nie hatten die Vögel im Walde dergleichen erzählt. „Klumpe-Dumpe fiel die Treppen herunter und bekam doch die Prinzessin! Ja, ja, so geht es in der Welt zu!" dachte der Tannenbaum und glaubte, daß es wahr sei, weil es ein so netter Mann war, der es erzählte. „Ja, ja! wer kann es wissen! Vielleicht falle ich auch die Treppe herunter und bekomme eine Prinzessin." Und er freute sich darauf, den nächsten Tag wieder mit Lichtern und Spielzeug, Gold und Früchten angeputzt zu werden.

„Morgen werde ich nicht zittern!" dachte er. „Ich will mich recht aller meiner Herrlichkeit freuen. Morgen werde ich wieder die Geschichte von Klumpe-Dumpe und vielleicht auch die von Ivede-Avede hören." Und der Bäum stand die ganze Nacht still und gedankenvoll.

Am Morgen kamen der Diener und das Mädchen herein.

„Nun beginnt der Schmuck aufs Neue!" dachte der Baum. Aber sie schleppten ihn zum Zimmer hinaus, die Treppe hinan, auf den Boden, und hier, in einen dunkeln Winkel, wo kein Tageslicht hinschien,

stellten sie ihn hin. „Was soll das bedeuten?“ dachte der Baum. „Was soll ich hier wohl machen? Was mag ich hier wohl hören sollen?“ Und er lehnte sich an die Mauer und dachte und dachte. — — Und er hatte Zeit genug, denn es vergingen Tage und Nächte: Niemand kam herauf; und als endlich Jemand kam, so geschah es, um einige große Kasten in den Winkel zu stellen. Nun stand der Baum ganz versteckt; man mußte glauben, daß er völlig vergessen war.

„Jetzt ist es Winter draußen!“ dachte der Baum. „Die Erde ist hart und mit Schnee bedeckt, die Menschen können mich nicht pflanzen; deshalb soll ich wohl bis zum Frühjahr hier in Schutz stehen! Wie wohlbedacht das ist! Wie die Menschen doch so gut sind! — Wäre es hier nur nicht so dunkel und so erschrecklich einsam! — Nicht einmal ein kleiner Hase! — Das war doch so niedlich da draußen im Walde, wenn der Schnee lag und der Hase sprang vorbei; ja, selbst als er über mich hinwegsprang; aber damals konnte ich es nicht leiden. Hier oben ist es doch schrecklich einsam!“

„Pip, pip!“ sagte da eine kleine Maus und huschte hervor; und dann kam noch eine kleine. Sie beschnüffelten den Tannenbaum und dann schlüpften sie zwischen seine Zweige.

„Es ist eine gräuliche Kälte!“ sagten die kleinen Mäuse. „Sonst ist es hier gut sein! Nicht wahr, Du alter Tannenbaum?“

„Ich bin gar nicht alt!“ sagte der Tannenbaum; „es gibt viele, die weit älter sind, als ich!“

„Wo kommst Du her?“ fragten die Mäuse, „und was weißt Du?“ Sie waren so gewaltig neugierig. „Erzähle uns doch von dem schönsten Ort auf Erden! Bist Du dort gewesen? Bist Du in der Speisekammer gewesen, wo Käse auf den Brettern liegen und Schinken unter der Decke hängen, wo man auf Talglicht tanzt, mager hineingeht und fett heraus kommt?“

„Das kenne ich nicht!“ sagte der Baum. „Aber den Wald kenne ich, wo die Sonne scheint und wo die Vögel singen!“ Und dann erzählte er Alles aus seiner Jugend, und die kleinen Mäuse hatten früher dergleichen nie gehört und sie horchten auf und sagten: „Nein, wie viel Du gesehen hast! Wie glücklich Du gewesen bist!“

„Ich?“ sagte der Tannenbaum und dachte über das, was er selbst erzählte, nach. „Ja, es waren im Grunde ganz fröhliche Zeiten!“ — Aber dann erzählte er vom Weihnachtsabend, wo er mit Kuchen und Lichtern geschmückt war.

„O!“ sagten die kleinen Mäuse, „wie glücklich Du gewesen bist, Du alter Tannenbaum!“

„Ich bin gar nicht alt!“ sagte der Baum. „Erst diesen Winter bin ich vom Walde gekommen! Ich bin nur so im Wachsthum zurückgeblieben.“

„Wie schön Du erzählst!“ sagten die kleinen Mäuse. Und in der nächsten Nacht kamen sie mit vier andern kleinen Mäusen, die den Baum erzählen hören sollten, und je mehr er erzählte, desto deutlicher erinnerte er sich selbst an Alles und dachte: „Es waren doch ganz fröhliche Zeiten! Aber sie können wieder kommen; Klumpe-Dumpe fiel die Treppen herunter und erhielt doch die Prinzessin; vielleicht kann ich auch eine Prinzessin bekommen!“ Und dann dachte der Tannenbaum an eine kleine, niedliche Birke, die draußen im Walde wuchs; das war für den Tannenbaum eine wirkliche, schöne Prinzessin.

„Wer ist Klumpe-Dumpe?“ fragten die kleinen Mäuse. Und dann erzählte der Tannenbaum das ganze Märchen; er konnte sich jedes einzelnen Wortes entsinnen; und die kleinen Mäuse waren nahe daran, aus reiner Freude bis in die Spitze des Baumes zu springen. In der folgenden Nacht kamen weit mehr Mäuse, und am Sonntage sogar zwei Ratten; aber die meinten, die Geschichte sei nicht hübsch,

und das betrübte die kleinen Mäuse, denn nun hielten sie auch weniger davon.

„Wissen Sie nur die eine Geschichte?“ fragten die Ratten.

„Nur die eine!“ sagte der Baum; „die hörte ich an meinem glücklichsten Abend; damals dachte ich nicht daran, wie glücklich ich war.“

„Das ist eine höchst jämmerliche Geschichte! Wissen Sie keine von Speck und Talglicht? Keine Speisekammer-Geschichte?“

„Nein!“ sagte der Baum.

„Dann danken wir dafür!“ erwiderten die Ratten und gingen zu den Ihrigen zurück.

Die kleinen Mäuse blieben zuletzt auch weg, und da seufzte der Baum: „Es war doch ganz hübsch, als sie um mich herum saßen, die beweglichen kleinen Mäuse, und zuhörten, wie ich erzählte! Nun ist auch das vorbei! — Aber ich werde daran denken, mich zu freuen, wenn ich wieder hervorgenommen werde!“

Aber wann geschah das? — Ja! es war eines Morgens, da kamen Leute und wirthschafteten auf dem Boden; die Kasten wurden weggesetzt, der Baum wurde hervorgezogen; sie warfen ihn freilich ziemlich hart gegen den Fußboden, aber ein Diener schleppte ihn sogleich nach der Treppe hin, wo der Tag leuchtete.

„Nun beginnt das Leben wieder!“ dachte der Baum; er fühlte die frische Luft, die ersten Sonnenstrahlen und — nun war er draußen im Hofe. Alles ging so geschwind; der Baum vergaß völlig, sich selbst zu betrachten; da war so Vieles rings umher zu sehen. Der Hof stieß an einen Garten, und Alles blühte darin; die Rosen hingen so frisch und duftend über das kleine Gitter heraus, die Lindenbäume blühten, und die Schwalben flogen umher und sagten: „Quirre-virre-vit, mein Mann ist kommen!“ Aber es war nicht der Tannenbaum, den sie meinten.

„Nun werde ich leben!“ jubelte dieser und breitete seine Zweige weit aus: aber ach, die waren alle vertrocknet und gelb; und er lag da im Winkel zwischen Unkraut und Nesseln. Der Stern von Goldpapier saß noch oben in der Spitze und glänzte im hellen Sonnenschein.

Im Hofe selbst spielten ein paar der muntern Kinder, die zur Weihnachtszeit den Baum umtanzt hatten und so froh über ihn gewesen waren. Eins der kleinsten lief hin und riß den Goldstern ab.

„Sieh, was da noch an dem häßlichen, alten Tannenbaum sitzt!“ sagte es und trat auf die Zweige, sodaß sie unter seinen Stiefeln knackten.

Und der Baum sah auf all die Blumenpracht und Frische im Garten; er betrachtete sich selbst und wünschte, daß er in seinem dunkeln Winkel auf dem Boden geblieben wäre; er gedachte seiner frischen Jugend im Walde, des lustigen Weihnachtsabends und der kleinen Mäuse, die so munter die Geschichte von Klumpe-Dumpe angehört hatten.

„Vorbei! vorbei!“ sagte der alte Baum. „Hätte ich mich doch gefreut, als ich es noch konnte! Vorbei! vorbei!“

Und der Knecht kam und hieb den Baum in kleine Stücke; ein ganzes Bündel lag da; hell flackerte es auf unter dem großen Braukessel; und er seufzte so tief, und jeder Seufzer war einem kleinen Schusse gleich; deshalb liefen die Kinder, die da spielten, herbei und setzten sich vor das Feuer, blickten in dasselbe hinein und riefen: „Piff! Piff!“ Aber bei jedem Knalle, der ein tiefer Seufzer war, dachte der Baum an einen Sommertag im Walde, oder eine Winternacht da draußen, wenn die Sterne funkelten; er dachte an den Weihnachtsabend und an Klumpe-Dumpe, das einzige Märchen, welches er gehört hatte und zu erzählen wußte, und dann war der Baum verbrannt.

Die Knaben spielten im Garten, und der kleinste hatte den Goldstern auf der Brust, den der Baum an seinem glücklichsten Abend getragen; nun war der vorbei, und mit dem Baume war es vorbei und mit der Geschichte auch; vorbei, vorbei — und so geht es mit allen Geschichten!





Der Schweinehirt.

Es war einmal ein armer Prinz; er hatte ein Königreich, welches ganz klein war; aber es war immer groß genug, um darauf zu heirathen, und verheirathen wollte er sich.

Nun war es freilich etwas keck von ihm, daß er zur Tochter des Kaisers zu sagen wagte: „Willst Du mich haben?“ Aber er wagte es doch, denn sein Name war weit und breit berühmt; es gab Hunderte von Prinzessinnen, die gern ja gesagt hätten, aber ob sie es wohl that?

Nun, wir wollen sehen.

Auf dem Grabe des Vaters des Prinzen war ein Rosenstrauch, so ein herrlicher Rosenstrauch! Der blühte nur jedes fünfte Jahr, und

auch dann trug er nur eine einzige Rose; aber was für eine Rose! Die duftete so süß, daß man alle seine Sorgen und seinen Kummer vergaß, wenn man daran roch. Und dann hatte er eine Nachtigall, die konnte singen, als ob alle schönen Melodieen in ihrer kleinen Kehle säßen. Diese Rose und diese Nachtigall sollte die Prinzessin haben; und deshalb wurden sie beide in große Silberbehälter gesetzt und so ihr zugesandt.

Der Kaiser ließ sie vor sich her in den großen Saal tragen, wo die Prinzessin war und „Es kommt Besuch" mit ihren Hofdamen spielte; und als sie die großen Behälter mit den Geschenken darin erblickte, klatschte sie vor Freude in die Hände.

„Wenn es doch eine kleine Mietzkatze wäre!" sagte sie. — Aber da kam der Rosenstrauch mit der herrlichen Rose hervor.

„Nein, wie ist die niedlich gemacht!" sagten alle Hofdamen.

„Sie ist mehr als niedlich," sagte der Kaiser, „sie ist scharmant!"

Aber die Prinzessin befühlte sie, und da war sie nahe daran, zu weinen.

„Pfui, Papa!" sagte sie, „sie ist nicht künstlich, sie ist n a - t ü r l i c h!"

„Pfui!" sagten alle Hofdamen, „sie ist natürlich!"

„Laßt uns nun erst sehen, was in dem andern Behälter ist, ehe wir böse werden," meinte der Kaiser; und da kam die Nachtigall heraus; die sang so schön, daß man nicht gleich etwas Böses gegen sie vorzubringen wußte.

„Superbe! charmant!" sagten die Hofdamen, denn sie plauderten alle französisch, eine immer ärger als die andere.

„Wie der Vogel mich an die Spieldose der seligen Kaiserin erinnert," sagte ein alter Cavalier; „ach ja, das ist ganz derselbe Ton, derselbe Vortrag!"

„Ja," sagte der Kaiser, und dann weinte er, wie ein kleines Kind.

„Es wird doch hoffentlich kein natürlicher sein?" sagte die Prinzessin.

„Ja, es ist ein natürlicher Vogel," sagten Die, welche ihn gebracht hatten.

„So laßt den Vogel fliegen," sagte die Prinzessin, und sie wollte auf keine Weise gestatten, daß der Prinz käme.

Aber der ließ sich nicht einschüchtern; er bemalte sich das Antlitz mit Braun und Schwarz, drückte die Mütze tief über den Kopf und klopfte an.

„Guten Tag, Kaiser!" sagte er; „könnte ich nicht hier auf dem Schlosse einen Dienst bekommen?"

„Ja," sagte der Kaiser, „es sind aber so sehr Viele, die um Anstellung bitten; ich weiß daher nicht, ob es sich machen wird; ich werde aber an Dich denken. Doch da fällt mir eben ein, ich brauche Jemanden, der die Schweine hüten kann, denn deren habe ich viele, sehr viele."

Und der Prinz wurde angestellt als kaiserlicher Schweinehirt. Er bekam eine jämmerlich kleine Kammer unten beim Schweinekoben, und hier mußte er bleiben; aber den ganzen Tag saß er und arbeitete, und als es Abend war, hatte er einen niedlichen kleinen Topf gemacht; rings um denselben waren Schellen, und sobald der Topf kochte, klingelten sie aufs Schönste und spielten die alte Melodie:

„Ach, Du lieber Augustin,
Alles ist weg, weg, weg!"

Aber das Allerkünstlichste war doch, daß man, wenn man den Finger in den Dampf des Topfes hielt, sogleich riechen konnte, welche Speisen auf jedem Feuerherd in der Stadt zubereitet wurden. Das war wahrlich etwas ganz Anderes als die Rose.

Nun kam die Prinzessin mit allen ihren Hofdamen daherspaziert, und als sie die Melodie hörte, blieb sie stehen und sah ganz erfreut aus; denn sie konnte auch „Ach Du lieber Augustin" spielen; es war das Einzige, was sie konnte, aber das spielte sie mit Einem Finger.

„Das ist ja Das, was ich kann!" sagte sie. „Es muß ein gebildeter Schweinehirt sein! Höre, gehe hinunter und frage ihn, was das Instrument kostet."

Und da mußte eine der Hofdamen hinuntergehen; aber sie zog Holzpantoffeln an. —

„Was willst Du für den Topf haben?" fragte die Hofdame.

„Ich will zehn Küsse von der Prinzessin haben," sagte der Schweinehirt.

„Gott bewahre!" sagte die Hofdame.

„Ja, für weniger thue ich es nicht," antwortete der Schweinehirt.

„Nun, was antwortete er?" fragte die Prinzessin.

„Das mag ich gar nicht sagen," erwiderte die Hofdame.

„Ei, so kannst Du es mir ja ins Ohr flüstern."

„Er ist unartig!" sagte die Prinzessin, und dann ging sie. — Aber als sie ein kleines Stück gegangen war, erklangen die Schellen so lieblich:

„Ach, Du lieber Augustin,
Alles ist weg, weg, weg!"

„Höre," sagte die Prinzessin, „frage ihn, ob er zehn Küsse von meinen Hofdamen haben will."

„Ich danke schön," sagte der Schweinehirt; „zehn Küsse von der Prinzessin, oder ich behalte meinen Topf."

„Was ist doch das langweilig!" sagte die Prinzessin. „Aber dann müßt Ihr vor mir stehen, damit es Niemand sieht."

Und die Hofdamen stellten sich davor, und dann breiteten sie ihre





Kleider aus, und da bekam der Schweinehirt zehn Küsse, und sie erhielt den Topf.

Nun, das war eine Freude! Den ganzen Abend und den ganzen Tag mußte der Topf kochen; es gab nicht einen Feuerherd in der ganzen Stadt, von dem sie nicht wußten, was darauf gekocht wurde, sowohl beim Kammerherrn, wie beim Schuhmacher. Die Hofdamen tanzten und klatschten in die Hände.

„Wir wissen, wer süße Suppe und Eierkuchen essen wird; wir wissen, wer Grütze und Carbonade bekommt; wie ist das doch interessant!“

„Sehr interessant!“ sagte die Oberhofmeisterin.

„Ja, aber haltet reinen Mund, denn ich bin des Kaisers Tochter.“

„Ja wohl; das versteht sich!“ sagten Alle.

Der Schweinehirt, das heißt der Prinz — aber sie wußten es ja nicht anders, als daß er ein wirklicher Schweinehirt sei — ließ keinen Tag verstreichen, ohne etwas zu thun, und so machte er eine Knarre, wenn man die herumschwang, erklangen alle die Walzer, Hopser und Polkas, die man seit Erschaffung der Welt gekannt hat.

„Aber das ist superbe!“ sagte die Prinzessin, indem sie vorbeiging. „Ich habe nie eine schönere Composition gehört. Höre, gehe hinein und frage ihn, was das Instrument kostet; aber ich küsse nicht wieder!“

„Er will hundert Küsse von der Prinzessin haben,“ sagte die Hofdame, welche hineingegangen war, um zu fragen.

„Ich glaube, er ist verrückt!“ sagte die Prinzessin, und dann ging sie; aber als sie ein kleines Stück gegangen war, blieb sie stehen. „Man muß die Kunst aufmuntern,“ sagte sie. „Ich bin des Kaisers Tochter! Sage ihm, er solle, wie neulich, zehn Küsse haben; den Rest kann er von meinen Hofdamen bekommen.“

„Ach, aber wir thun es so ungern!“ sagten die Hofdamen.

„Das ist Geschwätz,“ sagte die Prinzessin; „und wenn ich ihn küssen kann, so könnt Ihr es auch. Bedenkt, ich gebe Euch Kost und Lohn!“ Und nun mußten die Hofdamen wieder zu ihm hinein.

„Hundert Küsse von der Prinzessin,“ sagte er, oder „Jeder behält das Seine.“

„Stellt Euch davor!“ sagte sie alsdann; und da stellten alle Hofdamen sich davor, und dann küßte er die Prinzessin.

„Was mag das wohl für ein Auflauf beim Schweinekoben sein?“ fragte der Kaiser, welcher auf dem Balcon hinausgetreten war. Er rieb sich die Augen und setzte die Brille auf. „Das sind ja die Hofdamen, die da ihr Wesen treiben; ich werde wohl zu ihnen hinunter müssen.“ — Und so zog er seine Pantoffeln hinten herauf, denn es waren Schuhe, die er niedergetreten hatte.

Potz Wetter, wie er sich sputete!

Sobald er in den Hof hinunter kam, ging er ganz leise, und die Hofdamen hatten so viel damit zu thun, die Küsse zu zählen, damit es ehrlich zugehe, daß sie den Kaiser gar nicht bemerkten. Er erhob sich auf den Zehen.

„Was ist das?“ sagte er, als er sah, daß sie sich küßten, und dann schlug er sie mit seinem Pantoffel an den Kopf, gerade als der Schweinehirt den sechsundachtzigsten Kuß erhielt.

„Packt Euch!“ sagte der Kaiser, denn er war böse. Und sowohl die Prinzessin, als der Schweinehirt wurden aus seinem Kaiserreiche hinausgestoßen.

Da stand sie nun und weinte; der Schweinehirt schalt, und der Regen strömte hernieder.

„Ach, ich elendes Geschöpf!“ sagte die Prinzessin; „hätte ich doch den schönen Prinzen genommen. Ach, wie unglücklich bin ich!“

Und der Schweinehirt ging hinter einen Baum, wischte das Schwarze und Braune aus seinem Gesicht, warf die schlechten Kleider von sich und trat nun in seiner Prinzentracht hervor, so schön, daß die Prinzessin sich verneigen mußte.

„Ich bin nun dahin gekommen, daß ich Dich verachte!" sagte er. „Du wolltest keinen ehrlichen Prinzen haben; Du verstandest Dich nicht auf die Rose und die Nachtigall; aber den Schweinehirten konntest Du für eine Spielerei küssen; das hast Du nun dafür!"

Und dann ging er in sein Königreich und machte ihr die Thür vor der Nase zu. Da konnte sie draußen stehen und singen:

„Ach, Du lieber Augustin,
Alles ist weg, weg, weg!"





Ole Luk-Oie.

Es gibt Niemanden in der ganzen Welt, der so viele Geschichten weiß, als Ole Luk-Oie. — Der kann gehörig erzählen!

So gegen Abend hin, wenn die Kinder noch so nett am Tische oder auf ihrem Schemel sitzen, kommt Ole Luk-Oie. Er kommt sachte die Treppe herauf, denn er geht auf Socken; er macht ganz leise die Thüren auf, und husch! da spritzt er den Kindern süße Milch in die Augen hinein, und das so fein, so fein, aber doch immer genug, sodaß sie die Augen nicht aufhalten und ihn deshalb auch nicht sehen können. Er schleicht sich gerade hinter sie, bläst ihnen sachte in den Nacken, und davon werden sie schwer im Kopf. O ja! aber es thut nicht weh, denn Ole Luk-Oie meint es gerade gut mit den Kindern; er will nur, daß sie ruhig sein sollen, und das sind sie am

ersten, wenn man sie zu Bette gebracht hat; sie sollen stille sein, damit er ihnen Geschichten erzählen kann. —

Wenn die Kinder dann schlafen, setzt sich Ole Luk-Oie auf ihr Bett. Er ist gut gekleidet; sein Rock ist von Seidenzeug, aber es ist unmöglich, zu sagen, von welcher Farbe, denn er glänzt grün, roth und blau, jenachdem er sich wendet. Unter jedem Arme hält er einen Regenschirm; den einen, mit Bildern darauf, spannt er über die guten Kinder aus, und dann träumen sie die ganze Nacht die herrlichsten Geschichten; aber einen andern Schirm hat er, wo durchaus nichts darauf ist; den stellt er über die unartigen Kinder, dann schlafen sie so dumm und haben am Morgen, wenn sie erwachen, nicht das Allergeringste geträumt.

Nun werden wir hören, wie Ole Luk-Oie an jedem Abend in einer ganzen Woche zu einem kleinen Knaben kam, welcher Hjalmar hieß, und was er ihm erzählte. Es sind sieben Geschichten, denn es sind sieben Tage in der Woche.



Montag.

„Höre ein Mal!“ sagte Ole Luk-Oie am Abend, als er Hjalmar zu Bette gebracht hatte; „nun werde ich aufputzen!“ Und da wurden alle Blumen in den Blumentöpfen zu großen Bäumen, welche ihre langen Zweige unter der Zimmerdecke und längs den Wänden ausstreckten, sodaß die ganze Stube wie ein prächtiges Lusthaus aussah; und alle Zweige waren voller Blumen, und jede Blume war noch schöner, als eine Rose, duftete so lieblich, und wollte man sie essen, so war sie noch süßer, als Eingemachtes! Die Früchte glänzten wie Gold, und es waren da Kuchen, die vor lauter Rosinen platzten. Es war unvergleichlich schön! Aber zu gleicher Zeit ertönte ein schreckliches Jammern aus dem Tischkasten her, wo Hjalmar's Schulbücher lagen.

„Was ist nur das?“ sagte Ole Luk-Oie und ging hin nach dem Tische und zog den Kasten auf. Es war die Schiefertafel, in der

es riß und wühlte, denn es war eine falsche Zahl in das Rechenexempel gekommen, sodaß es nahe daran war, auseinander zu fallen; der Griffel hüpfte und sprang an seinem Bande, gerade als ob er ein kleiner Hund wäre, der dem Rechenexempel helfen möchte; aber er konnte es nicht! — Und dann jammerte es auch in Hjalmar's Schreibebuch; o, es war ordentlich häßlich mit anzuhören! Auf jedem Blatte standen der Länge nach herunter die großen Buchstaben, ein jeder mit einem kleinen zur Seite: das war eine Vorschrift; und neben diesen standen wieder einige Buchstaben, welche eben so auszusehen glaubten, und diese hatte Hjalmar geschrieben; sie lagen aber fast gerade so, als ob sie über die Bleifederstriche gefallen wären, auf denen sie stehen sollten.

„Seht, so solltet Ihr Euch halten!" sagte die Vorschrift. „Seht, so schräg geneigt, mit einem kräftigen Schwung!"

„O, wir möchten gern," sagten Hjalmar's Buchstaben; „aber wir können nicht; wir sind so jämmerlich!"

„Dann müßt Ihr einnehmen!" sagte Ole Luk-Oie.

„O nein!" riefen sie, und da standen sie so schlank, daß es eine Lust war!

„Ja, nun können wir keine Geschichten erzählen!" sagte Ole Luk-Oie; „nun muß ich sie exerciren! Eins, zwei! Eins, zwei!" und so exercirte er die Buchstaben: und sie standen ganz schlank und so schön, wie nur eine Vorschrift stehen kann. Aber als Ole Luk-Oie ging und Hjalmar sie am Morgen besah, da waren sie eben so jämmerlich, wie früher.



Dienstag.

Sobald Hjalmar zu Bette war, berührte Ole Luk-Oie mit seiner kleinen Zauberspritze alle Möbeln in der Stube, und sogleich fingen die an zu plaudern, und allesammt sprachen sie von sich selbst, mit Ausnahme des Spucknapfes, welcher stumm dastand und sich darüber ärgerte, daß sie so eitel sein könnten, nur von sich selbst zu reden, nur an sich selbst zu denken und durchaus keine Rücksicht auf Den zu nehmen, der doch so bescheiden in der Ecke stand und sich bespucken ließ.

Ueber der Kommode hing ein großes Gemälde in einem vergoldeten Rahmen, das war eine Landschaft; man sah darauf große, alte Bäume, Blumen im Grase und einen breiten Fluß, welcher um den Wald herumfloß, an vielen Schlössern vorbei, und weit hinaus in das wilde Meer.

Ole Luk-Oie berührte mit seiner Zauberspritze das Gemälde, und da begannen die Vögel darauf zu singen, die Baumzweige bewegten sich und die Wolken zogen ordentlich weiter; man konnte ihren Schatten über die Landschaft hingleiten sehen.

Nun hob Ole Luk-Oie den kleinen Hjalmar zu dem Rahmen empor und stellte seine Füße in das Gemälde, gerade in das hohe Gras, und da stand er; die Sonne beschien ihn durch die Zweige der Bäume. Er lief hin zum Wasser und setzte sich in ein kleines Boot, welches dort lag; es war roth und weiß angestrichen, die Segel glänzten wie Silber, und sechs Schwäne, alle mit Goldkronen um den Hals und einem strahlenden blauen Stern auf dem Kopfe, zogen das Boot an dem grünen Walde vorbei, wo die Bäume von Räubern und Hexen und die Blumen von den niedlichen kleinen Elfen und von Dem, was die Schmetterlinge ihnen gesagt hatten, erzählten.

Die herrlichsten Fische, mit Schuppen wie Silber und Gold, schwammen dem Boote nach; mitunter machten sie einen Sprung, sodaß es im Wasser plätscherte, und Vögel, roth und blau, klein und groß, flogen in zwei langen Reihen hinterher; die Mücken tanzten und die Maikäfer sagten: „Bum! Bum!“ Sie wollten Hjalmar Alle folgen, und sie Alle hatten eine Geschichte zu erzählen.

Das war eine Lustfahrt! Bald waren die Wälder so dicht und so dunkel, bald waren sie wie der herrlichste Garten mit Sonnenschein und Blumen; und da lagen große Schlösser von Glas und von Marmor; auf den Altanen standen Prinzessinnen, und diese waren Alle kleine Mädchen, die Hjalmar gut kannte; er hatte früher mit ihnen gespielt. Sie streckten jede die Hand aus und hielten das niedlichste Zuckerherz hin, welches je eine Kuchenfrau verkaufen konnte; und Hjalmar faßte die eine Seite des Zuckerherzens an, indem er vorbeifuhr, und die Prinzessin hielt recht fest, und so bekam Jeder ein Stück: sie das kleinste, Hjalmar das allergrößte. Bei jedem Schlosse standen kleine Prinzen Schildwache; sie schulterten mit

Goldsäbeln und ließen Rosinen und Zinnsoldaten regnen; das sah man ihnen an, daß es ächte Prinzen waren!

Bald segelte Hjalmar durch Wälder, bald durch große Säle, oder mitten durch eine Stadt; er kam auch durch die, in welcher sein Kindermädchen wohnte, welches ihn getragen hatte, da er noch ein ganz kleiner Knabe war, und das ihm immer so gut gewesen; und sie nickte und winkte und sang den niedlichen kleinen Vers, den sie selbst gedichtet und Hjalmar gesandt hatte:

Ich denke Deiner so manches Mal,
Mein theurer Hjalmar, Du Lieber!
Ich gab Dir Küsse ja ohne Zahl
Auf Stirne, Mund, Augenlider.
Ich hörte Dich lallen das erste Wort,
Doch mußt' ich Dir Abschied sagen.
Es segne der Herr Dich an jedem Ort,
Du Engel, den ich getragen!

Und alle Vögel sangen mit, die Blumen tanzten auf den Stielen und die alten Bäume nickten, gerade als ob Ole Luk-Oie ihnen auch Geschichten erzählte.



Mittwoch.

Nein, wie strömte der Regen draußen hernieder! Hjalmar konnte es im Schlafe hören; und da Ole Luk-Oie ein Fenster öffnete, stand das Wasser gerade herauf bis an das Fensterbrett; es war ein ganzer See da draußen, aber das prächtigste Schiff lag dicht am Hause.

„Willst Du mitsegeln, kleiner Hjalmar?“ fragte Ole Luk-Oie, „so kannst Du diese Nacht nach fremden Ländern gelangen und morgen wieder hier sein!“ —

Und da stand Hjalmar plötzlich in seinen Sonntagskleidern mitten auf dem prächtigen Schiffe, und sogleich wurde das Wetter schön, und sie segelten durch die Straßen, kreuzten um die Kirche, und nun war Alles eine große, wilde See. Sie segelten so lange, bis kein Land mehr zu erblicken war, und sie sahen einen Flug Störche, die kamen auch aus der Heimath und wollten nach den warmen Ländern; ein Storch flog immer hinter dem andern, und sie waren schon

so weit, so weit geflogen! Einer von ihnen war so ermüdet, daß seine Flügel ihn kaum noch zu tragen vermochten; es war der allerletzte in der Reihe, und bald blieb er ein großes Stück zurück; zuletzt sank er mit ausgebreiteten Flügeln tiefer und tiefer; er machte noch ein paar Schläge mit den Schwingen, aber es half nichts; nun berührte er mit seinen Füßen das Tauwerk des Schiffes, nun glitt er vom Segel herab, und bums! da stand er auf dem Verdecke.

Nun nahm der Schiffsjunge ihn und setzte ihn in das Hühnerhaus, zu den Hühnern, Enten und Truthähnen; der arme Storch stand ganz befangen mitten unter ihnen.

„Sieh den Kerl an!" sagten alle Hühner.

Und der kalekutische Hahn blies sich so dick auf, wie er konnte, und fragte, wer er wäre; und die Enten gingen rückwärts und pufften einander: „Rappel Dich! Rappel Dich!"

Und der Storch erzählte vom warmen Afrika, von den Pyramiden und vom Strauße, der einem wilden Pferde gleich die Wüste durchlaufe; aber die Enten verstanden nicht, was er sagte, und dann pufften sie einander: „Wir sind doch wohl Alle derselben Meinung, nämlich, daß er dumm ist?"

„Ja, sicher ist er dumm!" sagte der Truthahn, und dann kollerte er. Da schwieg der Storch ganz stille und dachte an sein Afrika.

„Das sind ja herrliche dünne Beine, die Ihr habt!" sagte der Kalekute. „Was kostet die Elle davon?"

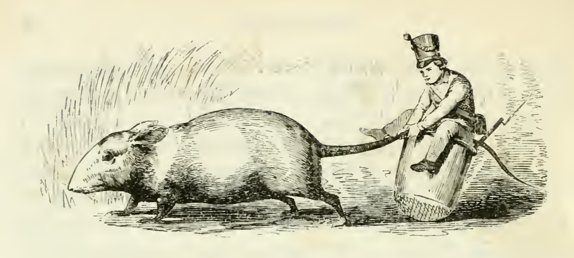
„Skrat, skrat, skrat!" grinsten alle Enten; aber der Storch that, als ob er es gar nicht höre.

„Ihr könnt immer mitlachen," sagte der Kalekute zu ihm; „denn es war sehr witzig gesagt! Oder war es Euch vielleicht zu hoch? Ach, ach! er ist nicht vielseitig! Wir wollen interessant unter uns

selbst bleiben!“ Und dann kluckte er, und die Enten schnatterten: „Gik, gak! Gik, gak!“ Es war erschrecklich, wie sie sich selbst belustigten.

Aber Hjalmar ging nach dem Hühnerhause, öffnete die Thüre, rief den Storch, und der hüpfte zu ihm heraus auf das Verdeck. Nun hatte er ja ausgeruht, und es war gleichsam, als ob er Hjalmar zunicke, um ihm zu danken. Darauf entfaltete er seine Schwingen und flog nach den warmen Ländern; aber die Hühner kluckten, die Enten schnatterten und der kalekutische Hahn wurde ganz feuerroth im Kopfe.

„Morgen werden wir Suppe von Euch kochen!“ sagte Hjalmar, und damit erwachte er und lag in seinem kleinen Bette. Es war doch eine sonderbare Reise, die Ole Luk-Oie ihn diese Nacht hatte machen lassen!



Donnerstag.

„Weißt Du was?“ sagte Ole Luk-Oie. „Werde nur nicht furchtsam! Hier wirst Du eine kleine Maus sehen!“ Und dann hielt er ihm seine Hand hin, mit dem leichten, niedlichen Thiere in derselben. „Sie ist gekommen, um Dich zur Hochzeit einzuladen. Hier sind diese Nacht zwei kleine Mäuse, die in den Stand der Ehe treten wollen. Sie wohnen unter Deiner Mutter Speisekammerfußboden: das soll eine schöne Wohnung sein!“

„Aber wie kann ich durch das kleine Mäuseloch im Fußboden kommen?“ fragte Hjalmar.

„Da laß mich nur sorgen!“ sagte Ole Luk-Oie. „Ich werde Dich schon klein machen!“ Und nun berührte er Hjalmar mit seiner Zauberspritze, worauf dieser sogleich kleiner und kleiner wurde; zuletzt war er keinen Finger lang. „Nun kannst Du Dir die Kleider des Zinnsoldaten leihen; ich denke, sie werden Dir passen, und es sieht so gut aus, Uniform anzuhaben, wenn man in Gesellschaft ist!“

„Ja freilich!“ sagte Hjalmar, und da war er im Augenblick wie der niedlichste Zinnsoldat angekleidet.

„Wollen Sie nicht so gut sein und sich in Ihrer Mutter Fingerhut setzen,“ sagte die kleine Maus; „dann werde ich die Ehre haben, Sie zu ziehen!“

„Gott, wollen sich das Fräulein selbst bemühen!" sagte Hjalmar; und so fuhren sie zur Mäusehochzeit.

Zuerst kamen sie unter dem Fußboden in einen langen Gang, der gar nicht höher war, als daß sie gerade mit dem Fingerhut dort fahren konnten; und der ganze Gang war mit faulem Holze illuminirt.

„Riecht es hier nicht herrlich?" fragte die Maus, die ihn zog. „Der ganze Gang ist mit Speckschwarten geschmiert worden! Es kann nichts Schöneres geben!"

Nun kamen sie in den Brautsaal hinein. Hier standen zur Rechten alle kleinen Mäusedamen; und die wisperten und pisperten, als ob sie einander zum Besten hätten. Zur Linken standen alle Mäuseherren und strichen sich mit der Pfote den Schnauzbart; mitten in dem Saale aber sah man das Brautpaar; die standen in einer ausgehöhlten Käserinde und küßten sich gar erschrecklich viel vor Aller Augen, denn sie waren ja Verlobte und sollten nun gleich Hochzeit halten.

Es kamen immer mehr und mehr Fremde; die eine Maus war nahe daran, die andere todt zu treten, und das Brautpaar hatte sich mitten in die Thüre gestellt, sodaß man weder hinaus noch herein gelangen konnte. Die Stube war eben so wie der Gang mit Speckschwarten eingeschmiert; das war die ganze Bewirthung; aber zum Dessert wurde eine Erbse vorgezeigt, in die eine Maus aus der Familie den Namen des Brautpaares eingebissen hatte, das heißt: den ersten Buchstaben. Das war etwas ganz Außerordentliches!

Alle Mäuse sagten, daß es eine schöne Hochzeit sei, und daß die Unterhaltung sehr angenehm gewesen wäre.

Und dann fuhr Hjalmar wieder nach Hause; er war wahrlich in vornehmer Gesellschaft gewesen, aber er hatte auch ordentlich zusammenkriechen, sich klein machen und Zinnsoldatenuniform anziehen müssen.



Freitag.

„Es ist unglaublich, wie viele ältere Leute es gibt, die mich gar zu gern haben möchten!" sagte Ole Luk-Oie. „Es sind besonders Die, welche etwas Böses verübt haben. „„Guter, kleiner Ole,"" sagen sie zu mir; „„wir können die Augen nicht schließen, und so liegen wir die ganze Nacht und sehen alle unsere bösen Thaten, die wie häßliche kleine Kobolde auf der Bettstelle sitzen und uns mit heißem Wasser bespritzen; möchtest Du doch kommen und sie fortjagen, damit wir einen guten Schlaf bekämen;"" und dann seufzen sie so tief; „„wir möchten es wahrlich gern bezahlen; gute Nacht, Ole! das Geld liegt im Fenster!"" Aber ich thue es nicht für Geld," sagte Ole Luk-Oie.

„Was wollen wir nun diese Nacht vornehmen?" fragte Hjalmar.

„Ja, ich weiß nicht, ob Du diese Nacht wieder Lust hast, zur Hochzeit zu gehen; es ist eine andere Art, als die gestrige war. Deiner

Schwester große Puppe, die, welche wie ein Mann aussieht und Herrmann genannt wird, will sich mit der Puppe Bertha verheirathen. Es ist obendrein der Puppe Geburtstag, und deshalb werden sie sehr viele Geschenke bekommen!"

„Ja, das kenne ich schon," sagte Hjalmar. „Immer wenn die Puppen neue Kleider brauchen, dann läßt meine Schwester sie ihren Geburtstag feiern oder Hochzeit halten; das ist sicher schon hundert Mal geschehen!"

„Ja, aber in dieser Nacht ist es die hundert und erste Hochzeit, und wenn hundert und eins aus ist, dann ist Alles vorbei! Deshalb wird auch diese so beispiellos schön. Sieh nur einmal!"

Und Hjalmar sah nach dem Tische. Da stand das kleine Papphaus mit Licht in den Fenstern, und draußen davor präsentirten alle Zinnsoldaten das Gewehr. Das Brautpaar saß ganz gedankenvoll, wozu es wohl Ursache hatte, auf dem Fußboden, und lehnte sich gegen das Tischbein. Aber Ole Luk-Oie, in der Großmutter schwarzen Rock gekleidet, traute sie. Als die Trauung vorbei war, stimmten alle Möbeln in der Stube folgenden schönen Gesang an, welcher von der Bleifeder geschrieben war; er ging nach der Melodie des Zapfenstreiches.

Das Lied ertöne, wie der Wind;
Dem Brautpaar Hoch! das sich verbind't;
Sie prangen Beide steif und blind,
Da sie von Handschuhleder sind!
:,:Hurrah, Hurrah! ob taub und blind,
Wir singen es in Wetter und Wind!:,:

Und nun bekamen sie Geschenke; aber sie hatten sich alle Speisewaaren verbeten, denn sie hatten an ihrer Liebe genug.

„Wollen wir nun eine Sommerwohnung beziehen oder auf Reisen gehen?" fragte der Bräutigam. Und da wurde die Schwalbe, die

so viel gereist war, und die alte Hofhenne, welche fünf Mal Küchlein ausgebrütet hatte, zu Rathe gezogen. Und die Schwalbe erzählte von den herrlichen warmen Ländern, wo die Weintrauben so groß und schwer hingen, wo die Luft so mild sei und die Berge Farben hätten, wie man sie hier gar nicht an denselben kenne!

„Sie haben doch nicht unsern Braunkohl!" sagte die Henne. „Ich war einen Sommer lang mit allen meinen Küchlein auf dem Lande; da war eine Sandgrube, in der wir umhergehen und kratzen konnten; und dann hatten wir Zutritt zu einem Garten mit Braunkohl! O, wie war der herrlich! Ich kann mir nichts Schöneres denken."

„Aber der eine Kohlstrunk sieht gerade so aus, wie der andere," sagte die Schwalbe; „und dann ist hier so oft schlechtes Wetter!"

„Ja, daran ist man gewöhnt!" sagte die Henne.

„Aber hier ist es kalt, und es friert!"

„Das ist gut für den Kohl!" sagte die Henne. „Uebrigens können wir es auch warm haben! Hatten wir nicht vor vier Jahren einen Sommer, der fünf Wochen lang währte; es war hier so heiß, man konnte nicht athmen! Und dann haben wir nicht alle die giftigen Thiere, die sie dort haben! Und wir sind von Räubern frei! Der ist ein Bösewicht, der nicht findet, daß unser Land das schönste ist! Er verdient wahrlich nicht, hier zu sein!" Und dann weinte die Henne und fuhr fort: „Ich bin auch gereist! Ich bin in einer Bütte über zwölf Meilen gefahren! Es ist durchaus kein Vergnügen beim Reisen!"

„Ja, die Henne ist eine vernünftige Frau!" sagte die Puppe Bertha. „Ich halte auch nichts davon, Berge zu bereisen, denn das geht nur hinauf und dann wieder herunter! Nein, wir wollen hinaus vors Thor in die Sandgrube ziehen und im Kohlgarten spazieren!"

Und dabei blieb es.



Sonnabend.

„Bekomme ich nun Geschichten zu hören?“ fragte der kleine Hjalmar, sobald Ole Luk-Oie ihn in den Schlaf gebracht hatte.

„Diesen Abend haben wir nicht Zeit dazu,“ sagte Ole Luk-Oie und spannte seinen schönsten Regenschirm über ihm auf. „Betrachte nun diese Chinesen!“ Und der ganze Regenschirm sah aus, wie eine große chinesische Schaale mit blauen Bäumen und spitzen Brücken und mit kleinen Chinesen darauf, die dastanden und mit dem Kopfe nickten. „Wir müssen die ganze Welt zu morgen schön aufgeputzt haben,“ sagte Ole Luk-Oie; „es ist ja dann ein Feiertag, es ist Sonntag. Ich will nach den Kirchthürmen hin, um zu sehen, ob die kleinen Kirchenkobolde die Glocken poliren, damit sie hübsch klingen; ich will hinaus auf das Feld und sehen, ob die Winde den Staub von Gras und Blättern blasen; und was die größte Arbeit ist, ich will alle Sterne herunterholen, um sie zu poliren. Ich nehme sie in

meine Schürze; aber erst muß ein jeder numerirt werden, und die Löcher, worin sie da oben sitzen, müssen auch numerirt werden, damit sie wieder auf den rechten Fleck kommen können, sonst würden sie nicht festsitzen, und wir bekämen zu viele Sternschnuppen, indem der eine nach dem andern herunterpurzeln würde!"

„Hören Sie, wissen Sie was, Herr Luk-Oie!" sagte ein altes Portrait, welches an der Wand hing, wo Hjalmar schlief; „ich bin Hjalmar's Urgroßvater; ich danke Ihnen, daß Sie dem Knaben Geschichten erzählen, aber Sie müssen seine Begriffe nicht verdrehen. Die Sterne können nicht heruntergenommen und polirt werden! Die Sterne sind Weltkugeln, eben so wie unsere Erde, und das ist gerade das Gute an ihnen."

„Ich danke Dir, Du alter Urgroßvater!" sagte Ole Luk-Oie; „ich danke Dir! Du bist ja das Haupt der Familie; Du bist das Urhaupt; aber ich bin doch älter, als Du! Ich bin ein alter Heide; Römer und Griechen nannten mich den Traumgott! Ich bin in die vornehmsten Häuser gekommen und komme noch dahin! Ich weiß sowohl mit Geringen, wie mit Großen umzugehen! Nun kannst Du erzählen!" — Und da ging Ole Luk-Oie und nahm seinen Regenschirm mit.

„Nun! Nun! Man darf wohl gar seine Meinung nicht mehr sagen!" brummte das alte Portrait.

Und da erwachte Hjalmar.



Sonntag.

„Guten Abend!" sagte Ole Luk-Oie, und Hjalmar nickte und sprang dann hin und kehrte das Portrait des Urgroßvaters gegen die Wand um, damit es nicht, wie gestern, mit hineinsprechen möchte.

„Nun mußt Du mir Geschichten erzählen: von den fünf grünen Erbsen, die in einer Schote wohnten, und von dem Hahnenfuß, der dem Hühnerfuße den Hof machte, und von der Stopfnadel, die so vornehm that, daß sie sich einbildete, eine Nähnadel zu sein!"

„Man kann auch des Guten zu viel bekommen!" sagte Ole Luk-Oie. „Du weißt doch wohl, daß ich Dir am liebsten etwas zeige! Ich will Dir meinen Bruder zeigen. Er heißt auch Ole Luk-Oie, aber er kommt zu Niemand öfter, als einmal, und zu wem er kommt,

den nimmt er mit auf seinem Pferde und erzählt ihm Geschichten. Er kennt nur zwei; die eine ist so außerordentlich schön, daß Niemand in der Welt sie sich denken kann, und die andere ist so häßlich und gräulich — es ist gar nicht zu beschreiben!" Und dann hob Ole Luk-Oie den kleinen Hjalmar zum Fenster hinauf und sagte: „Da wirst Du meinen Bruder sehen, den andern Ole Luk-Oie! Sie nennen ihn auch den Tod! Siehst Du, er sieht gar nicht so schlimm aus, wie in den Bilderbüchern, wo er nur ein Knochengerippe ist! Nein, das ist Silberstickerei, die er auf dem Kleide hat; das ist die schönste Husarenuniform; ein Mantel von schwarzem Sammet fliegt hinten über das Pferd! Sieh', wie er im Galopp reitet."

Und Hjalmar sah, wie dieser Ole Luk-Oie davonritt und sowohl junge, wie alte Leute auf sein Pferd nahm; Einige setzte er vorn, Andere hinten auf, aber immer fragte er erst: „Wie steht es mit dem Censurbuch?"

„Gut!" sagten sie allesammt.

„Ja, laß mich selbst sehen!" sagte er; und dann mußten sie ihm das Buch zeigen; und alle Die, welche „Sehr gut" und „Ausgezeichnet gut" hatten, kamen vorne aufs Pferd und bekamen die herrliche Geschichte zu hören; Die aber, welche „Ziemlich gut" und „Mittelmäßig" hatten, mußten hinten auf, und bekamen die gräuliche Geschichte; sie zitterten und weinten, sie wollten vom Pferde springen, konnten es aber nicht, denn sie waren sogleich daran fest gewachsen.

„Aber der Tod ist ja der prächtigste Ole Luk-Oie!" sagte Hjalmar. „Vor ihm bin ich nicht bange!"

„Das sollst Du auch nicht!" sagte Ole Luk-Oie. „Sieh nur zu, daß Du ein gutes Censurbuch hast!"

„Ja, das ist lehrreich!“ murmelte des Urgroßvaters Portrait. „Es hilft doch, wenn man seine Meinung sagt!“ Und nun gab er sich zufrieden.

Sieh, das ist die Geschichte vom Ole Luk-Oie; nun mag er Dir selbst diesen Abend mehr erzählen!





Däumelinchen.

Es war einmal eine Frau, die sich sehr ein ganz kleines Kind wünschte; aber sie wußte gar nicht, woher sie es nehmen sollte. Da ging sie zu einer alten Hexe und sagte zu ihr: „Ich möchte so herzlich gern ein kleines Kind haben; kannst Du mir nicht sagen, wo ich das bekommen kann?"

„O! damit wollen wir schon fertig werden!" sagte die Hexe. „Da hast Du ein Gerstenkorn; das ist gar nicht von der Art, wie die, welche auf des Landmanns Feld wachsen, oder welche die Hühner zu fressen bekommen; lege das in einen Blumentopf, so wirst Du was zu sehen bekommen!"

„Ich danke Dir!" sagte die Frau und gab der Hexe zwölf Schillinge, denn so viel kostete es. Dann ging sie nach Hause und pflanzte das Gerstenkorn; und sogleich wuchs da eine herrliche, große Blume,

die sah aus, wie eine Tulpe; aber die Blätter schlossen sich fest zusammen, gerade als ob sie noch in der Knospe wäre.

„Das ist eine wunderhübsche Blume!" sagte die Frau und küßte sie auf die rothen und gelben Blätter; aber gerade indem sie darauf küßte, öffnete die Blume sich mit einem Knall. Es war eine wirkliche Tulpe, wie man nun sehen konnte; aber mitten in der Blume saß auf dem grünen Samengriffel ein ganz kleines Mädchen, so fein und niedlich! Sie war kaum einen halben Daumen hoch, und deshalb wurde sie Däumelinchen genannt.

Eine niedliche, lackirte Wallnußschale bekam sie zur Wiege, blaue Veilchenblätter waren ihre Matratzen und ein Rosenblatt ihr Deckbett. Da schlief sie des Nachts, aber am Tage spielte sie auf dem Tische, wo die Frau einen Teller hingestellt und ringsum mit einem Kranz von Blumen belegt hatte, deren Stengel in Wasser standen; darin schwamm ein großes Tulpenblatt, und auf diesem konnte Däumelinchen sitzen und von der einen Seite des Tellers nach der andern fahren; zum Rudern hatte sie zwei weiße Pferdehaare. Das sah einmal wunderhübsch aus! Sie konnte auch singen, und so fein und niedlich, wie man es noch nie gehört hatte. —

Einst, als sie Nachts in ihrem schönen Bette lag, kam eine häßliche Kröte durch das Fenster hereingehüpft, in dem eine Scheibe entzwei war. Die Kröte war sehr häßlich, groß und naß; sie hüpfte gerade auf den Tisch hinab, wo Däumelinchen lag und unter dem rothen Rosenblatte schlief.

„Das wäre eine schöne Frau für meinen Sohn!" sagte die Kröte; und da nahm sie die Wallnußschale, worin Däumelinchen schlief, und hüpfte mit ihr durchs Fenster, in den Garten hinunter.

Da floß ein großer, breiter Bach; aber das Ufer war sumpfig und morastig; hier wohnte die Kröte mit ihrem Sohne. Hu! der

war häßlich und garstig und glich ganz seiner Mutter! „Koax, koax, brekkekekex!“ Das war Alles, was er sagen konnte, als er das niedliche kleine Mädchen in der Wallnußschale erblickte.

„Sprich nicht so laut, denn sonst erwacht sie!“ sagte die alte Kröte. „Sie könnte uns noch entlaufen, denn sie ist so leicht, wie ein Schwanenflaum! Wir wollen sie auf eins der breiten Nixenblumenblätter in den Bach hinaus setzen; das ist für sie, die so leicht und klein ist, gerade wie eine Insel! Da kann sie nicht davonlaufen, während wir die Staatsstube unten unter dem Morast, wo Ihr wohnen und hausen sollt, in Stand setzen.“

Draußen in dem Bache wuchsen viele Nixenblumen mit den breiten grünen Blättern, welche aussehen, als schwämmen sie oben auf dem Wasser; das Blatt, welches am weitesten hinauslag, war auch das allergrößte; da schwamm die alte Kröte hinaus und setzte darauf die Wallnußschale mit Däumelinchen.

Das kleine, kleine Wesen erwachte früh Morgens, und als sie sah, wo sie war, fing sie recht bitterlich an zu weinen; denn es war Wasser zu allen Seiten des großen grünen Blattes, und sie konnte gar nicht an das Land kommen. —

Die alte Kröte saß unten im Morast und putzte ihre Stube mit Schilf und gelben Fischblattblumen aus; — es sollte da recht hübsch für die neue Schwiegertochter werden; — dann schwamm sie mit dem häßlichen Sohne zum Blatte hinaus, wo Däumelinchen war. Sie wollten ihr hübsches Bett holen, das sollte in das Brautgemach gestellt werden, bevor sie es selbst betrat. Die alte Kröte verneigte sich tief im Wasser vor ihr und sagte: „Hier siehst Du meinen Sohn, er wird Dein Mann sein; und Ihr werdet recht prächtig unten im Morast wohnen!“





„Koax, koax, brekkekekex!“ war Alles, was der Sohn sagen konnte.

Dann nahmen sie das niedliche kleine Bett und schwammen damit fort; aber Däumelinchen saß ganz allein auf dem grünen Blatte und weinte, denn sie mochte nicht bei der garstigen Kröte wohnen oder ihren häßlichen Sohn zum Manne haben. Die kleinen Fische, welche unten im Wasser schwammen, hatten die Kröte wohl gesehen und auch gehört, was sie gesagt hatte: deshalb streckten sie die Köpfe hervor; sie wollten doch das kleine Mädchen sehen. Sobald sie es erblickten, fanden sie dasselbe so niedlich, daß es ihnen recht leid that, daß es zur häßlichen Kröte hinunter sollte. Nein, das durfte nie geschehen! Sie versammelten sich unten im Wasser rings um den grünen Stengel, welcher das Blatt hielt, auf dem es stand, nagten mit den Zähnen den Stiel ab, und da schwamm das Blatt den Bach hinab mit Däumelinchen davon, weit weg, wo die Kröte sie nicht erreichen konnte.

Däumelinchen segelte vor vielen Städten vorbei, und die kleinen Vögel saßen in den Büschen, sahen sie und sangen: „Welch liebliches kleines Mädchen!“ Das Blatt schwamm mit ihr immer weiter und weiter fort; so reiste Däumelinchen außer Landes.

Ein niedlicher, kleiner weißer Schmetterling umflatterte sie stets und ließ sich zuletzt auf das Blatt nieder; Däumelinchen gefiel ihm, und sie war sehr erfreut darüber; denn nun konnte die Kröte sie nicht erreichen, und es war so schön, wo sie fuhr; die Sonne schien auf das Wasser und dieses glänzte, wie das herrlichste Gold. Sie nahm ihren Gürtel und band das eine Ende um den Schmetterling, das andere Ende des Bandes befestigte sie am Blatte; das glitt nun viel schneller davon und sie mit, denn sie stand ja auf demselben.

Da kam ein großer Maikäfer angeflogen, der erblickte sie und schlang augenblicklich seine Klauen um ihren schlanken Leib und flog

mit ihr auf den Baum. Das grüne Blatt schwamm den Bach hinab, und der Schmetterling flog mit, denn er war an das Blatt festgebunden und konnte nicht von dem Blatte loskommen.

Gott, wie war das arme Däumelinchen erschrocken, als der Maikäfer mit ihr auf den Baum flog. Aber hauptsächlich war sie wegen des schönen weißen Schmetterlings betrübt, den sie an das Blatt festgebunden hatte; im Fall er sich nun nicht befreien könnte, müßte er ja verhungern. Allein darum kümmerte sich der Maikäfer gar nicht. Er setzte sich mit ihr auf das größte grüne Blatt des Baumes, gab ihr das Süße der Blumen zu essen und sagte, daß sie so niedlich sei, obgleich sie einem Maikäfer durchaus nicht gliche. Später kamen alle andern Maikäfer, die im Baume wohnten, und machten Visite; sie betrachteten Däumelinchen, und die Maikäferfräulein rümpften die Fühlhörner und sagten: „Sie hat doch nicht mehr als zwei Beine; das sieht erbärmlich aus!“ „Sie hat keine Fühlhörner!“ sagte eine andere. „Sie ist so schlank in der Taille; pfui! sie sieht wie ein Mensch aus! Wie sie häßlich ist!“ sagten alle Maikäferinnen, und doch war Däumelinchen so niedlich. Das erkannte auch der Maikäfer, der sie geraubt hatte. Aber als alle die Andern sagten, sie sei häßlich, glaubte er es zuletzt auch und wollte sie gar nicht haben; sie könne gehen, wohin sie wolle. Nun flogen sie mit ihr den Baum hinab und setzten sie auf ein Gänseblümchen; da weinte sie, weil sie so häßlich sei, daß die Maikäfer sie nicht haben wollten, und doch war sie das Lieblichste, was man sich denken konnte, so fein und zart, wie das schönste Rosenblatt.

Den ganzen Sommer über lebte das arme Däumelinchen ganz allein in dem großen Walde. Sie flocht sich ein Bett aus Grashalmen und hing es unter einem Kleeblatte auf, so war sie vor dem Regen geschützt; sie pflückte das Süße der Blumen zur Speise und trank vom

Thau, der jeden Morgen auf den Blättern stand. So vergingen Sommer und Herbst, aber nun kam der Winter, der kalte, lange Winter. Alle Vögel, die so schön vor ihr gesungen hatten, flogen davon; Bäume und Blumen verdorrten; das große Kleeblatt, unter dem sie gewohnt hatte, rollte zusammen, und es blieb nichts als ein gelber verwelkter Stengel zurück; und sie fror erschrecklich, denn ihre Kleider waren entzwei, und sie war selbst so fein und klein, das arme Däumelinchen: sie mußte erfrieren. Es fing an zu schneien, und jede Schneeflocke, die auf sie fiel, war, als wenn man auf uns eine ganze Schaufel voll wirft; denn wir sind groß und sie war nur einen Zoll lang. Da hüllte sie sich in ein dürres Blatt ein; aber das riß in der Mitte entzwei und wollte nicht wärmen; sie zitterte vor Kälte.

Dicht vor dem Walde, wohin sie nun gekommen war, lag ein großes Kornfeld; aber das Korn war seit langer Zeit fort; nur die nackten, trocknen Stoppeln standen aus der gefrornen Erde hervor. Die waren gerade wie ein ganzer Wald für sie zu durchwandern; o, wie zitterte sie vor Kälte! Da gelangte sie vor die Thüre der Feldmaus. Die hatte ein kleines Loch unter den Kornstoppeln. Da wohnte die Feldmaus warm und gemüthlich, hatte die ganze Stube voll Korn, eine herrliche Küche und Speisekammer. Das arme Däumelinchen stellte sich in die Thüre, gerade wie ein armes Bettelmädchen, und bat um ein kleines Stück von einem Gerstenkorn, denn sie hatte seit zwei Tagen nicht das Mindeste zu essen gehabt.

„Du armes Thierchen!" sagte die Feldmaus, denn im Grunde war es eine gute alte Feldmaus; „komm herein in meine warme Stube und speise mit mir!"

Da ihr nun Däumelinchen gefiel, sagte sie: „Du kannst meinetwegen den Winter über bei mir bleiben, aber Du mußt meine Stube sauber und rein halten und mir Geschichten erzählen, denn die liebe ich

sehr." Und Däumelinchen that, was die gute alte Feldmaus verlangte, und hatte es dafür außerordentlich gut.

„Nun werden wir bald Besuch erhalten!" sagte die Feldmaus; „mein Nachbar pflegt mich alle Wochen ein Mal zu besuchen. Er steht sich noch besser, als ich, hat große Säle und trägt einen schönen, schwarzen Sammetpelz! Wenn Du den nur zum Manne bekommen könntest, so wärest Du gut versorgt. Aber er kann nicht sehen. Du mußt ihm die niedlichsten Geschichten erzählen, die Du weißt!"

Aber darum kümmerte sich Däumelinchen nicht; ihr lag gar nichts an dem Nachbar, denn es war ja ein Maulwurf.

Dieser kam und stattete in seinem schwarzen Sammetpelz Besuch ab. Er sei so reich und so gelehrt, sagte die Feldmaus; seine Wohnung sei auch über zwanzig Mal größer, als die der Feldmaus. Gelehrsamkeit besaß er, aber die Sonne und die schönen Blumen mochte er gar nicht leiden; von diesen sprach er schlecht, denn er hatte sie nie gesehen.

Däumelinchen mußte singen, und sie sang „Maikäfer, fliege!" und „Geht der Pfaffe auf das Feld". Da verliebte sich der Maulwurf in sie, der schönen Stimme halber; aber er sagte nichts: er war ein besonnener Mann. —

Er hatte sich vor Kurzem einen langen Gang durch die Erde von seinem bis zu ihrem Hause gegraben; in diesem erhielten die Feldmaus und Däumelinchen Erlaubniß, zu spazieren, so viel sie wollten. Aber er bat sie, sich nicht vor dem todten Vogel zu fürchten, der in dem Gange läge. Es war ein ganzer Vogel mit Federn und Schnabel, der sicher erst kürzlich gestorben war und nun begraben lag, gerade wo Jener seinen Gang gemacht hatte.

Der Maulwurf nahm ein Stück faules Holz in's Maul, denn das schimmert wie Feuer im Dunkeln, und ging dann voran und

leuchtete ihnen in dem langen, finstern Gange. Als sie dahin kamen, wo der todte Vogel lag, stemmte der Maulwurf seine breite Nase gegen die Decke und stieß die Erde auf, sodaß ein großes Loch entstand, durch welches das Licht hinunterscheinen konnte. Mitten auf dem Fußboden lag eine todte Schwalbe, die schönen Flügel fest an die Seiten gedrückt, die Füße und den Kopf unter die Federn gezogen; der arme Vogel war sicher vor Kälte gestorben. Das that Däumelinchen so leid; sie hielt so viel von allen kleinen Vögeln; die hatten ja den ganzen Sommer so schön vor ihr gesungen und gezwitschert; aber der Maulwurf stieß ihn mit seinen kurzen Beinen und sagte: „Nun pfeift er nicht mehr! Es muß doch erbärmlich sein, als kleiner Vogel geboren zu werden! Gott sei Dank, daß keins von meinen Kindern das wird; ein solcher Vogel hat ja nichts außer seinem Quivit und muß im Winter verhungern!"

„Ja, das mögt Ihr, als vernünftiger Mann, wohl sagen," sagte die Feldmaus. „Was hat der Vogel für all sein Quivit, wenn der Winter kommt? Er muß hungern und frieren. Doch das soll wohl gar vornehm sein!"

Däumelinchen sagte nichts, als aber die beiden Andern dem Vogel den Rücken wandten, neigte sie sich herab, schob die Federn zur Seite, welche den Kopf bedeckten, und küßte ihn auf die geschlossenen Augen.

„Vielleicht war er es, der so hübsch vor mir im Sommer sang," dachte sie. „Wie viel Freude hat er mir nicht gemacht, der liebe, schöne Vogel!"

Der Maulwurf stopfte nun das Loch zu, durch welches der Tag hereinschien, und begleitete dann die Damen nach Hause. Aber des Nachts konnte Däumelinchen gar nicht schlafen; da stand sie aus ihrem Bette auf und flocht von Heu einen großen, schönen Teppich;

den trug sie hin, breitete ihn über den todten Vogel aus und legte die feinen Staubfäden von Blumen, die weich wie Baumwolle waren, und die sie in der Stube der Feldmaus gefunden hatte, an die Seiten des Vogels, damit er in der kalten Erde warm liegen möge.

„Lebe wohl, Du schöner kleiner Vogel!" sagte sie. „Lebe wohl und habe Dank für Deinen herrlichen Gesang im Sommer, als alle Bäume grün waren und die Sonne warm auf uns herabschien!" Dann legte sie ihr Haupt an des Vogels Brust, erschrak aber zugleich, denn es war gerade, als ob drinnen etwas klopfte: Poch, Poch! Das war des Vogels Herz. Der Vogel war nicht todt; er lag nur betäubt da und war nun erwärmt worden und bekam wieder Leben.

Im Herbste fliegen alle Schwalben nach den warmen Ländern fort, aber ist eine da, die sich verspätet, dann friert die so, daß sie wie todt niederstürzt und liegen bleibt, wo sie hinfällt; der kalte Schnee bedeckt sie dann.

Däumelinchen zitterte ordentlich, so war sie erschrocken; denn der Vogel war ja groß, sehr groß gegen sie, die nur einen Zoll lang war. Aber sie faßte doch Muth, legte die Baumwolle dichter um die arme Schwalbe, holte ein Krausemünzblatt, welches sie selbst zum Deckbett gehabt hatte, und legte es über den Kopf des Vogels.

In der nächsten Nacht schlich sie sich wieder zu ihm, und da war er lebendig, aber ganz matt; er konnte nur einen kurzen Augenblick seine Augen öffnen und Däumelinchen ansehen, die mit einem Stück faulem Holze in der Hand, denn eine andere Laterne hatte sie nicht, vor ihm stand. —

„Ich danke Dir, Du niedliches kleines Kind!" sagte die kranke Schwalbe zu ihr. „Ich bin so herrlich erwärmt worden! Bald erlange ich meine Kräfte wieder und kann dann draußen in dem warmen Sonnenschein herumfliegen!"

„O!“ sagte sie, „es ist kalt draußen; es schneit und friert. Bleib in Deinem warmen Bette; ich werde Dich schon pflegen!“

Dann brachte sie der Schwalbe Wasser in einem Blumenblatt, und die trank und erzählte ihr, wie sie sich den einen Flügel an einem Dornenbusch wund gerissen und deshalb nicht so schnell hätte fliegen können, als die andern Schwalben, welche fortgeflogen seien, weit fort, nach den warmen Ländern. So sei sie zuletzt auf die Erde gefallen, aber mehr konnte sie sich nicht entsinnen, und wußte gar nicht, wie sie hierher gekommen war.

Den ganzen Winter blieb sie nun da unten, und Däumelinchen pflegte sie und hatte sie so lieb: weder der Maulwurf, noch die Feldmaus erfuhren etwas davon, denn die mochten ja die arme Schwalbe nicht leiden.

Sobald das Frühjahr kam und die Sonne die Erde erwärmte, sagte die Schwalbe dem Däumelinchen Lebewohl, die das Loch öffnete, welches der Maulwurf oben gemacht hatte. Die Sonne schien so herrlich zu ihnen herein, und die Schwalbe frug, ob sie mitkommen wolle; sie könne auf ihrem Rücken sitzen; sie wollten weit in den grünen Wald hineinfliegen. Aber Däumelinchen wußte, daß es die alte Feldmaus betrüben würde, wenn sie die so verließe.

„Nein, ich kann nicht!“ sagte Däumelinchen.

„Lebe wohl, lebe wohl! Du gutes, niedliches Mädchen!“ sagte die Schwalbe und flog hinaus in den Sonnenschein. Däumelinchen sah ihr nach, und die Thränen traten ihr in die Augen, denn sie war der armen Schwalbe so gut.

„Quivit, quivit!“ sang der Vogel und flog in den grünen Wald. — Däumelinchen war sehr betrübt. Sie erhielt gar keine Erlaubniß, in den warmen Sonnenschein hinauszugehen. Das Korn, welches auf dem Felde, über dem Hause der Feldmaus, gesäet war,

wuchs auch hoch in die Luft empor; das war ein ganz dichter Wald für das arme kleine Mädchen, die ja nur einen Zoll lang war.

„Nun bist Du Braut, Däumelinchen!“ sagte die Feldmaus. „Der Nachbar hat um Dich angehalten. Welch großes Glück für ein armes Kind! Nun mußt Du Deine Aussteuer nähen, sowohl Wollen- wie Leinenzeug; denn es darf an nichts fehlen, wenn Du des Maulwurfs Frau wirst!“

Däumelinchen mußte die Spindel drehen, und die Feldmaus miethete vier Spinnen, um Tag und Nacht für sie zu weben. Jeden Abend besuchte sie der Maulwurf und sprach dann immer davon, daß, wenn der Sommer zu Ende gehe, die Sonne lange nicht so warm scheinen werde; sie brenne ja jetzt die Erde fest wie einen Stein. Ja, wenn der Sommer vorbei sei, dann wolle er mit Däumelinchen Hochzeit halten. Aber die war gar nicht froh, denn sie mochte den langweiligen Maulwurf nicht leiden. Jeden Morgen, wenn die Sonne aufging, und jeden Abend, wenn sie unterging, stahl sie sich zur Thüre hinaus, und wenn dann der Wind die Kornähren trennte, sodaß sie den blauen Himmel erblicken konnte, dachte sie daran, wie hell und schön es hier draußen sei, und wünschte sehnlichst, die liebe Schwalbe wiederzusehen. Aber die kam nie wieder; die war gewiß weit weg in den schönen, grünen Wald geflogen.

Als es nun Herbst wurde, hatte Däumelinchen ihre ganze Aussteuer fertig.

„In vier Wochen sollst Du Hochzeit halten!“ sagte die Feldmaus zu ihr. Aber Däumelinchen weinte und sagte, sie wolle den langweiligen Maulwurf nicht haben.

„Schnickschnack!“ sagte die Feldmaus; „sei nicht widerspenstig, denn sonst werde ich Dich mit meinen weißen Zähnen beißen! Es ist ja ein schöner Mann, den Du bekommst! Die Königin selbst hat

nicht solch einen schwarzen Sammetpelz! Er hat Küche und Keller voll. Danke Du Gott dafür!"

Nun sollte die Hochzeit sein. Der Maulwurf war schon gekommen, Däumelinchen zu holen; sie sollte bei ihm wohnen, tief unter der Erde, und nie an die warme Sonne hinauskommen, denn die mochte er nicht leiden. Das arme Kind war so betrübt; sie sollte nun der schönen Sonne Lebewohl sagen, die sie doch bei der Feldmaus Erlaubniß gehabt hatte von der Thüre aus zu sehen.

„Lebe wohl, Du helle Sonne!" sagte sie, streckte die Arme hoch empor und ging auch eine kleine Strecke vor dem Hause der Feldmaus weiter; denn nun war das Korn geerntet, und hier standen nur die trockenen Stoppeln. „Lebe wohl, lebe wohl!" sagte sie und schlang ihre Arme um eine kleine rothe Blume, die dastand. „Grüße die kleine Schwalbe von mir, wenn Du sie zu sehen bekommst!"

„Quivit, quivit!" ertönte es plötzlich über ihrem Kopfe; sie sah empor; es war die kleine Schwalbe, die gerade vorbeikam. Sobald sie Däumelinchen erblickte, wurde sie sehr erfreut; diese erzählte ihr, wie ungern sie den häßlichen Maulwurf zum Manne haben wolle, und daß sie dann tief unter der Erde wohnen solle, wo nie die Sonne scheine. Sie konnte sich nicht enthalten, dabei zu weinen.

„Nun kommt der kalte Winter," sagte die kleine Schwalbe; „ich fliege weit fort nach den warmen Ländern; willst Du mit mir kommen? Du kannst auf meinem Rücken sitzen; binde Dich nur mit Deinem Gürtel fest; dann fliegen wir von dem häßlichen Maulwurf und seiner dunkeln Stube fort, weit weg, über die Berge, nach den warmen Ländern, wo die Sonne schöner scheint, als hier, wo es immer Sommer ist und es herrliche Blumen gibt. Fliege nur mit mir, Du liebes, kleines Däumelinchen, die mein Leben gerettet hat, als ich erfroren in dem dunkeln Erdkeller lag!"

„Ja, ich werde mit Dir ziehen!" sagte Däumelinchen, setzte sich auf des Vogels Rücken, mit den Füßen auf seine entfaltete Schwinge, und band ihren Gürtel an eine der stärksten Federn fest; da flog die Schwalbe hoch in die Luft hinauf, über Wald und über See, hoch hinauf über die großen Berge, wo immer Schnee liegt. Und Däumelinchen fror in der kalten Luft, aber dann verkroch sie sich unter des Vogels warme Federn und steckte nur den kleinen Kopf hervor, um all die Schönheiten unter sich zu bewundern.

Da kamen sie denn nach den warmen Ländern. Dort schien die Sonne weit heller, als hier; der Himmel war zweimal so hoch, und auf Gräben und Hecken wuchsen die schönsten grünen und blauen Weintrauben; in den Wäldern hingen Citronen und Apfelsinen; es duftete von Myrthen und Krausemünze, und auf den Landstraßen liefen die niedlichsten Kinder und spielten mit großen bunten Schmetterlingen. Aber die Schwalbe flog noch weiter fort, und es wurde schöner und schöner. Unter den herrlichsten grünen Bäumen an dem blauen See stand ein blendend weißes Marmorschloß, noch aus alten Zeiten! Weinreben rankten sich um die hohen Säulen empor; ganz oben waren viele Schwalbennester, und in einem derselben wohnte die Schwalbe, welche Däumelinchen trug.

„Hier ist mein Haus!" sagte die Schwalbe. „Aber es schickt sich nicht, daß Du mit da wohnst; ich bin nicht so eingerichtet, daß Du damit zufrieden sein kannst; suche Dir nun selbst eine der prächtigsten Blumen, die da unten wachsen; dann will ich Dich hineinsetzen, und Du sollst es so gut haben, wie Du es nur wünschest!"

„Das ist herrlich!" sagte sie und klatschte in die kleinen Hände.

Da lag eine große weiße Marmorsäule, welche zu Boden gefallen und in drei Stücke gesprungen war; aber zwischen diesen wuchsen die schönsten großen, weißen Blumen. Die Schwalbe flog mit Däume-

linchen hinunter und setzte sie auf eins der breiten Blätter. Aber wie erstaunte diese! Da saß ein kleiner Mann mitten in der Blume, so weiß und durchsichtig, als wäre er von Glas; die niedlichste Goldkrone trug er auf dem Kopfe und die herrlichsten Flügel an den Schultern; er war selbst nicht größer als Däumelinchen. Es war der Blume Engel. In jeder Blume wohnte so ein kleiner Mann oder eine Frau; aber dieser war der König über Alle.

„Gott, wie ist er schön!" flüsterte Däumelinchen der Schwalbe zu. Der kleine Prinz erschrak sehr über die Schwalbe, denn sie war ja gegen ihn, der so klein und fein war, ein ganzer Riesenvogel. Aber als er Däumelinchen erblickte, wurde er hoch erfreut; sie war das schönste Mädchen, das er je gesehen hatte. Deshalb nahm er seine Goldkrone vom Haupte und setzte sie ihr auf, frug, wie sie heiße, und ob sie seine Frau werden wolle; dann solle sie Königin über alle Blumen sein! Ja, das war wahrlich ein anderer Mann, als der Sohn der Kröte und der Maulwurf mit dem schwarzen Sammetpelze. Sie sagte deshalb „Ja" zu dem herrlichen Prinzen. Und von jeder Blume kam eine Dame oder ein Herr, so niedlich, daß es eine Lust war; jeder brachte Däumelinchen ein Geschenk, aber das beste von allen waren ein Paar schöne Flügel von einer großen weißen Fliege; die wurden Däumelinchen am Rücken befestigt, und nun konnte sie auch von Blume zu Blume fliegen. Da gab es viele Freude, und die kleine Schwalbe saß oben in ihrem Neste und sollte das Hochzeitlied singen, und das that sie denn auch, so gut sie konnte; aber im Herzen war sie doch betrübt, denn sie war Däumelinchen so gut, o, gar so gut, und hätte sich nie von ihr trennen mögen.

„Du sollst nicht Däumelinchen heißen!" sagte der Blumenengel zu ihr. „Das ist ein häßlicher Name und Du bist so schön. Wir wollen Dich Maja nennen."

„Lebe wohl, lebe wohl!“ sagte die kleine Schwalbe mit schwerem Herzen und flog wieder fort von den warmen Ländern, weit weg nach Dänemark zurück. Dort hatte sie ein kleines Nest über dem Fenster, wo der Mann wohnt, der Märchen erzählen kann. Vor ihm sang sie „Quivit, quivit!“ Daher wissen wir die ganze Geschichte.





Der kleine Klaus und der große Klaus.

In einem Dorfe wohnten zwei Leute, die beide denselben Namen hatten. Alle Beide hießen sie Klaus, aber der eine besaß vier Pferde und der andere nur ein einziges Pferd. Um sie jedoch von einander unterscheiden zu können, nannte man Den, der vier Pferde hatte, den großen Klaus, und Den, der nur ein einziges Pferd hatte, den kleinen Klaus. Nun wollen wir hören, wie es den Beiden erging, denn es ist eine wahre Geschichte.

Die ganze Woche hindurch mußte der kleine Klaus für den großen Klaus pflügen und ihm sein einziges Pferd leihen; dann half der große Klaus ihm wieder mit allen seinen vieren, aber nur einmal wöchentlich, und das war des Sonntags. Hussa! wie klatschte der kleine Klaus mit seiner Peitsche über alle fünf Pferde; sie waren ja nun so gut wie sein, an dem einen Tage. Die Sonne schien so herrlich, und alle Glocken im Kirchthurme läuteten zur Kirche; die Leute waren alle so geputzt und gingen mit dem Gesangbuche unter dem Arme, den Prediger predigen zu hören; und sie sahen den kleinen

Klaus, der mit fünf Pferden pflügte; und der war so vergnügt, daß er immer wieder mit der Peitsche klatschte und rief: „Hü, alle meine Pferde!"

„So mußt Du nicht sprechen," sagte der große Klaus; „das eine Pferd ist ja nur Dein!"

Als aber wieder Jemand vorbeiging, vergaß der kleine Klaus, daß er es nicht sagen sollte, und da rief er: „Hü, alle meine Pferde!"

„Ja, nun werde ich Dich ersuchen, es bleiben zu lassen!" sagte der große Klaus; „denn sagst Du es noch einmal, so schlage ich Dein Pferd vor den Kopf, daß es auf der Stelle todt ist; dann ist es mit ihm aus!"

„Ich will es wahrlich nicht mehr sagen!" sagte der kleine Klaus. Aber als dann Leute vorbei kamen und ihm guten Tag zunickten, wurde er so erfreut und dachte, es sähe doch recht gut aus, daß er fünf Pferde habe, sein Feld zu pflügen; und da klatschte er mit der Peitsche und rief: „Hü, alle meine Pferde!"

„Ich werde Deine Pferde hüen!" sagte der große Klaus und nahm den Spannstrickhammer und schlug des kleinen Klaus einziges Pferd vor den Kopf, sodaß es umfiel und ganz todt war.

„Ach, nun habe ich gar kein Pferd mehr!" sagte der kleine Klaus und fing an zu weinen. Hernach zog er dem Pferde die Haut ab und ließ sie gut im Winde trocknen, steckte sie dann in einen Sack, den er auf die Schulter nahm, und ging nach der Stadt, um seine Pferdehaut zu verkaufen.

Er hatte einen sehr weiten Weg zu gehen, mußte durch einen großen, dunkeln Wald, und da wurde es ein gewaltig schlechtes Wetter; er verirrte sich gänzlich, und ehe er wieder auf den rechten Weg kam,

war es Abend und allzu weit, um zur Stadt oder wieder nach Hause zu gelangen, bevor es Nacht wurde.

Dicht am Wege lag ein großer Bauerhof; die Fensterladen waren draußen vor den Fenstern geschlossen, aber das Licht konnte doch darüber hinausscheinen. Da werde ich wohl Erlaubniß erhalten können, die Nacht über zu bleiben, dachte der kleine Klaus, und ging hin, um anzuklopfen.

Die Bauerfrau machte auf; als sie aber hörte, was er wollte, sagte sie, er möge seiner Wege gehen; ihr Mann sei nicht zu Hause, und sie nehme keinen Fremden auf.

„Nun, so muß ich draußen liegen bleiben," sagte der kleine Klaus, und die Bauerfrau schlug ihm die Thüre vor der Nase zu.

Dicht daneben stand ein großer Heuschober, und zwischen diesem und dem Hause war ein kleiner Schuppen mit einem flachen Strohdache gebaut.

„Da oben kann ich liegen!" dachte der kleine Klaus, als er das Dach erblickte; „das ist ja ein herrliches Bett. Der Storch fliegt wohl nicht herunter und beißt mich in die Beine." Denn es stand ein lebendiger Storch oben auf dem Dache, wo er sein Nest hatte.

Nun kroch der kleine Klaus oben auf den Schuppen hinauf, wo er lag und sich drehte, um sich recht bequem zu betten. Die hölzernen Laden vor den Fenstern schlossen oben nicht zu, und so konnte er gerade in die Stube hineinblicken.

Da war ein großer Tisch gedeckt, mit Wein und Braten und einem herrlichen Fisch darauf; die Bauerfrau und der Küster saßen bei Tische und sonst Niemand anders; und sie schenkte ihm ein, und er gabelte in den Fisch, denn das war sein Leibgericht.

„Wer doch etwas davon abbekommen könnte!" dachte der kleine Klaus, und streckte den Kopf gerade gegen das Fenster. Gott,

welchen herrlichen Kuchen sah er drinnen stehen! Ja, das war ein Fest!

Nun hörte er Jemand von der Landstraße her gegen das Haus geritten kommen; das war der Mann der Bauerfrau, der nach Hause kam.

Es war ein sehr guter Mann, aber er hatte die wunderliche Eigenheit, daß er nie vertragen konnte, einen Küster zu sehen; kam ihm ein Küster vor die Augen, so wurde er ganz rasend. Darin lag auch der Grund, daß der Küster zu seiner Frau hineingegangen war, um ihr guten Tag zu sagen, weil er wußte, daß der Mann nicht zu Hause sei; und die gute Frau setzte ihm deshalb das herrlichste Essen vor, was sie hatte. Als sie aber den Mann kommen hörten, erschraken sie; und die Frau bat den Küster, in eine große leere Kiste hineinzukriechen. Das that er; denn er wußte ja, daß der arme Mann es nicht vertragen konnte, einen Küster zu sehen. Die Frau versteckte geschwind all das herrliche Essen und den Wein in ihrem Backofen, denn hätte der Mann das zu sehen bekommen, so hätte er sicher gefragt, was es zu bedeuten habe.

„Ach ja!" seufzte der kleine Klaus oben auf seinem Schuppen, als er all das Essen verschwinden sah.

„Ist Jemand dort oben?" fragte der Bauer und sah nach dem kleinen Klaus hinauf. „Weshalb liegst Du dort? Komm lieber mit in die Stube."

Nun erzählte der kleine Klaus, wie er sich verirrt habe, und bat, daß er die Nacht über bleiben dürfe.

„Ja freilich!" sagte der Bauer; „aber wir müssen zuerst etwas zu leben haben!"

Die Frau empfing sie Beide sehr freundlich, deckte einen langen Tisch und gab ihnen eine große Schüssel voll Grütze. Der Bauer

war hungrig und aß mit rechtem Appetit, aber der kleine Klaus konnte nicht unterlassen, an den herrlichen Braten, Fisch und Kuchen, welche er im Ofen wußte, zu denken.

Unter den Tisch zu seinen Füßen hatte er den Sack mit der Pferdehaut darin gelegt, denn wir wissen ja, daß er ihrethalben ausgegangen war, um sie in der Stadt zu verkaufen. Die Grütze wollte ihm nicht schmecken, und da trat er auf seinen Sack, und die trockene Haut im Sacke knarrte ganz laut.

„St!" sagte der kleine Klaus zu seinem Sacke, trat aber zu gleicher Zeit wieder darauf; da knarrte es weit lauter als zuvor.

„Ei! was hast Du denn in Deinem Sacke?" fragte der Bauer nun.

„O, das ist ein Zauberer!" sagte der kleine Klaus. „Er sagt, wir sollten keine Grütze essen, er habe den ganzen Ofen voll von Braten, Fischen und Kuchen gehert."

„Potztausend!" sagte der Bauer und machte schnell den Ofen auf, wo er all die prächtigen, leckern Speisen erblickte, welche die Frau dort verborgen hatte, aber die, wie er nun glaubte, der Zauberer im Sacke für sie gehert habe. Die Frau durfte nichts sagen, sondern setzte sogleich die Speisen auf den Tisch, und so aßen Beide vom Fische, vom Braten und von dem Kuchen. Nun trat der kleine Klaus wieder auf seinen Sack, daß die Haut knarrte.

„Was sagt er jetzt?" fragte der Bauer.

„Er sagt," erwiderte der kleine Klaus, „daß er auch drei Flaschen Wein für uns gehert hat; sie stehen dort in der Ecke beim Ofen!" Nun mußte die Frau den Wein herholen, den sie verborgen hatte, und der Bauer trank und wurde so lustig! Einen solchen Zauberer, wie der kleine Klaus im Sacke hatte, hätte er doch gar zu gerne gehabt.

„Kann er auch den Teufel hervorheren?" fragte der Bauer; „ich möchte ihn wohl sehen, denn nun bin ich lustig!"

„Ja,“ sagte der kleine Klaus, „mein Zauberer kann Alles, was ich verlangen will. Nicht wahr?“ fragte er und trat auf den Sack, daß es knarrte. „Hörst Du? Er sagt: Ja! Aber der Teufel sieht so häßlich aus; wir wollen ihn lieber nicht sehen!“

„O, mir ist gar nicht bange. Wie mag er wohl aussehen?“

„Ja, er wird sich ganz leibhaftig als ein Küster zeigen!“

„Hu!“ sagte der Bauer, „das ist häßlich! Ihr müßt wissen, ich kann nicht vertragen, einen Küster zu sehen! Aber es thut nichts; ich weiß ja, daß es der Teufel ist; so werde ich mich wohl leichter darein finden! Nun habe ich Muth! Allein er muß mir nicht zu nahe kommen.“

„Nun, ich werde meinen Zauberer fragen,“ sagte der kleine Klaus, trat auf den Sack und hielt sein Ohr hin.

„Was sagt er?“

„Er sagt, Ihr könnt hingehen und die Kiste aufmachen, die dort in der Ecke steht: so werdet Ihr den Teufel sehen, wie er darin kauert; aber Ihr müßt den Deckel halten, daß er nicht entwischt.“

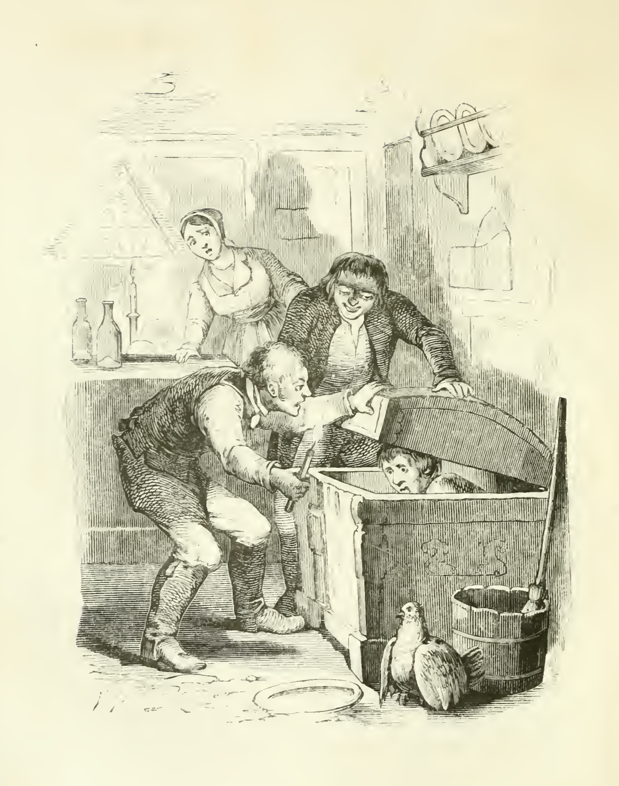
„Wollt Ihr mir helfen, ihn zu halten?“ bat der Bauer und ging zu der Kiste hin, wo die Frau den wirklichen Küster verborgen hatte, der darin saß und sich sehr fürchtete.

Der Bauer öffnete den Deckel ein wenig und sah unter denselben hinein. „Hu!“ schrie er, und sprang zurück. „Ja, nun habe ich ihn gesehen; er sah ganz aus, wie unser Küster. Nein, das war erschrecklich.“

Darauf mußte getrunken werden, und so tranken sie denn noch bis in die tiefe Nacht hinein.

„Den Zauberer mußt Du mir verkaufen,“ sagte der Bauer. „Verlange dafür Alles, was Du willst! Ja, ich gebe Dir gleich einen ganzen Scheffel Geld!“





„Nein, das kann ich nicht!“ sagte der kleine Klaus. „Bedenke doch, wie vielen Nutzen kann ich nicht von diesem Zauberer haben!“

„Ach, ich möchte ihn so gerne haben!“ sagte der Bauer und fuhr fort zu bitten.

„Ja,“ sagte da der kleine Klaus zuletzt; „da Du so gut gewesen bist, mir diese Nacht Obdach zu gewähren, so mag es darum sein. Du sollst den Zauberer für einen Scheffel Geld haben; aber ich will den Scheffel gehäuft voll haben.“

„Das sollst Du bekommen,“ sagte der Bauer. „Aber die Kiste dort mußt Du mit Dir nehmen; ich will sie nicht eine Stunde im Hause behalten; man kann nicht wissen: vielleicht sitzt er noch darin.“

Der kleine Klaus gab dem Bauer seinen Sack mit der trockenen Haut darin, und bekam einen ganzen Scheffel Geld, und das gehäuft gemessen, dafür. Der Bauer schenkte ihm sogar noch einen Karren, um das Geld und die Kiste darauf fortzufahren.

„Lebe wohl!“ sagte der kleine Klaus, und da fuhr er mit seinem Gelde und der großen Kiste, worin noch der Küster saß, davon.

Auf der andern Seite des Waldes war ein großer, tiefer Fluß; das Wasser floß so reißend darin, daß man kaum gegen den Strom schwimmen konnte; man hatte eine große neue Brücke darüber geschlagen; der kleine Klaus hielt mitten auf derselben an, und sagte ganz laut, damit der Küster in der Kiste es hören könne:

„Nein, was soll ich doch mit der dummen Kiste machen? Sie ist so schwer, als ob Steine darin wären! ich werde nur müde davon, sie weiter zu fahren; ich will sie deshalb in den Fluß werfen; schwimmt sie zu mir nach Hause, so ist es gut, und thut sie es nicht, so macht es auch nichts.“

Nun faßte er die Kiste mit der einen Hand an und hob sie ein wenig auf, gerade als ob er sie in das Wasser werfen wollte.

„Nein, laß das sein!" rief der Küster innerhalb der Kiste. „Laß mich erst heraus!"

„Hu!" sagte der kleine Klaus und that, als fürchte er sich. „Er sitzt noch darin! Da muß ich ihn geschwind in den Fluß werfen, damit er ertrinkt!"

„O nein, o nein!" rief der Küster. „Ich will Dir einen ganzen Scheffel Geld geben, wenn Du mich gehen läßt!"

„Ja, das ist etwas Anderes!" sagte der kleine Klaus und machte die Kiste auf. Der Küster kroch schnell heraus, stieß die leere Kiste in das Wasser und ging nach seinem Hause, wo der kleine Klaus einen ganzen Scheffel Geld bekam; einen hatte er ja schon von dem Bauer erhalten, nun hatte er also seinen ganzen Karren voller Geld.

„Sieh, das Pferd erhielt ich ganz gut bezahlt!" sagte er zu sich selbst, als er zu Hause in seiner eigenen Stube war und alles Geld auf einen Berg mitten in der Stube ausschüttete. „Das wird den großen Klaus ärgern, wenn er erfährt, wie reich ich durch mein einziges Pferd geworden bin; aber ich will es ihm doch nicht gerade rein heraussagen!"

Nun sandte er einen Knaben zum großen Klaus hin, um sich ein Scheffelmaß zu leihen.

„Was mag er wohl damit wollen?" dachte der große Klaus und schmierte Theer unter den Boden desselben, damit von Dem, was gemessen werde, etwas daran hängen bleiben könne. Und das that es denn auch; denn als er das Scheffelmaß zurückerhielt, hingen drei neue silberne Achtgroschenstücke daran.

„Was ist das?“ sagte der große Klaus und lief sogleich zu dem kleinen. „Wo hast Du denn das viele Geld herbekommen?“

„O, das ist für meine Pferdehaut; ich verkaufte sie gestern Abend!“

„Das war wahrlich gut bezahlt!“ sagte der große Klaus, lief geschwind nach Hause, nahm eine Axt, schlug alle seine vier Pferde vor den Kopf, zog ihnen die Haut ab und fuhr damit zur Stadt.

„Häute! Häute! Wer will Häute kaufen!“ rief er durch die Straßen.

Alle Schuhmacher und Gerber kamen gelaufen und fragten, was er dafür haben wolle.

„Einen Scheffel Geld für jede,“ sagte der große Klaus.

„Bist Du toll?“ riefen Alle. „Glaubst Du, wir hätten Geld scheffelweise?“

„Häute! Häute! Wer will Häute kaufen!“ rief er wieder, aber all Denen, welche ihn fragten, was die Häute kosten sollten, erwiderte er: „Einen Scheffel Geld.“

„Er will uns foppen!“ sagten Alle, und da nahmen die Schuhmacher ihre Spannriemen und die Gerber ihre Schurzfelle, und fingen an, auf den großen Klaus loszuprügeln.

„Häute! Häute!“ höhnten sie ihm nach; „ja, wir wollen Dir die Haut gerben, daß Dir die rothe Suppe nachlaufen soll. Hinaus aus der Stadt mit ihm!“ riefen sie, und der große Klaus mußte sich sputen, was er nur konnte; denn so war er noch nie durchgeprügelt worden.

„Na!“ sagte er, als er nach Hause kam, „das soll der kleine Klaus bezahlt erhalten! Ich will ihn dafür todtschlagen!“

Aber zu Hause beim kleinen Klaus war die alte Großmutter gestorben. Sie war freilich recht böse und schlimm gegen ihn gewesen, aber er war doch ganz betrübt, und nahm die todte Frau und legte sie in sein warmes Bett, um zu sehen, ob sie nicht zum Leben zurückkehren möchte. Da sollte sie die ganze Nacht liegen; er selbst wollte im Winkel sitzen und auf einem Stuhle schlafen; das hatte er schon öfter gethan.

Als er nun in der Nacht dasaß, ging die Thüre auf, und der große Klaus kam mit seiner Axt herein. Er wußte wohl, wo des kleinen Klaus Bett stand, ging gerade darauf los und schlug dann die alte Großmutter vor den Kopf, indem er glaubte, daß es der kleine Klaus sei.

„Siehst Du!“ sagte er. „Nun sollst Du mich nicht mehr zum besten haben!“ Und dann ging er wieder nach Hause.

„Das ist doch ein recht böser Mann,“ dachte der kleine Klaus. „Da wollte er mich todtschlagen! Es war doch gut für die alte Großmutter, daß sie schon todt war, sonst hätte er ihr das Leben genommen!“

Nun legte er der alten Großmutter Sonntagskleider an, lieh sich von seinem Nachbar ein Pferd, spannte es vor den Wagen und setzte die alte Großmutter auf den hintersten Sitz, sodaß sie nicht herausfallen konnte, wenn er fuhr; und so rollten sie von dannen durch den Wald. Als die Sonne aufging, waren sie vor einem großen Wirthshause; da hielt der kleine Klaus an und ging hinein, um etwas zu genießen.

Der Wirth hatte sehr, sehr viel Geld; er war auch ein recht guter, aber hitziger Mann, als wären Pfeffer und Taback in ihm.

„Guten Morgen!" sagte er zum kleinen Klaus. „Du bist heute früh ins Zeug gekommen!"

„Ja," sagte der kleine Klaus, „ich will mit meiner alten Großmutter zur Stadt; sie sitzt da draußen auf dem Wagen; ich kann sie nicht in die Stube hereinbringen. Wollt ihr derselben nicht ein Glas Meth geben? Aber Ihr müßt recht laut sprechen, denn sie kann nicht gut hören."

„Ja, das will ich thun!" sagte der Wirth und schenkte ein großes Glas Meth ein, mit dem er zur todten Großmutter hinausging, welche in dem Wagen aufrecht gesetzt war.

„Hier ist ein Glas Meth von Ihrem Sohne!" sagte der Wirth. Aber die todte Frau erwiderte kein Wort, sondern saß ganz stille. —

„Hört Ihr nicht!" rief der Wirth so laut er konnte; „hier ist ein Glas Meth von Ihrem Sohne!"

Noch einmal rief er Dasselbe und dann noch einmal; da sie sich aber durchaus nicht von der Stelle rührte, wurde er ärgerlich und warf ihr das Glas in das Gesicht, sodaß ihr der Meth gerade über die Nase lief und sie rücklings über den Wagen fiel, denn sie war nur aufgesetzt und nicht festgebunden.

„Heda!" rief der kleine Klaus, sprang zur Thüre heraus und packte den Wirth an der Brust; „da hast Du meine Großmutter erschlagen! Sieh nur, da ist ein großes Loch in ihrer Stirn!"

„O, das ist ein Unglück!" rief der Wirth und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Das kommt Alles von meiner Hitze! Lieber kleiner Klaus, ich will Dir einen Scheffel Geld geben und Deine Großmutter begraben lassen, als wäre es meine eigene; aber schweige nur still, sonst wird mir der Kopf abgeschlagen, und das wäre doch unangenehm."

So bekam der kleine Klaus einen ganzen Scheffel Geld, und der Wirth begrub die alte Großmutter so, als ob es seine eigene gewesen wäre.

Als nun der kleine Klaus wieder mit dem vielen Gelde nach Hause kam, schickte er gleich seinen Knaben hinüber zum großen Klaus, um ihn bitten zu lassen, ihm ein Scheffelmaß zu leihen.

„Was ist das?“ sagte der große Klaus. „Habe ich ihn nicht todtgeschlagen? Da muß ich doch selbst nachsehen!“ Und so ging er selbst mit dem Scheffel hinüber zum kleinen Klaus.

„Nein, wo hast Du doch all das Geld herbekommen?“ fragte er, und riß die Augen recht auf, als er alles Das erblickte, was noch hinzugekommen war. —

„Du hast meine Großmutter, aber nicht mich erschlagen!“ sagte der kleine Klaus; „die habe ich nun verkauft und einen Scheffel Geld dafür bekommen!“

„Das ist wahrlich gut bezahlt!“ sagte der große Klaus und eilte nach Hause, nahm eine Axt und schlug gleich seine alte Großmutter todt, legte sie auf den Wagen, fuhr mit ihr zur Stadt, wo der Apotheker wohnte, und fragte, ob er einen todten Menschen kaufen wolle.

„Wer ist es, und wo habt Ihr ihn her?“ fragte der Apotheker.

„Es ist meine Großmutter!“ sagte der große Klaus. „Ich habe sie todtgeschlagen, um einen Scheffel Geld dafür zu bekommen!“

„Gott bewahre uns!“ sagte der Apotheker. „Ihr sprecht irre! Sagt doch nicht dergleichen, sonst könnt Ihr den Kopf verlieren!“ — Und nun sagte er ihm ausführlich, was das für eine böse That sei, die er begangen habe, und was für ein schlechter Mensch er sei, und

daß er bestraft werden müsse; da erschrak der große Klaus so sehr, daß er aus der Apotheke gerade in den Wagen sprang, auf die Pferde hieb und nach Hause fuhr. Aber der Apotheker und alle Leute glaubten, er sei verrückt, und deshalb ließen sie ihn fahren, wohin er wollte.

„Das sollst Du mir bezahlen!" sagte der große Klaus, als er draußen auf der Landstraße war. „Ja, das sollst Du mir bezahlen, kleiner Klaus!" Und dann nahm er, sobald er nach Hause kam, den größten Sack, den er finden konnte, ging hinüber zum kleinen Klaus und sagte: „Nun hast Du mich wieder gefoppt! Erst schlug ich meine Pferde todt, dann meine alte Großmutter. Das ist Alles Deine Schuld, aber Du sollst mich nie mehr foppen!" Und da packte er den kleinen Klaus um den Leib und steckte ihn in seinen Sack, nahm ihn so auf seinen Rücken, und rief ihm zu: „Nun gehe ich aus und ertränke Dich!"

Es war ein weiter Weg, den er zu gehen hatte, bevor er zu dem Flusse kam, und der kleine Klaus war nicht so leicht zu tragen. Der Weg ging dicht bei der Kirche vorbei, die Orgel ertönte und die Leute sangen so schön! Da setzte der große Klaus seinen Sack mit dem kleinen Klaus darin dicht bei der Kirchenthüre nieder und dachte, es könne wohl ganz gut sein, hineinzugehen und einen Psalm zu hören, ehe er weiter ginge. Der kleine Klaus konnte ja nicht herauskommen, und alle Leute waren in der Kirche; so ging er denn hinein.

„Ach ja, ach ja!" seufzte der kleine Klaus im Sacke und drehte und wendete sich; aber es war ihm nicht möglich, das Band aufzulösen. Da kam ein alter, alter Viehtreiber daher, mit schneeweißem Haare und einem großen Stab in der Hand; er trieb eine ganze Heerde

Kühe und Stiere vor sich hin; die stießen an den Sack, in dem der kleine Klaus saß, sodaß er umgeworfen wurde.

„Ach ja!" seufzte der kleine Klaus. „Ich bin noch so jung und soll schon in's Himmelreich!"

„Und ich Armer," sagte der Viehtreiber, „ich bin schon so alt und kann noch immer nicht dahin kommen!"

„Mache den Sack auf!" rief der kleine Klaus; „krieche statt meiner hinein, so kommst Du sogleich in's Himmelreich."

„Ja, das will ich herzlich gern," sagte der Viehtreiber und band den Sack auf, aus dem der kleine Klaus sogleich heraussprang.

„Willst Du nun aber auch auf das Vieh Acht geben?" sagte der alte Mann und kroch dann in den Sack hinein, den der kleine Klaus zuband und hierauf mit allen Kühen und Stieren seines Weges zog.

Bald darauf kam der große Klaus aus der Kirche; er nahm wieder seinen Sack auf den Rücken, obgleich es ihm schien, als wäre derselbe leichter geworden; denn der alte Viehtreiber war nicht mehr als halb so schwer, wie der kleine Klaus. „Wie ist er doch leicht zu tragen geworden! Ja, das kommt daher, daß ich einen Psalm gehört habe!" So ging er nach dem Flusse, der tief und breit war, warf den Sack mit dem alten Viehtreiber in's Wasser und rief hinterdrein, denn er glaubte ja, daß es der kleine Klaus sei: „Da liege! Nun sollst Du mich nicht mehr foppen!"

Darauf ging er nach Hause; als er aber an die Stelle kam, wo der Weg sich kreuzte, begegnete er dem kleinen Klaus, welcher mit allem seinen Vieh dahertrieb.

„Was ist das!“ sagte der große Klaus. „Habe ich Dich nicht ertränkt?“

„Ja!“ sagte der kleine Klaus. „Du warfst mich ja vor einer kleinen halben Stunde in den Fluß hinunter!“

„Aber wo hast Du all das herrliche Vieh herbekommen?“ fragte der große Klaus.

„Das ist Seevieh!“ sagte der kleine Klaus. „Ich will Dir die ganze Geschichte erzählen und Dir Dank sagen, daß Du mich ertränktest, denn nun bin ich obenauf, bin wahrhaft reich! — Mir war so bange, als ich im Sacke steckte; und der Wind pfiff mir um die Ohren, als Du mich von der Brücke hinunter in das kalte Wasser warfst. Ich sank sogleich zu Boden, aber ich stieß mich nicht, denn da unten wächst das schönste weiche Gras. Da fiel ich darauf, und sogleich wurde der Sack geöffnet, und das lieblichste Mädchen, mit schneeweißen Kleidern und mit einem grünen Kranz um das nasse Haar, nahm mich bei der Hand und sagte: „„Bist Du da, kleiner Klaus? Da hast Du zuerst einiges Vieh! Eine Meile weiter auf dem Wege steht noch eine ganze Heerde, die ich Dir schenken will!““ — Nun sah ich, daß der Fluß eine große Landstraße für das Meervolk bildete. Unten auf dem Grunde gingen und fuhren sie gerade von der See her und ganz hinein in das Land, bis wo der Fluß endet. Da war es so schön voll von Blumen und dem frischesten Grase; die Fische, welche im Wasser schwammen, schossen mir an den Ohren vorüber, gerade so, wie hier die Vögel in der Luft. Was gab es da für hübsche Leute, und was war da für Vieh, das auf Gräben und Wällen graste!“

„Aber weshalb bist Du gleich wieder zu uns heraufgekommen?“ fragte der große Klaus. „Das hätte ich nicht gethan, wenn es so schön dort unten ist!“

„Ja," sagte der kleine Klaus; „das ist gerade politisch von mir gehandelt. Du hörst ja wohl, daß ich Dir erzähle: die Seejungfrau sagte mir, eine Meile weiter auf dem Wege — und mit dem Wege meint sie ja den Fluß, denn sie kann nirgends anders hinkommen — stehe noch eine ganze Heerde Vieh für mich. Aber ich weiß, was der Fluß für Krümmungen macht, bald hier, bald dort; das ist ja ein weiter Umweg; nein, da macht man es kürzer ab, wenn man hier an das Land kommt und treibt querfeldüber wieder zum Flusse; dabei spare ich ja fast eine halbe Meile und komme hurtiger zu meinem Seevieh!"

„O, Du bist ein glücklicher Mann!" sagte der große Klaus. „Glaubst Du, daß ich auch Seevieh erhielte, wenn ich auf den Grund des Flusses käme?"

„Ja, das denke ich wohl," sagte der kleine Klaus. „Aber ich kann Dich nicht im Sacke bis zum Flusse tragen: Du bist mir zu schwer! Willst Du selbst dahin gehen und dann in den Sack kriechen, so werde ich Dich mit dem größten Vergnügen hineinwerfen."

„Ich danke Dir!" sagte der große Klaus. „Aber erhalte ich kein Seevieh, wenn ich hinunterkomme, so glaube mir, werde ich Dich tüchtig prügeln!"

„O nein! mache es nicht so schlimm!" Und da gingen sie zum Flusse hin. Als das Vieh, welches durstig war, das Wasser erblickte, lief es, was es nur konnte, um hinunter zum Trinken zu gelangen.

„Sieh, wie es sich sputet!" sagte der kleine Klaus. „Es verlangt danach, wieder auf den Grund zu kommen!"

„Ja, hilf mir nun erst," sagte der große Klaus, „sonst bekommst Du Prügel!" Und so kroch er in den großen Sack, der quer über dem Rücken eines der Stiere gelegen hatte. „Lege einen

Stein hinein, sonst fürchte ich, nicht unterzusinken," sagte der große Klaus.

„Es geht schon!" sagte der kleine Klaus, legte aber doch immer einen großen Stein in den Sack, knüpfte das Band fest zu, und dann stieß er daran. Plump! da lag der große Klaus in dem Flusse und sank sogleich hinunter auf den Grund.

„Ich fürchte, er wird das Vieh nicht finden!" sagte der kleine Klaus und trieb dann heim mit Dem, was er hatte.





Der standhafte Zinnsoldat.

Es waren einmal fünfundzwanzig Zinnsoldaten, die waren alle Brüder, denn sie waren von einem alten zinnernen Löffel geboren worden. Das Gewehr hielten sie im Arm und das Gesicht gerade aus; roth und blau: so herrlich war ihre Uniform. Das Allererste, was sie in dieser Welt hörten, als der Deckel von der Schachtel genommen wurde, in der sie lagen, war das Wort: „Zinnsoldaten!“ Das rief ein kleiner Knabe und klatschte in die Hände; er hatte sie bekommen, denn es war sein Geburtstag, und stellte sie nun auf dem Tische auf. Der eine Soldat glich dem andern leibhaftig, nur ein einziger war etwas verschieden; der hatte nur ein Bein, denn er war

zuletzt gegossen worden, und da war nicht mehr Zinn genug; doch stand er eben so fest auf seinem einen, als die andern auf ihren zweien, und gerade er ist es, der merkwürdig wurde.

Auf dem Tische, auf welchem sie aufgestellt wurden, stand vieles andere Spielzeug; aber das, was am meisten in die Angen fiel, war ein niedliches Schloß von Papier. Durch die kleinen Fenster konnte man gerade in die Säle hineinsehen. Vor dem Schlosse standen kleine Bäume rings um einen kleinen Spiegel, der wie ein klarer See aussehen sollte. Schwäne von Wachs schwammen darauf und spiegelten sich. Das war Alles niedlich, aber das Niedlichste war doch eine kleine Dame, die mitten in der offenen Schloßthüre stand; sie war auch aus Papier geschnitten, aber sie hatte einen Rock vom klarsten Linon an und ein kleines, schmales blaues Band über die Schultern, gerade wie ein Gewand; mitten in diesem saß eine glänzende Flitterrose, gerade so groß wie ihr ganzes Gesicht. Die kleine Dame streckte ihre beiden Arme aus, denn sie war eine Tänzerin; und dann hob sie das eine Bein so hoch empor, daß der Zinnsoldat es durchaus nicht finden konnte und glaubte, daß sie, gerade wie er, nur ein Bein habe.

„Das wäre eine Frau für mich!" dachte er; „aber sie ist sehr vornehm; sie wohnt in einem Schlosse; ich habe nur eine Schachtel, und da sind wir fünfundzwanzig darin; das ist kein Ort für sie! Doch ich muß suchen, mit ihr Bekanntschaft zu machen!" Und dann legte er sich, so lang er war, hinter eine Schnupftabacksdose, welche auf dem Tische stand; da konnte er recht die kleine, feine Dame betrachten, die fortfuhr, auf einem Beine zu stehen, ohne aus der Balance zu kommen.

Als es Abend wurde, kamen alle die andern Zinnsoldaten in ihre Schachtel, und die Leute im Hause gingen zu Bette. Nun fing das Spielzeug an zu spielen, sowohl: Es kommt Besuch, als auch:

Krieg führen und Ball geben. Die Zinnsoldaten rasselten in der Schachtel, denn sie wollten mit dabei sein, aber sie konnten den Deckel nicht abheben. Der Nußknacker machte Purzelbäume, und der Griffel belustigte sich auf der Tafel; es war ein Lärm, daß der Kanarienvogel davon erwachte und anfing, mitzusprechen, und zwar in Versen. Die beiden Einzigen, die sich nicht von der Stelle bewegten, waren der Zinnsoldat und die Tänzerin; sie hielt sich ganz gerade auf der Zehenspitze und hatte beide Arme ausgestreckt; er war eben so standhaft auf seinem einen Beine; seine Augen verwandte er keinen Augenblick von ihr.

Nun schlug die Uhr zwölf und, klatsch! da sprang der Deckel von der Schnupftabacksdose; aber es war kein Taback darin; nein, sondern ein kleiner schwarzer Kobold; das war so ein Kunststück.

„Zinnsoldat!“ sagte der Kobold; „sieh doch nicht nach Dem, was Dich nichts angeht!“

Aber der Zinnsoldat that, als ob er es nicht hörte.

„Ja, warte nur bis morgen!“ sagte der Kobold.

Als es nun Morgen wurde und die Kinder aufstanden, wurde der Zinnsoldat in das Fenster gestellt und, war es nun der Kobold oder der Zugwind: auf einmal flog das Fenster auf und der Soldat fiel Hals über Kopf vom dritten Stock hinunter. Das war eine erschreckliche Fahrt! Er streckte das Bein gerade in die Höhe und blieb auf dem Tschako mit dem Bajonnet zwischen den Pflastersteinen stecken.

Das Dienstmädchen und der kleine Knabe gingen sogleich hinunter, um zu suchen; aber obgleich sie nahe daran waren, auf ihn zu treten, konnten sie ihn doch nicht erblicken. Hätte der Zinnsoldat gerufen: Hier bin ich! so hätten sie ihn wohl gefunden; aber er fand es nicht für passend, laut zu schreien, weil er in Uniform war.

Nun fing es an zu regnen; bald fielen die Tropfen dichter; endlich ward es ein ordentlicher Platzregen. Als der vorbei war, kamen zwei Straßenbuben.

„Sieh einmal!“ sagte der eine, „da liegt ein Zinnsoldat! Der muß hinaus und auf dem Kahne fahren!“

Und da machten sie einen Kahn von einer Zeitung, setzten den Soldaten mitten in denselben, und nun segelte er den Rinnstein hinunter; beide Knaben liefen nebenher und klatschten in die Hände. Gott bewahre uns! was schlugen da für Wellen in dem Rinnsteine, und welch ein Strom war da; ja, der Regen hatte aber auch gefluthet! Das Papierboot schaukelte auf und nieder, und mitunter drehte es sich so geschwinde, daß der Zinnsoldat bebte; aber er blieb standhaft, verzog keine Miene, sah gerade aus und hielt das Gewehr im Arm.

Mit einem Mal trieb der Kahn unter eine lange Rinnsteinbrücke; da wurde es so dunkel, als wäre er in seiner Schachtel.

„Wo mag ich nun hinkommen?“ dachte er. „Ja, ja, daran ist der Kobold Schuld! Ach, säße doch die kleine Dame hier im Kahne, da möchte es hier meinetwegen noch einmal so dunkel sein!“

Da kam plötzlich eine große Wasserratte, welche unter der Rinnsteinbrücke wohnte.

„Hast Du einen Paß?“ fragte die Ratte. „Her mit dem Passe!“

Aber der Zinnsoldat schwieg still und hielt das Gewehr noch fester.

Der Kahn fuhr davon und die Ratte hinterher. Hu! wie fletschte sie die Zähne, und rief den Holzspänen und dem Stroh zu:

„Halt ihn! Halt ihn! Er hat keinen Zoll bezahlt! Er hat den Paß nicht gezeigt!“

Aber die Strömung wurde stärker und stärker; der Zinnsoldat konnte schon da, wo die Brücke aufhörte, den hellen Tag erblicken; allein er hörte auch einen brausenden Ton, der wohl einen tapfern Mann erschrecken konnte. Man denke nur: die Gosse mündete, wo die Brücke endete, gerade hinaus in einen großen Kanal; das würde für ihn eben so gefährlich gewesen sein, als für uns, einen großen Wasserfall hinunterzufahren.

Nun war er schon so nahe dabei, daß er nicht mehr anhalten konnte. Der Kahn fuhr hinaus, der arme Zinnsoldat hielt sich so steif, wie er konnte; Niemand sollte ihm nachsagen, daß er mit den Augen blinke. Der Kahn schnurrte drei, vier Mal herum, und war bis zum Rande mit Wasser gefüllt: er mußte sinken! Der Zinnsoldat stand bis zum Halse im Wasser, und tiefer und tiefer sank der Kahn, mehr und mehr löste das Papier sich auf; nun ging das Wasser über des Soldaten Kopf. — Da dachte er an die kleine niedliche Tänzerin, die er nie mehr zu Gesicht bekommen sollte; und es klang vor des Zinnsoldaten Ohren:

„Fahre hin, o Kriegesmann!
Den Tod mußt Du erleiden!"

Nun ging das Papier entzwei, und der Zinnsoldat stürzte hinab — wurde aber augenblicklich von einem großen Fisch verschlungen.

O, wie dunkel war es darin! Da war es noch schlimmer, als unter der Rinnsteinbrücke; und dann war es da so enge. Aber der Zinnsoldat blieb standhaft und lag, so lang er war, mit dem Gewehr im Arm. —

Der Fisch schwamm hin und her; er machte die allerschrecklichsten Bewegungen; endlich wurde er ganz stille; es durchfuhr ihn wie

ein Blitzstrahl; das Licht schien ganz klar, und eine Stimme rief laut: „Der Zinnsoldat!“ Der Fisch war gefangen, auf den Markt gebracht, verkauft und in die Küche hinaufgekommen, wo die Köchin ihn mit einem großen Messer aufschnitt. Sie faßte mit ihren beiden Fingern den Soldaten mitten um den Leib und trug ihn in die Stube hinein, wo Alle einen solchen merkwürdigen Mann sehen wollten, der im Magen eines Fisches herumgereist war; aber der Zinnsoldat war gar nicht stolz. Sie stellten ihn auf den Tisch, und da — nein, wie sonderbar kann es doch in der Welt zugehen! Der Zinnsoldat war in derselben Stube, in der er früher gewesen war; er sah dieselben Kinder, und dasselbe Spielzeug stand auf dem Tische: das herrliche Schloß mit der niedlichen kleinen Tänzerin. Sie hielt sich noch auf dem einen Bein und hatte das andere hoch in der Luft: sie war auch standhaft. Das rührte den Zinnsoldaten; er war nahe daran, Zinn zu weinen, aber es paßte sich nicht. Er sah sie an, und sie sah ihn an, aber sie sagten gar nichts.

Da nahm der eine der kleinen Knaben den Soldaten und warf ihn gerade in den Ofen; und er gab keinen Grund dafür an; es war sicher der Kobold in der Dose, der Schuld daran war.

Der Zinnsoldat stand ganz beleuchtet da und fühlte eine Hitze, die erschrecklich war; aber ob sie von dem wirklichen Feuer oder von der Liebe herrührte, das wußte er nicht. Die Farben waren rein von ihm abgegangen; ob das auf der Reise geschehen, oder ob der Kummer daran Schuld war, konnte Niemand sagen. Er sah die kleine Dame an, sie blickte ihn an, und er fühlte, daß er schmelze; aber noch stand er standhaft mit dem Gewehr im Arm. Da ging dort eine Thüre auf, der Wind ergriff die Tänzerin, und sie flog, einer Sylphide gleich, gerade in den Ofen zum Zinnsoldaten, loderte

in Flammen auf und fort war sie. Da schmolz der Zinnsoldat zu einem Klumpen, und als das Mädchen am folgenden Tage die Asche herausnahm, fand sie ihn als ein kleines Zinnherz. Von der Tänzerin hingegen war nur die Flitterrose da, und die war kohlschwarz gebrannt.





Der Buchweizen.

Oft, wenn man nach einem Gewitter an einem Acker vorübergeht, auf welchem Buchweizen wächst, sieht man, daß er ganz schwarz geworden und abgesengt ist. Es ist gerade, als ob eine Feuerflamme über denselben hingefahren wäre; und der Landmann sagt dann: „Das hat er vom Blitze bekommen!" Aber warum bekam er das? — Ich werde erzählen, was der Sperling mir gesagt hat, und der Sperling hat es von einem alten Weidenbaume gehört, welcher bei einem Buchweizenfelde stand und noch steht. Es ist so ein ehrwürdiger, großer Weidenbaum, aber verkrüppelt und alt; er ist mitten durch geborsten, und es wachsen Gras und Brombeerranken aus der Spalte hervor; der Baum neigt sich vorn über und die Zweige hängen ganz

auf die Erde herunter, gerade als ob sie ein langes, grünes Haar bildeten.

Auf allen Feldern rings umher wuchs Getreide, nicht blos Roggen und Gerste, sondern auch Hafer, ja, der herrliche Hafer, der, wenn er reif ist, gerade wie eine Menge kleiner gelber Kanarienvögel auf einem Zweige aussieht. Das Getreide stand so gesegnet, und je reicher die Aehre war, desto tiefer neigte sie sich in frommer Demuth.

Aber da war auch ein Feld mit Buchweizen, und dieses Feld lag dem alten Weidenbaume gerade gegenüber. Der Buchweizen neigte sich durchaus nicht, wie das übrige Getreide, sondern prangte stolz und steif.

„Ich bin wohl so reich, wie die Kornähre," sagte er; „überdies bin ich weit hübscher; meine Blumen sind schön, wie die Blüthen des Apfelbaumes; es ist eine Freude, auf mich und die Meinigen zu blicken! Kennst Du etwas Prächtigeres, als uns, Du alter Weidenbaum?"

Und der Weidenbaum nickte mit dem Kopfe, gerade als ob er damit sagen wolle: „Ja, das thue ich freilich!"

Aber der Buchweizen spreizte sich aus lauter Hochmuth und sagte: „Der dumme Baum! Er ist so alt, daß ihm Gras im Leibe wächst!"

Nun zog ein schrecklich böses Wetter auf; alle Feldblumen falteten ihre Blätter zusammen oder neigten ihre kleinen Köpfe herab, während der Sturm über sie dahin fuhr; aber der Buchweizen prangte in seinem Stolze.

„Neige Dein Haupt, wie wir!" sagten die Blumen.

„Das brauche ich durchaus nicht!“ erwiderte der Buchweizen.

„Senke Dein Haupt, wie wir!“ rief das Getreide. „Nun kommt des Sturmes Engel geflogen! Er hat Schwingen, die reichen oben von den Wolken bis gerade herunter zur Erde, und er schlägt Dich mitten durch, bevor Du bitten kannst, Dir gnädig zu sein!“

„Ja, aber ich will mich nicht beugen!“ sagte der Buchweizen.

„Schließe Deine Blumen und neige Deine Blätter!“ sagte der alte Weidenbaum. „Sieh nicht zum Blitze empor, wenn die Wolke berstet; selbst die Menschen dürfen das nicht, denn im Blitz kann man in Gottes Himmel hineinsehen, aber dieser Anblick vermag selbst die Menschen zu blenden; was würde aber nicht uns, den Gewächsen der Erde, geschehen, wenn wir es wagten, wir, welche doch weit geringer sind!“

„Weit geringer!“ sagte der Buchweizen. „Nun will ich gerade in Gottes Himmel hineinsehen!“ Und er that es in seinem Uebermuth und Stolz. Es war, als ob die ganze Welt in Flammen stände, so blitzte es.

Als das böse Wetter später vorbei war, standen die Blumen und das Getreide in der stillen reinen Luft ganz erfrischt vom Regen; aber der Buchweizen war vom Blitz kohlschwarz gebrannt; er war nun ein todtes Unkraut auf dem Felde.

Und der alte Weidenbaum bewegte seine Zweige im Winde, und es fielen große Wassertropfen von den grünen Blättern, gerade als ob der Baum weine.

Da fragten die Sperlinge: „Weshalb weinest Du? Hier ist es ja so gesegnet! Sieh, wie die Sonne scheint; sieh, wie die Wolken

ziehen! Athmest Du nicht den Duft von Blumen und Büschen? Weshalb weinest Du, alter Weidenbaum?“

Und der Weidenbaum erzählte vom Stolze des Buchweizens, von seinem Uebermuth und von der Strafe, die diesem immer folgt. Ich, der ich die Geschichte erzähle, habe sie von den Sperlingen gehört! — Sie erzählten es mir eines Abends, als ich sie um ein Märchen bat.





Der Garten des Paradieses.

Es war einmal ein Königssohn; Niemand hatte so viele und schöne Bücher wie er; Alles, was in dieser Welt geschehen, konnte er darin lesen und die Abbildungen in prächtigen Kupferstichen erblicken. Von jedem Volke und jedem Lande konnte er Auskunft erhalten; aber wo der Garten des Paradieses zu finden sei, davon stand kein Wort darin; und der, gerade der war es, an den er am meisten dachte.

Seine Großmutter hatte ihm erzählt, als er noch ganz klein war, aber anfangen sollte, in die Schule zu gehen, daß jede Blume im Garten des Paradieses der süßeste Kuchen und die Staubfäden der feinste Wein wären; auf der einen ständen Geschichte, auf der andern Geographie oder Tabellen; man brauche nur Kuchen zu essen, so könne

man seine Lection; je mehr man speise, um so mehr Geschichte, Geographie und Tabellen habe man inne.

Das glaubte er damals. Aber schon, als er ein größerer Knabe wurde, mehr lernte und klüger war, begriff er wohl, daß eine ganz andere Herrlichkeit im Garten des Paradieses vorhanden sein müsse.

„O, weshalb pflückte doch Eva vom Baume der Erkenntniß? Weshalb speiste Adam von der verbotenen Frucht? Das sollte ich gewesen sein, so wäre es nicht geschehen! Nie würde die Sünde in die Welt gekommen sein!"

Das sagte er damals, und das sagte er noch, als er siebenzehn Jahr alt war. Der Garten des Paradieses erfüllte alle seine Sinne.

Eines Tages ging er im Walde; er ging allein, denn das war sein größtes Vergnügen.

Der Abend brach an, die Wolken zogen sich zusammen; es entstand ein Regenwetter, als ob der ganze Himmel eine einzige Schleuse sei, aus der Wasser stürze; es war so dunkel, wie es sonst des Nachts nur im tiefsten Brunnen ist. Bald glitt er in dem nassen Grase aus, bald fiel er über die nackten Steine, welche aus dem Felsengrunde hervorragten. Alles triefte von Wasser; es war nicht ein trockener Faden an dem armen Prinzen. Er mußte über große Steinblöcke klettern, wo das Wasser aus dem hohen Moose quoll. Er war nahe daran, ohnmächtig zu werden. Da hörte er ein sonderbares Sausen, und vor sich sah er eine große erleuchtete Höhle. Mitten in derselben brannte ein Feuer, sodaß man einen Hirsch daran braten konnte. Und das geschah auch. Der prächtigste Hirsch mit seinem hohen Geweihe war auf einen Spieß gesteckt und wurde langsam zwischen zwei abgehauenen Fichtenstämmen herumgedreht. Eine ältliche Frau, groß und stark, als wäre sie eine verkleidete Mannsperson, saß am Feuer und warf ein Stück Holz nach dem andern hinein.

„Komm nur näher!“ sagte sie; „setze Dich an das Feuer, damit Deine Kleider trocknen.“

„Hier zieht es sehr!“ sagte der Prinz und setzte sich auf den Fußboden nieder.

„Das wird noch ärger werden, wenn meine Söhne nach Hause kommen!“ erwiderte die Frau. „Du bist hier in der Höhle der Winde; meine Söhne sind die vier Winde der Welt; kannst Du das verstehen?“

„Wo sind Deine Söhne?“ fragte der Prinz.

„Ja, es ist schwer zu antworten, wenn man dumm fragt,“ sagte die Frau. „Meine Söhne treiben es auf eigene Hand; sie spielen Federball mit den Wolken dort oben im Königssaal!“ Und dabei zeigte sie in die Höhe hinauf.

„Ach so!“ sagte der Prinz. „Ihr sprecht übrigens ziemlich barsch und seid nicht so mild, wie die Frauenzimmer, die ich sonst um mich habe!“

„Ja, die haben wohl nichts Anderes zu thun!. Ich muß hart sein, wenn ich meine Knaben in Respect erhalten will; aber das kann ich, obgleich sie Trotzköpfe sind. Siehst Du die vier Säcke, die an der Wand hängen? Vor denen fürchten sie sich ebenso, wie Du früher vor der Ruthe hinterm Spiegel. Ich kann die Knaben zusammenbiegen, sag' ich Dir, und dann stecke ich sie in den Sack; da machen wir keine Umstände! Da sitzen sie und dürfen nicht eher wieder herumstreifen, bis ich es für gut erachte. Aber da haben wir den Einen!“

Es war der Nordwind, der mit einer eisigen Kälte hereintrat; große Hagelkörner hüpften auf dem Fußboden hin, und Schneeflocken stöberten umher. Er war in Bärenfellbeinkleidern und Jacke; eine Mütze von Seehundsfell ging über die Ohren herab; lange Eiszapfen

hingen ihm am Barte; und ein Hagelkorn nach dem andern glitt ihm vom Jackenkragen herunter.

„Gehen Sie nicht gleich an das Feuer!“ sagte der Prinz; „Sie könnten sonst leicht Gesicht und Hände erfrieren!“

„Erfrieren?“ sagte der Nordwind und lachte laut auf. „Kälte? Das ist gerade mein größtes Vergnügen! Was bist Du übrigens für ein Schneiderlein! Wie kommst Du in die Höhle der Winde?“

„Er ist mein Gast,“ sagte die Alte; „und bist Du mit dieser Erklärung nicht zufrieden, so kannst Du in den Sack kommen! — Verstehst Du mich nun?“

Sieh, das half; und der Nordwind erzählte, von wannen er kam und wo er fast einen ganzen Monat gewesen.

„Vom Polarmeere komme ich,“ sagte er; „ich bin auf dem Bäreneilande mit den russischen Walroßjägern gewesen. Ich saß und schlief auf dem Steuer, als sie vom Nordcap wegsegelten; weil ich mitunter erwachte, flog mir der Sturmvogel um die Beine. Das ist ein komischer Vogel! Der macht einen raschen Schlag mit den Flügeln, hält sie darauf unbeweglich ausgestreckt und hat dann Fahrt genug.“

„Mache es nur nicht so weitläufig!“ sagte die Mutter der Winde. „Und so kamst Du dann nach dem Bäreneilande?“

„Dort ist es schön! Da ist ein Fußboden zum Tanzen, flach, wie ein Teller! Halbaufgethauter Schnee mit ein wenig Moos, scharfe Steine und Gerippe von Walrossen und Eisbären lagen da umher, sowie auch Riesenarme und Beine mit verschimmeltem Grün. Man möchte glauben, daß die Sonne nie darauf geschienen hätte. Ich blies ein wenig in den Nebel, damit man den Schuppen sehen konnte; das war ein Haus, von Wrackholz erbaut und mit Walroßhäuten überzogen; die Fleischseite war nach außen gekehrt; sie war voller Roth und Grün; auf dem Dache saß ein lebendiger Eisbär und brummte.

Ich ging nach dem Strande, sah nach den Vogelnestern, erblickte die nackten Jungen, die schrieen und den Schnabel aufsperrten; da blies ich in die tausend Kehlen hinab, und sie lernten den Schnabel schließen. Weiterhin wälzten sich die Walrosse, wie lebendige Eingeweide oder Riesenmaden mit Schweineköpfen und ellenlangen Zähnen!" —

„Du erzählst gut, mein Sohn!" sagte die Mutter. „Das Wasser läuft mir im Munde zusammen, wenn ich Dich anhöre!"

„Dann ging das Jagen an! Die Harpune wurde in die Brust des Walrosses geworfen, sodaß der dampfende Blutstrahl, einem Springbrunnen gleich, über das Eis spritzte. Da gedachte ich auch meines Spieles! Ich blies auf und ließ meine Segler, die thurmhohen Eisberge, die Boote einklemmen. Hui! wie man pfiff und wie man schrie; aber ich pfiff lauter! Die todten Walroßkörper, Kisten und Tauwerk mußten sie auf das Eis auspacken; ich schüttelte die Schneeflocken über sie und ließ sie in den eingeklemmten Fahrzeugen mit ihrem Fang nach Süden treiben, um dort Salzwasser zu kosten. Sie kommen nie mehr nach dem Bäreneiland!"

„So hast Du ja Böses gethan!" sagte die Mutter der Winde.

„Was ich Gutes gethan habe, mögen die Andern erzählen!" sagte er. „Aber da haben wir meinen Bruder aus Westen; ihn mag ich von Allen am besten leiden; er schmeckt nach der See und führt eine herrliche Kälte mit sich!"

„Ist das der kleine Zephyr?" fragte der Prinz.

„Ja wohl ist das Zephyr!" sagte die Alte. „Aber er ist doch nicht so klein. Vor Jahren war es ein hübscher Knabe, aber das ist nun vorbei!"

Er sah aus wie ein wilder Mann, aber er hatte einen Fallhut auf, um nicht zu Schaden zu kommen. In der Hand hielt er eine

Mahagonikeule, in den amerikanischen Mahagoniwäldern gehauen. Das war nichts Geringes!

„Wo kommst Du her?“ fragte die Mutter.

„Aus den Waldwüsten,“ sagte er, „wo die dornigen Lianen eine Hecke zwischen jedem Baum bilden, wo die Wasserschlange in dem nassen Grase liegt und die Menschen unnöthig zu sein scheinen!“

„Was triebst Du dort?“

„Ich sah in den tiefen Fluß, sah, wie er von den Felsen herabstürzte, Staub wurde und gegen die Wolken flog, um den Regenbogen zu tragen. Ich sah den wilden Büffel im Flusse schwimmen, aber der Strom riß ihn mit sich fort. Er trieb mit dem Schwarm der wilden Enten, welche in die Höhe flogen, wo das Wasser stürzte. Der Büffel mußte hinunter; das gefiel mir, und ich blies einen Sturm, sodaß uralte Bäume segelten und zu Spähnen wurden.“

„Und weiter hast Du nichts gethan?“ fragte die Alte.

„Ich habe in den Savannen Purzelbäume geschossen; ich habe die wilden Pferde gestreichelt und Kokosnüsse geschüttelt. Ja, ja, ich habe Geschichten zu erzählen! Aber man muß nicht Alles sagen, was man weiß. Das weißt Du wohl, Alte!“ und er küßte seine Mutter, sodaß sie fast hintenüber gefallen wäre. Es war ein schrecklich wilder Bube!

Nun kam der Südwind mit einem Turban und einem fliegenden Beduinenmantel.

„Hier ist es recht kalt, hier draußen!“ sagte er und warf Holz zum Feuer. „Man kann merken, daß der Nordwind zuerst gekommen ist!“

„Es ist hier so heiß, daß man einen Eisbär braten kann!“ sagte der Nordwind.

„Du bist selbst ein Eisbär!“ antwortete der Südwind.

„Wollt Ihr in den Sack gesteckt werden?" fragte die Alte. — „Setze Dich auf den Stein dort und erzähle, wo Du gewesen bist."

„In Afrika, Mutter!" erwiderte er. „Ich war mit den Hottentotten auf der Löwenjagd im Lande der Kaffern. Da wächst Gras in den Ebenen, grün wie eine Olive! Da lief der Straus mit mir um die Wette; aber ich bin doch noch schneller. Ich kam nach der Wüste zu dem gelben Sande; da sieht es aus, wie auf dem Grunde des Meeres. Ich traf eine Karavane; sie schlachteten ihr letztes Kameel, um Trinkwasser zu erhalten; aber es war nur wenig, was sie bekamen. Die Sonne brannte von oben und der Sand von unten. Die ausgedehnte Wüste hatte keine Grenze. Da wälzte ich mich in dem feinen, losen Sand und wirbelte ihn in große Säulen auf. Das war ein Tanz! Du hättest sehen sollen, wie muthlos das Dromedar dastand, und der Kaufmann zog den Kaftan über den Kopf. Er warf sich vor mir nieder wie vor Allah, seinem Gott. Nun sind sie begraben; es steht eine Pyramide von Sand über ihnen Allen. Wenn ich die einmal fortblase, dann wird die Sonne die weißen Knochen bleichen; da können die Reisenden sehen, daß dort früher Menschen gewesen sind. Sonst wird man das in der Wüste nicht glauben!"

„Du hast also nur Böses gethan!" sagte die Mutter. „Marsch in den Sack!" und ehe er es merkte, hatte sie den Südwind um den Leib gefaßt und in den Sack gesteckt. Er wälzte sich rings umher auf dem Fußboden, aber sie setzte sich darauf und da mußte er stille liegen.

„Das sind muntere Knaben, die sie hat!" sagte der Prinz.

„Ja wohl," antwortete sie; „und ich weiß sie zu züchtigen. Da haben wir den vierten!"

Das war der Ostwind, der war wie ein Chinese gekleidet.

„Ach! kommst Du von jener Gegend?“ sagte die Mutter. „Ich glaubte, Du wärest im Garten des Paradieses gewesen.“

„Dahin fliege ich erst morgen!“ sagte der Ostwind. „Morgen sind es hundert Jahre, seitdem ich dort war! Ich komme jetzt aus China, wo ich um den Porcellanthurm tanzte, daß alle Glocken klingelten. Auf der Straße bekamen die Beamten Prügel; das Bambusrohr wurde auf ihren Schultern zerschlagen, und das waren Leute vom ersten bis zum neunten Grade. Sie schrieen: „„Vielen Dank, mein väterlicher Wohlthäter!““ Aber es kam ihnen nicht von Herzen, und ich klingelte mit den Glocken und sang: Tsing, tsang, tsu!“

„Du bist muthwillig!“ sagte die Alte. „Es ist gut, daß Du morgen in den Garten des Paradieses kommst; das trägt immer zu Deiner Bildung bei. Trinke dann tüchtig aus der Weisheitsquelle und nimm eine kleine Flasche voll für mich mit nach Hause!“

„Das werde ich thun!“ sagte der Ostwind. „Aber weshalb hast Du meinen Bruder vom Süden in den Sack gesteckt? Heraus mit ihm! Er soll mir vom Vogel Phönix erzählen; davon will die Prinzessin im Garten des Paradieses stets hören, wenn ich jedes hundertste Jahr meinen Besuch abstatte. Mache den Sack auf, dann bist Du meine süßeste Mutter, und ich schenke Dir zwei Taschen voll Thee, so grün und frisch, wie ich ihn an Ort und Stelle gepflückt habe!“

„Nun, des Thees halber und weil Du mein Herzensjunge bist, will ich den Sack öffnen!“ Das that sie, und der Südwind kroch heraus; aber er sah ganz niedergeschlagen aus, weil der fremde Prinz es gesehen hatte.

„Da hast Du ein Palmblatt für die Prinzessin!“ sagte der Südwind. „Dieses Blatt hat der alte Vogel Phönix, der einzige, der in der Welt war, mir gegeben! Er hat mit seinem Schnabel seine ganze Lebensbeschreibung, die hundert Jahre, die er lebte, hineingeritzt. Nun

kann sie es selbst lesen, wie der Vogel Phönix sein Nest in Brand steckte und darin saß und verbrannte, gleich der Frau eines Hindu. Wie knisterten doch die trockenen Zweige! Es war ein Rauch und ein Dampf! Zuletzt schlug Alles in Flammen auf; der alte Vogel Phönix wurde zu Asche; aber sein Ei lag glühend roth im Feuer; es barst mit einem großen Knall, und das Junge flog heraus; nun ist dieses Regent über alle Vögel und der einzige Vogel Phönix in der Welt. Er hat in das Palmblatt, welches ich Dir gab, ein Loch gebissen: das ist sein Gruß an die Prinzessin!"

„Laßt uns nun etwas essen!" sagte die Mutter der Winde. Und so setzten sie sich Alle heran, um von dem gebratenen Hirsche zu speisen; der Prinz saß zur Seite des Ostwindes; deshalb wurden sie bald gute Freunde.

„Höre, sage mir einmal," sagte der Prinz, „was ist das für eine Prinzessin, von der hier so viel die Rede ist, und wo liegt der Garten des Paradieses?"

„Ho, ho!" sagte der Ostwind; „willst Du dahin? Ja, dann fliege morgen mit mir! Aber das muß ich Dir übrigens sagen: dort ist kein Mensch seit Adam's und Eva's Zeit gewesen. Die kennst Du ja wohl aus Deiner Bibelgeschichte?"

„Ja wohl!" sagte der Prinz.

„Damals, als sie verjagt wurden, versank der Garten des Paradieses in die Erde; aber er behielt seinen warmen Sonnenschein, seine milde Luft und all' seine Herrlichkeit. Die Feenkönigin wohnt darin; da liegt die Insel der Glückseligkeit, wohin der Tod nie kommt, wo es herrlich ist! Setze Dich morgen auf meinen Rücken, dann werde ich Dich mitnehmen; ich denke, es wird sich wohl thun lassen. Aber nun mußt Du nicht mehr sprechen, denn ich will schlafen!"

Und dann schliefen sie allesammt.

In der frühen Morgenstunde erwachte der Prinz und war nicht wenig erstaunt, sich schon hoch über den Wolken zu finden. Er saß auf dem Rücken des Ostwindes, der ihn noch treulich hielt; sie waren so hoch in der Luft, daß Wälder und Felder, Flüsse und Seen sich wie auf einer illuminirten Landkarte darstellten.

„Guten Morgen!“ sagte der Ostwind. „Du könntest übrigens füglich noch ein bischen schlafen, denn es ist nicht viel auf dem flachen Lande unter uns zu sehen, ausgenommen Du hättest Lust, die Kirchen zu zählen! Die stehen gleich Kreidepunkten auf dem grünen Brett.“ Das waren Felder und Wiesen, was er das grüne Brett nannte.

„Es war unartig, daß ich Deiner Mutter und Deinen Brüdern nicht Lebewohl gesagt habe!“ meinte der Prinz.

„Wenn man schläft, ist man entschuldigt!“ sagte der Ostwind. Und darauf flogen sie noch rascher von dannen. Man konnte es in den Gipfeln der Bäume hören, denn wenn sie darüber hinfuhren, rasselten alle Zweige und Blätter; man konnte es auf dem Meere und auf den Seen hören, denn wo sie flogen, stiegen die Wogen höher, und die großen Schiffe neigten sich tief in das Wasser, gleich schwimmenden Schwänen.

Gegen Abend, als es dunkel wurde, sahen die großen Städte ergötzlich aus; die Lichter brannten dort unten, bald hier, bald da; es war gerade, als wenn man ein Stück Papier angebrannt hat und alle die kleinen Feuerfunken sieht, wie einer nach dem andern verschwindet. Und der Prinz klatschte in die Hände; aber der Ostwind bat ihn, das sein zu lassen und sich lieber fest zu halten; sonst könnte er leicht hinunter fallen und an einer Kirchthurmspitze hängen bleiben.

Der Adler in den schwarzen Wäldern flog zwar leicht, doch der Ostwind flog noch leichter. Der Kosak auf seinem kleinen Pferde jagte über die Ebenen davon, doch der Prinz jagte noch schneller.

„Nun kannst Du den Himalaya sehen!“ sagte der Ostwind. „Das ist der höchste Berg in Asien; nun werden wir bald nach dem Garten des Paradieses gelangen!“ Dann wendeten sie sich mehr südlich, und bald duftete es dort von Gewürzen und Blumen. Feigen und Granatäpfel wuchsen wild, und die wilde Weinranke hatte blaue und rothe Trauben. Hier ließen sich Beide nieder und streckten sich in das weiche Gras, wo die Blumen dem Winde zunickten, als wollten sie sagen: „Willkommen!“

„Sind wir nun im Garten des Paradieses?“ fragte der Prinz.

„Nein, bewahre!“ erwiderte der Ostwind. „Aber wir werden bald dorthin kommen. Siehst Du die Felsenmauer dort und die weite Höhle, wo die Weinranken gleich einer großen, grünen Gardine hängen? Da hindurch werden wir hineingelangen! Wickle Dich in Deinen Mantel; hier brennt die Sonne, aber einen Schritt weiter, und es ist eisig kalt. Der Vogel, welcher an der Höhle vorbeistreift, hat den einen Flügel hier draußen in dem warmen Sommer und den andern drinnen in dem kalten Winter!“

„So, das ist also der Weg zum Garten des Paradieses?“ fragte der Prinz.

Nun gingen sie in die Höhle hinein. Hu, wie war es dort eisig kalt! Aber es währte doch nicht lange. Der Ostwind breitete seine Flügel aus, und sie leuchteten gleich dem hellsten Feuer. Nein, welche Höhle! Die großen Steinblöcke, von denen das Wasser träufelte, hingen über ihnen in den wunderbarsten Gestalten; bald war es da so enge, daß sie auf Händen und Füßen kriechen mußten, bald so hoch und ausgedehnt, wie in der freien Luft. Es sah aus, wie Grabcapellen mit stummen Orgelpfeifen und versteinerten Orgeln.

„Wir gehen wohl den Weg des Todes zum Garten des Paradieses?“ fragte der Prinz. Aber der Ostwind antwortete keine Sylbe,

zeigte vorwärts, und das schönste blaue Licht strahlte ihnen entgegen. Die Steinblöcke über ihnen wurden mehr und mehr ein Nebel, der zu=letzt wie eine weiße Wolke im Mondschein aussah. Nun waren sie in der herrlichsten milden Luft; so frisch wie auf den Bergen, so duf=tend wie bei den Rosen des Thales. Da strömte ein Fluß so klar wie die Luft selbst; und die Fische waren wie Silber und Gold; pur=purrothe Aale, die bei jeder Bewegung blaue Feuerfunken sprühten, spielten unten im Wasser; und die breiten Nixenblumenblätter hatten des Regenbogens Farben; die Blume selbst war eine rothgelbe, bren=nende Flamme, der das Wasser Nahrung gab, gleichwie das Oel die Lampe beständig im Brennen erhält; eine feste Brücke von Marmor, aber so künstlich und fein ausgeschnitten, als wäre sie von Spitzen und Glasperlen gemacht, führte über das Wasser zur Insel der Glückseligkeit, wo der Garten des Paradieses blühte.

Der Ostwind nahm den Prinzen auf seine Arme und trug ihn hinüber. Da sangen die Blumen und Blätter die schönsten Lieder aus seiner Kindheit, aber so schwellend lieblich, wie keine menschliche Stimme hier singen kann.

Waren es Palmbäume oder riesengroße Wasserpflanzen, die hier wuchsen? So saftige und große Bäume hatte der Prinz früher nie gesehen; in langen Guirlanden hingen da die wunderlichsten Schling=pflanzen, wie man sie nur mit Farben und Gold auf dem Rande alter Heiligenbücher, oder durch die Anfangsbuchstaben geschlungen, abgebil=det findet. Das waren die seltsamsten Zusammensetzungen von Vö=geln, Blumen und Schnörkeln. Dicht daneben im Grase stand ein Schwarm Pfaue mit entfalteten, strahlenden Schweifen. Ja, das war wirklich so! Als aber der Prinz daran rührte, merkte er, daß es keine Thiere, sondern Pflanzen waren; es waren die großen Kletten, die hier gleich des Pfaues herrlichem Schweife strahlten. Der Löwe und





der Tiger sprangen gleich geschmeidigen Katzen zwischen den grünen Hecken hin, die wie die Blumen des Olivenbaumes dufteten; und der Löwe und der Tiger waren zahm. Die wilde Waldtaube glänzte wie die schönste Perle und schlug mit ihren Flügeln den Löwen an die Mähne; und die Antilope, die sonst so scheu ist, stand daneben und nickte mit dem Kopfe, als ob sie auch mitspielen wollte.

Nun kam die Fee des Paradieses; ihre Kleider strahlten wie die Sonne, und ihr Antlitz war heiter, wie das einer frohen Mutter, wenn sie recht glücklich über ihr Kind ist. Sie war so jung und schön, und die hübschesten Mädchen, jede mit einem leuchtenden Stern im Haar, folgten ihr. Der Ostwind gab ihr das beschriebene Blatt vom Vogel Phönix und ihre Augen funkelten vor Freude. Sie nahm den Prinzen bei der Hand und führte ihn in ihr Schloß hinein, wo die Wände Farben hatten wie das prächtigste Tulpenblatt, wenn es gegen die Sonne gehalten wird. Die Decke selbst war eine große strahlende Blume, und je mehr man zu derselben hinauffsah, desto tiefer erschien ihr Kelch. Der Prinz trat an das Fenster und blickte durch eine der Scheiben: da sah er den Baum der Erkenntniß mit der Schlange, und Adam und Eva standen dicht dabei. „Sind die nicht verjagt?“ fragte er. Und die Fee lächelte und erklärte ihm, daß die Zeit auf jeder Scheibe ihr Bild eingebrannt habe; aber nicht, wie man es zu sehen gewohnt: nein, es war Leben darin; die Blätter der Bäume bewegten sich; die Menschen kamen und gingen, wie in einem Spiegelbilde. Und er sah durch eine andere Scheibe, und da war Jacob's Traum, wo die Leiter gerade bis in den Himmel ging; und die Engel mit großen Schwingen schwebten auf und nieder. Ja, Alles, was in dieser Welt geschehen war, lebte und bewegte sich in den Glasscheiben; solche künstliche Gemälde konnte nur die Zeit einbrennen.

Die Fee lächelte und führte ihn in einen großen, hohen Saal, dessen Wände transparent erschienen. Hier waren Portraits, das eine Gesicht immer schöner als das andere. Man sah Millionen Glücklicher, die lächelten und sangen, sodaß es in eine Melodie zusammenfloß; die Alleroberſten waren so klein, daß sie kleiner erschienen als die kleinste Rosenknospe, wenn sie wie ein Punkt auf das Papier gezeichnet wird. Und mitten im Saale stand ein großer Baum mit hängenden, üppigen Zweigen; goldene Aepfel, große und kleine, hingen wie Apfelsinen zwischen den grünen Blättern. Das war der Baum der Erkenntniß, von dessen Frucht Adam und Eva gegessen hatten. Von jedem Blatte tröpfelte ein glänzender, rother Thautropfen; es war als ob der Baum blutige Thränen weinte.

„Laß uns nun in das Boot steigen!“ sagte die Fee; „da wollen wir Erfrischungen auf dem schwellenden Wasser genießen! Das Boot schaukelt und kommt nicht von der Stelle, aber alle Länder der Welt gleiten an unsern Augen vorüber.“ Und es war wunderbar anzusehen, wie sich die ganze Küste bewegte. Da kamen die hohen schneebedeckten Alpen mit Wolken und schwarzen Tannen; das Horn erklang so tief wehmüthig, und der Hirte jodelte so hübsch im Thale. Dann bogen die Bananenbäume ihre langen, hängenden Zweige über das Boot nieder; kohlschwarze Schwäne schwammen auf dem Wasser, und die seltsamsten Thiere und Blumen zeigten sich am Ufer: das war Neuholland, der fünfte Welttheil, der mit einer Aussicht auf die blauen Berge vorbeiglitt. Man hörte den Gesang der Priester und sah den Tanz der Wilden zum Schall der Trommeln und der knöchernen Trompeten. Aegyptens Pyramiden, die bis in die Wolken ragten, umgestürzte Säulen und Sphinxe, halb im Sande begraben, segelten ebenfalls vorbei. Die Nordlichter leuchteten über ausgebrannte Vulkane des Nordens: das war ein Feuerwerk, was Niemand nachmachen

konnte. Der Prinz war so glückselig; ja, er sah noch hundert Mal mehr, als was wir hier erzählen.

„Und ich kann immer hier bleiben?“ fragte er.

„Das kommt auf Dich selbst an!“ erwiderte die Fee. „Wenn Du nicht, wie Adam, Dich gelüsten läßt, das Verbotene zu thun, so kannst Du immer hier bleiben!“

„Ich werde die Aepfel auf dem Erkenntnißbaume nicht anrühren!“ sagte der Prinz. „Hier sind ja Tausende von Früchten, ebenso schön wie die!“

„Prüfe Dich selbst, und bist Du nicht stark genug, so gehe mit dem Ostwinde, der Dich herbrachte. Er fliegt nun zurück und läßt sich vor hundert Jahren hier nicht wieder blicken; die Zeit wird an diesem Ort für Dich vergehen, als wären es nur hundert Stunden; aber es ist eine lange Zeit für die Versuchung und Sünde. Jeden Abend, wenn ich von Dir gehe, muß ich Dir zurufen: Komm mit! Ich muß Dir mit der Hand winken, aber bleibe zurück. Gehe nicht mit, denn sonst wird mit jedem Schritte Deine Sehnsucht größer werden. Du kommst dann in den Saal, wo der Baum der Erkenntniß wächst; ich schlafe unter seinen duftenden, hängenden Zweigen; Du wirst Dich über mich beugen, und ich muß lächeln; drückst Du aber einen Kuß auf meinen Mund, so sinkt das Paradies tief in die Erde, und es ist für Dich verloren. Der Wüste scharfer Wind wird Dich umsausen, der kalte Regen von Deinem Haupte träufeln. Kummer und Drangsal wird Dein Erbtheil.“

„Ich bleibe hier!“ sagte der Prinz. Und der Ostwind küßte ihn auf die Stirn und sagte: „Sei stark, dann treffen wir uns nach hundert Jahren wieder! Lebe wohl! Lebe wohl!“ Und der

Ostwind breitete seine großen Flügel aus; sie glänzten wie das Wetterleuchten in der Erntezeit oder wie das Nordlicht im kalten Winter.

„Lebe wohl! Lebe wohl!" ertönte es von Blumen und Bäumen. Störche und Pelikane flogen wie flatternde Bänder in Reihen und geleiteten ihn bis zur Grenze des Gartens.

„Nun beginnen wir unsere Tänze!" sagte die Fee. „Zum Schlusse, wo ich mit Dir tanze, wirst Du, indem die Sonne sinkt, sehen, daß ich Dir winke; Du wirst mich Dir zurufen hören: Komm mit! Aber thue es nicht! Hundert Jahre lang muß ich es jeden Abend wiederholen; jedesmal, wenn die Zeit vorbei ist, gewinnst Du mehr Kraft; zuletzt denkst Du gar nicht mehr daran. Heute Abend ist es zum ersten Mal; nun hab' ich Dich gewarnt.

Und die Fee führte ihn in einen großen Saal von weißen durchsichtigen Lilien; die gelben Staubfäden in jeder Blume bildeten eine kleine Goldharfe, die mit Saitenlaut und Flötenton erklang. Die schönsten Mädchen, schwebend und schlank, in wogenden Flor gekleidet, sodaß man die reizenden Glieder sah, schwebten im Tanze und sangen, wie herrlich es sei, zu leben, und daß sie nie sterben würden, und daß der Garten des Paradieses ewig blühen würde.

Und die Sonne ging unter; der ganze Himmel wurde e i n Gold, welches den Lilien den Schein der herrlichsten Rosen gab; und der Prinz trank von dem schäumenden Wein, welchen die Mädchen ihm reichten, und fühlte eine Glückseligkeit, wie nie zuvor. Er sah, wie der Hintergrund des Saales sich öffnete, und der Baum der Erkenntniß stand in einem Glanze, der seine Augen blendete; der Gesang dort war weich und lieblich, wie seiner Mutter Stimme, und es war, als ob sie sänge: „Mein Kind! mein geliebtes Kind!"

Da winkte die Fee und rief so liebevoll: „Komm mit! Komm mit!“ Und er stürzte ihr entgegen, vergaß sein Versprechen, vergaß es schon den ersten Abend, und sie winkte und lächelte. Der Duft, der gewürzige Duft rings umher wurde stärker; die Harfen ertönten weit lieblicher, und es war, als ob die Millionen lächelnder Köpfe im Saale, wo der Baum wuchs, nickten und sängen: „Alles muß man kennen! Der Mensch ist der Herr der Erde!“ Und es waren keine blutigen Thränen mehr, welche von den Blättern des Erkenntnißbaumes fielen: es waren rothe, funkelnde Sterne, die er zu erblicken glaubte. „Komm mit! Komm mit!“ lauteten die bebenden Töne, und bei jedem Schritte brannten des Prinzen Wangen heißer, bewegte sein Blut sich rascher. „Ich muß!“ sagte er. „Es ist ja keine Sünde, kann keine sein! Weshalb nicht der Schönheit und der Freude folgen? Sie schlafen sehen will ich; es ist ja nichts verloren, wenn ich es nur unterlasse, sie zu küssen; und küssen werde ich sie nicht; ich bin stark, ich habe einen festen Willen!“

Und die Fee warf ihren strahlenden Anzug ab, bog die Zweige zurück, und nach einem Augenblick war sie darin verborgen.

„Noch habe ich nicht gesündigt,“ sagte der Prinz, „und will es auch nicht!“ Und dann bog er die Zweige zur Seite: da schlief sie bereits; schön, wie nur die Fee im Garten des Paradieses es sein kann. Sie lächelte im Traume, er bog sich über sie nieder und sah zwischen ihren Augenlidern Thränen beben!

„Weinst Du über mich?“ flüsterte er. „Weine nicht, Du herrliches Weib! Nun begreife ich erst des Paradieses Glück! Es durchströmt mein Blut, meine Gedanken; die Kraft des Cherubs und des ewigen Lebens fühle ich in meinem irdischen Körper! Möge es ewig Nacht für mich werden: eine Minute, wie diese, ist Reichthum ge-

nug!" Und er küßte die Thränen aus ihren Augen; sein Mund berührte den ihrigen. —

Da krachte ein Donnerschlag, so tief und schrecklich, wie Niemand ihn je gehört. Und Alles stürzte zusammen; die schöne Fee, das blühende Paradies sank, sank tiefer und tiefer. Der Prinz sah es in die schwarze Nacht versinken; wie ein kleiner leuchtender Stern strahlte es aus weiter Ferne; Todeskälte durchschauerte seinen Körper; er schloß seine Augen und lag lange wie todt.

Der kalte Regen fiel ihm in das Gesicht, der scharfe Wind blies um sein Haupt: da kehrten seine Sinne zurück. „Was habe ich gethan!" seufzte er. „Ich habe gesündigt, wie Adam — gesündigt, sodaß das Paradies tief versunken ist!" Und er öffnete seine Augen; den Stern in der Ferne, den Stern, der wie das gesunkene Paradies funkelte, sah er noch — es war der Morgenstern am Himmel.

Er erhob sich und war in dem großen Walde dicht bei der Höhle der Winde; und die Mutter der Winde saß an seiner Seite; sie sah böse aus und erhob ihren Arm in die Luft.

„Schon den ersten Abend!" sagte sie. „Das dachte ich wohl! Ja, wärest Du mein Sohn, so müßtest Du in den Sack!"

„Da soll er hinein!" sagte der Tod. Das war ein starker, alter Mann mit einer Sense in der Hand und mit großen, schwarzen Schwingen. „In den Sarg soll er gelegt werden; aber jetzt noch nicht; ich zeichne ihn nur, lasse ihn dann noch eine Weile in der Welt herumwandern, seine Sünde sühnen, gut und besser werden. — Ich komme aber einmal. Wenn er es gerade am wenigsten erwartet, stecke ich ihn in den schwarzen Sarg, setze ihn auf meinen Kopf und fliege gegen den Stern empor. Auch dort blüht des Paradieses Garten,

und ist er gut und fromm, so wird er hineintreten; sind aber seine Gedanken böse und das Herz noch voller Sünde, so sinkt er mit dem Sarge tiefer als das Paradies gesunken, und nur jedes tausendste Jahr hole ich ihn wieder, damit er noch tiefer sinke oder auf den Stern gelange, den funkelnden Stern dort oben!"





Das Gänseblümchen.

Nun höre einmal! —

Draußen auf dem Lande, dicht am Wege, lag ein Landhaus; Du hast es gewiß selbst einmal gesehen. Vor demselben ist ein kleiner Garten mit Blumen und einem Stakete, welches angestrichen ist; dicht dabei am Graben, mitten in dem schönsten grünen Grase, wuchs eine kleine Gänseblume; die Sonne beschien sie ebenso warm und schön als die großen, schönen Prachtblumen im Garten, und deshalb wuchs sie von Stunde zu Stunde. Eines Morgens stand sie, mit ihren kleinen, blendend weißen Blättern, die wie Strahlen um die kleine gelbe Sonne in der Mitte rings herum sitzen, ganz entfaltet da. Sie dachte gar nicht daran, daß kein Mensch sie hier im Grase sähe, und daß sie eine arme verachtete Blume sei; nein, sie war so vergnügt, sie wendete

sich der warmen Sonne gerade entgegen, sah zu ihr auf und horchte auf die Lerche, die in der Luft sang.

Die kleine Gänseblume war so glücklich, als ob es ein großer Fest=tag wäre, und es war doch ein Montag. Alle Kinder waren in der Schule; während die auf ihren Bänken saßen und etwas lernten, saß sie auf ihrem kleinen, grünen Stengel und lernte auch von der warmen Sonne und Allem rings umher, wie gut Gott ist; und es gefiel ihr recht, daß die kleine Lerche Alles, was sie in der Stille fühlte, so deutlich und schön sang. Und die Gänseblume blickte mit einer Art Ehrfurcht zu dem glücklichen Vogel, der singen und fliegen konnte, em=por, war aber gar nicht betrübt, daß sie es selbst nicht konnte. „Ich sehe und höre ja!“ dachte sie; „die Sonne bescheint mich und der Wind küßt mich! O, wie reich bin ich doch begabt worden!“

Innerhalb des Staketes standen so viele steife, vornehme Blumen; je weniger Duft sie hatten, um so mehr prunkten sie. Die Päonien bliesen sich auf, um größer als eine Rose zu sein; aber die Größe macht es nicht! Die Tulpen hatten die allerschönsten Farben, und das wußten sie wohl und hielten sich kerzengerade, damit man es besser sehen möchte. Sie beachteten die kleine Gänseblume da draußen gar nicht, aber diese sah desto mehr nach ihnen und dachte: „Wie sind die reich und schön! Ja, zu ihnen fliegt sicher der prächtige Vogel hernieder und besucht sie! Gott sei Dank, daß ich so nahe dabei stehe, so kann ich doch die Pracht zu sehen bekommen!“ Und gerade wie sie das dachte: „Quivit!“ da kam die Lerche geflogen; aber nicht zu den Päonien und Tulpen herunter — nein, nieder ins Gras zu der armen Gänseblume. Die erschrak vor lauter Freude so, daß sie gar nicht wußte, was sie denken sollte.

„Der kleine Vogel tanzte rings um sie her und sang: „Nein, wie ist doch das Gras so weich! Und sieh, welch eine liebliche kleine Blume

mit Gold im Herzen und Silber auf dem Kleide!" Der gelbe Punkt in der Gänseblume sah ja auch aus wie Gold, und die kleinen Blätter rings herum erglänzten silberweiß.

Wie glücklich die kleine Gänseblume war — nein, das kann Niemand begreifen! Der Vogel küßte sie mit seinem Schnabel, sang ihr vor und flog dann wieder in die blaue Luft hinauf. Es währte sicher eine ganze Viertelstunde, bevor die Blume sich erholen konnte. Halb verschämt und doch innerlich erfreut, sah sie nach den andern Blumen im Garten; sie hatten ja die Ehre und Glückseligkeit, die ihr widerfahren war, gesehen; sie mußten ja begreifen, welche Freude es war. Aber die Tulpen standen noch einmal so steif als früher; und dann waren sie so spitz im Gesicht und so roth, denn sie hatten sich geärgert. Die Päonien waren ganz dickköpfig; es war gut, daß sie nicht sprechen konnten, sonst hätte die Gänseblume eine ordentliche Zurechtweisung bekommen. Die arme kleine Blume konnte wohl sehen, daß sie nicht bei guter Laune waren, und das that ihr so herzlich wehe. Zur selben Zeit kam in den Garten ein Mädchen mit einem großen, scharfen und glänzenden Messer; sie ging gerade durch die Tulpen hin und schnitt eine nach der andern ab. „Uh!" seufzte die kleine Gänseblume; „das ist ja erschrecklich; nun ist es mit ihnen aus!" Dann ging das Mädchen mit den Tulpen fort. Das Gänseblümchen war froh darüber, daß es draußen im Grase stand und eine kleine arme Blume war; es fühlte sich so dankbar, und als die Sonne unterging, faltete es seine Blätter, schlief ein und träumte die ganze Nacht von der Sonne und dem kleinen Vogel.

Am nächsten Morgen, als die Blume wieder glücklich alle ihre weißen Blätter gerade so wie kleine Arme gegen Luft und Licht ausstreckte, erkannte sie des Vogels Stimme; aber es war so traurig, was er sang. Ja, die arme Lerche hatte guten Grund dazu; sie war gefangen wor-

den und saß nun in einem Käfig, dicht bei dem offenen Fenster. Sie besang das freie und glückliche Umherfliegen, sang von dem jungen, grünen Korn auf dem Felde und von der herrlichen Reise, die sie auf ihren Flügeln hoch in die Luft hinauf machen konnte. Der arme Vogel war nicht bei guter Laune: gefangen saß er da im Käfig.

Die kleine Gänseblume wünschte so gern zu helfen. Aber wie sollte sie das anfangen? Ja, es war schwer zu erdenken. Sie vergaß völlig, wie schön Alles rings umher stand, wie warm die Sonne schien, und wie prächtig weiß ihre Blätter aussahen. Ach, sie konnte nur an den gefangenen Vogel denken, für den etwas zu thun sie durchaus nicht im Stande war.

Zu derselben Zeit kamen zwei kleine Knaben aus dem Garten; der eine von ihnen trug ein Messer in den Händen, groß und scharf, wie das, welches das Mädchen hatte, um die Tulpen abzuschneiden. Sie gingen gerade auf die kleine Gänseblume zu, die gar nicht begreifen konnte, was sie wollten.

„Hier können wir ein herrliches Rasenstück für die Lerche ausschneiden!" sagte der eine Knabe, und begann dann um die Gänseblume herum ein Viereck zu schneiden, sodaß sie mitten in dem Rasenstück zu stehen kam.

„Reiße die Blume ab!" sagte der andere Knabe, und das Gänseblümchen zitterte vor Angst, denn abgerissen zu werden war ja das Leben verlieren; und nun wollte es so gern leben, da es mit dem Rasenstück zu der gefangenen Lerche in den Käfig sollte.

„Nein, laß sie sitzen!" sagte der andere Knabe; „sie putzt so niedlich!" Und so blieb sie sitzen und kam mit in den Bauer der Lerche.

Aber der arme Vogel klagte laut über seine verlorene Freiheit und schlug mit den Flügeln gegen den Eisendraht im Käfig; die kleine

Gänseblume konnte nicht sprechen, kein tröstendes Wort sagen, so gern sie es auch wollte. So verging der ganze Vormittag.

„Hier ist kein Wasser!" sagte die gefangene Lerche. „Sie sind Alle ausgegangen und haben vergessen, mir einen Tropfen zu trinken zu geben. Mein Hals ist trocken und brennend! Es ist Feuer und Eis in mir, und die Luft ist so schwer! Ach, ich muß sterben, scheiden vom warmen Sonnenschein, vom frischen Grün, von all der Herrlichkeit, die Gott geschaffen!" Und dann bohrte sie ihren Schnabel in das kühle Rasenstück, um sich dadurch ein wenig zu erfrischen. Da fielen ihre Augen auf das Gänseblümchen, und der Vogel nickte ihm zu, küßte es mit dem Schnabel und sagte: „Du mußt hier drinnen auch vertrocknen, Du arme, kleine Blume! Dich und den kleinen Flecken grünen Grases hat man mir für die ganze Welt gegeben, die ich draußen hatte! Jeder kleine Grashalm soll mir ein grüner Baum, jedes Deiner weißen Blätter eine duftende Blume sein! Ach, Ihr erzählt mir nur, wie viel ich verloren habe!"

„Wer ihn doch trösten könnte!" dachte die Gänseblume; aber sie konnte kein Blatt bewegen; doch der Duft, der den feinen Blättern entströmte, war weit stärker, als man ihn sonst bei dieser Blume findet; das bemerkte der Vogel auch, und obgleich er vor Durst verschmachtete und in seinem Schmerz die grünen Grashalme abriß, berührte er doch nicht die Blume.

Es wurde Abend, und noch kam Niemand, dem armen Vogel einen Wassertropfen zu bringen; da streckte er seine hübschen Flügel aus und schüttelte sie krampfhaft; sein Gesang war ein wehmüthiges Piep-piep; das kleine Haupt neigte sich der Blume entgegen, und des Vogels Herz brach aus Mangel und Sehnsucht. Da konnte die Blume nicht, wie am vorhergehenden Abend, ihre Blätter zusammenfalten und schlafen; sie hing krank und traurig zur Erde nieder.

Erst am nächsten Morgen kamen die Knaben, und als sie den Vogel todt erblickten, weinten sie, weinten sie viele Thränen und gruben ihm ein niedliches Grab, welches mit Blumenblättern verziert wurde. Des Vogels Leiche kam in eine rothe, schöne Schachtel; königlich sollte er bestattet werden, der arme Vogel! Als er lebte und sang, vergaßen sie ihn, ließen ihn im Käfig sitzen und Mangel leiden; nun bekam er Schmuck und viele Thränen.

Aber das Rasenstück mit dem Gänseblümchen wurde in den Staub der Landstraße hinausgeworfen; Keiner dachte an Die, welche doch am meisten für den kleinen Vogel gefühlt hatte, und die ihn so gern trösten wollte!





Das häßliche junge Entlein.

Es war so herrlich draußen auf dem Lande! Es war Sommer, das Korn stand gelb, der Hafer grün, das Heu war unten auf den grünen Wiesen in Schobern aufgesetzt, und der Storch ging auf seinen langen, rothen Beinen und plapperte ägyptisch, denn diese Sprache hatte er von seiner Frau Mutter gelernt. Rings um die Aecker und die Wiesen waren große Wälder, und mitten in den Wäldern tiefe Seen. Ja, es war wirklich herrlich da draußen auf dem Lande! Mitten im Sonnenschein lag dort ein altes Landgut, von tiefen Kanälen umgeben; und von der Mauer bis zum Wasser herunter wuchsen große Klettenblätter, die so hoch waren, daß kleine Kinder unter den höchsten

aufrecht stehen konnten; es war eben so wild darin, wie im tiefsten Walde. Hier saß eine Ente auf ihrem Neste, welche ihre Jungen ausbrüten mußte; aber es wurde ihr fast zu langweilig, ehe die Jungen kamen; dazu erhielt sie selten Besuch; die andern Enten schwammen lieber in den Kanälen umher, als daß sie hinauf liefen, sich unter ein Klettenblatt zu setzen, um mit ihr zu schnattern.

Endlich platzte ein Ei nach dem andern; „Piep! piep!“ sagte es, und alle Eidotter waren lebendig geworden und steckten den Kopf heraus.

„Rapp! rapp!“ sagte sie; und so rappelten sich Alle, was sie konnten, und sahen nach allen Seiten unter den grünen Blättern; und die Mutter ließ sie sehen, so viel sie wollten, denn das Grüne ist gut für die Augen.

„Wie groß ist doch die Welt!“ sagten alle Jungen; denn nun hatten sie freilich ganz anders Platz, als wie sie noch drinnen im Ei lagen.

„Glaubt Ihr, daß dies die ganze Welt sei?“ sagte die Mutter; „die erstreckt sich noch weit über die andere Seite des Gartens, gerade hinein in des Pfarrers Feld; aber da bin ich noch nie gewesen!“ — „Ihr seid doch Alle beisammen?“ fuhr sie fort und stand auf. „Nein, ich habe nicht Alle; das größte Ei liegt noch da; wie lange soll denn das dauern! Jetzt bin ich es bald überdrüssig!“ und so setzte sie sich wieder.

„Nun, wie geht es?“ fragte eine alte Ente, welche gekommen war, um ihr einen Besuch abzustatten.

„Es währt so lange mit dem einen Ei!“ sagte die Ente, die da saß; „es will nicht platzen; doch sieh nur die andern an: sind es nicht die niedlichsten Entlein, die man je gesehen? Sie gleichen allesammt ihrem Vater; der Bösewicht kommt nicht, mich zu besuchen.“

„Laß mich das Ei sehen, welches nicht platzen will!“ sagte die Alte. „Glaube mir, es ist ein Kalekutenei! Ich bin auch einmal so angeführt worden und hatte meine große Sorge und Noth mit den Jungen, denn ihnen ist bange vor dem Wasser! Ich konnte sie nicht hineinbringen; ich rappte und schnappte, aber es half nichts. — Laß mich das Ei sehen! Ja, das ist ein Kalekutenei! Laß das liegen und lehre lieber die andern Kinder schwimmen.“

„Ich will doch noch ein Bischen darauf sitzen,“ sagte die Ente; „habe ich nun so lange gesessen, so kann ich auch noch einige Tage sitzen.“

„Nach Belieben,“ sagte die alte Ente und ging von dannen.

Endlich platzte das große Ei. „Piep! piep!“ sagte das Junge und kroch heraus. Es war so groß und so häßlich! Die Ente betrachtete es: „Es ist doch ein gewaltig großes Entlein das,“ sagte sie; „keins von den andern sieht so aus; sollte es wohl ein kalekutisches Küchlein sein? Nun wir wollen bald dahinter kommen; in das Wasser muß es, sollte ich es auch selbst hineinstoßen.“

Am nächsten Tage war schönes, herrliches Wetter; die Sonne schien auf alle grünen Kletten. Die Entleinmutter ging mit ihrer ganzen Familie zu dem Kanale hinunter. Platsch! da sprang sie in das Wasser. „Rapp! rapp!“ sagte sie, und ein Entlein nach dem andern plumpte hinein; das Wasser schlug ihnen über den Kopf zusammen, aber sie kamen gleich wieder empor und schwammen so prächtig; die Beine gingen von selbst, und alle waren sie im Wasser; selbst das häßliche, graue Junge schwamm mit.

„Nein, es ist kein Kalekut,“ sagte sie; „sieh, wie herrlich es die Beine gebraucht, wie gerade es sich hält; es ist mein eigenes Kind! Im Grunde ist es doch ganz hübsch, wenn man es nur recht betrachtet. Rapp! rapp! — Kommt nur mit mir, ich werde Euch in die große

Welt führen, Euch im Entenhofe präsentiren; aber haltet Euch immer nahe zu mir, damit Niemand Euch trete, und nehmt Euch vor den Katzen in Acht!"

Und so kamen sie in den Entenhof hinein. Da drinnen war ein schrecklicher Lärmen, denn da waren zwei Familien, die sich um einen Aalkopf bissen, und am Ende bekam ihn doch die Katze.

„Seht, so geht es in der Welt zu!" sagte die Entleinmutter und wetzte ihren Schnabel, denn sie wollte auch den Aalkopf haben. „Braucht nun die Beine!" sagte sie; „seht, daß Ihr Euch rappeln könnt, und neigt Euern Hals vor der alten Ente dort; die ist die vornehmste von allen hier; sie ist aus spanischem Geblüt, deshalb ist sie so dick, und seht Ihr: sie hat einen rothen Lappen um das Bein; das ist etwas außerordentlich Schönes und die größte Auszeichnung, welche einer Ente zu Theil werden kann; das bedeutet so viel, daß man sie nicht verlieren will und daß sie von Thier und Menschen erkannt werden soll! — Rappelt Euch! — setzt die Füße nicht einwärts: ein wohlerzogenes Entlein setzt die Füße weit auseinander, gerade wie Vater und Mutter; seht: so! Nun neigt Euern Hals und sagt: Rapp!"

Und das thaten sie; aber die andern Enten rings umher betrachteten sie und sagten ganz laut: „Sieh da! Nun sollen wir noch den Anhang haben; als ob wir nicht schon so genug wären! Und pfui! wie das eine Entlein aussieht; das wollen wir nicht dulden!" — Und sogleich flog eine Ente hin und biß es in den Nacken.

„Laß es gehen!" sagte die Mutter; „es thut ja Niemanden etwas."

„Ja, aber es ist zu groß und ungewöhnlich," sagte die beißende Ente; „und deshalb muß es gepufft werden."

„Es sind hübsche Kinder, welche die Mutter hat," sagte die alte Ente mit dem Lappen um das Bein: „alle schön, bis auf das

eine: das ist nicht geglückt; ich möchte, daß sie es umarbeiten könnte."

„Das geht nicht, Ihro Gnaden!" sagte die Entleinmutter; „es ist nicht hübsch, aber es hat ein innerlich gutes Gemüth und schwimmt so herrlich wie eines von den andern, ja, ich darf sagen, noch etwas besser; ich denke, es wird hübsch heranwachsen und mit der Zeit etwas kleiner werden; es hat zu lange in dem Ei gelegen und deshalb nicht die rechte Gestalt bekommen!" Und so zupfte sie es im Nacken und glättete das Gefieder. „Es ist überdies ein Entrich," sagte sie; „und darum macht es nicht so viel aus. Ich denke, er wird gute Kräfte bekommen; er schlägt sich schon durch!"

„Die andern Entlein sind niedlich," sagte die Alte; „thut nun als ob Ihr zu Hause wäret, und findet Ihr einen Aalkopf, so könnt Ihr mir ihn bringen."

Und so waren sie wie zu Hause.

Aber das arme Entlein, welches zuletzt aus dem Ei gekrochen war und so häßlich aussah, wurde gebissen, gestoßen und zum besten gehabt, und das sowohl von den Enten, wie von den Hühnern. „Es ist zu groß!" sagten Alle, und der kalekutische Hahn, welcher mit Sporen zur Welt gekommen war und deshalb glaubte, daß er Kaiser sei, blies sich auf wie ein Fahrzeug mit allen Segeln, ging gerade auf dasselbe los, und dann kollerte er und wurde ganz roth am Kopfe. Das arme Entlein wußte nicht, wo es stehen oder gehen sollte; es war so betrübt, weil es so häßlich aussah und vom ganzen Entenhofe verspottet wurde.

So ging es den ersten Tag, und später wurde es schlimmer und schlimmer. Das arme Entlein wurde von Allen gejagt; selbst seine Schwestern waren so böse gegen dasselbe und sagten immer: „Wenn die Katze Dich nur fangen möchte, Du häßliches Geschöpf!" Und die

Mutter sagte: „Wenn Du nur weit fort wärst!“ Und die Enten bissen es, und die Hühner schlugen es, und das Mädchen, welches die Thiere füttern sollte, stieß mit den Füßen danach.

Da lief es und flog über den Zaun; die kleinen Vögel in den Büschen flogen erschrocken auf. „Das geschieht, weil ich so häßlich bin,“ dachte das Entlein und schloß die Augen, lief aber gleichwohl weiter; so kam es hinaus zu dem großen Moor, wo die wilden Enten wohnten. Hier lag es die ganze Nacht; es war so müde und kummervoll.

Am Morgen flogen die wilden Enten auf, und sie betrachteten den neuen Kameraden. „Was bist Du für Einer?“ fragten sie; und das Entlein wendete sich nach allen Seiten und grüßte, so gut es konnte.

„Du bist außerordentlich häßlich!“ sagten die wilden Enten; „aber das kann uns gleich sein, wenn Du nur nicht in unsere Familie hinein heirathest.“ — Das Arme! Es dachte wahrlich nicht daran, sich zu verheirathen, wenn es nur die Erlaubniß erhalten konnte, im Schilfe zu liegen und etwas Moorwasser zu trinken.

So lag es zwei ganze Tage; da kamen zwei wilde Gänse oder richtiger wilde Gänseriche dorthin; es war noch nicht lange her, daß sie aus dem Ei gekrochen waren, und deshalb waren sie auch so keck.

„Höre, Kamerad!“ sagten sie; „Du bist so häßlich, daß wir Dich gut leiden mögen; willst Du mitziehen und Zugvogel werden? Hier nahebei in einem andern Moore gibt es einige süße, liebliche wilde Gänse, sämmtlich Fräulein, die alle „Rapp!“ sagen können. Du bist im Stande, Dein Glück da zu machen, so häßlich Du auch bist!“ — —

„Piff! paff!“ ertönte es eben, und beide wilde Gänseriche fielen todt in das Schilf nieder, und das Wasser wurde blutroth. — „Piff! paff!“ erscholl es wieder, und ganze Schaaren wilder Gänse flogen

aus dem Schilfe auf. Und dann knallte es abermals. Es war große Jagd; die Jäger lagen rings um das Moor herum; ja, einige saßen oben in den Baumzweigen, welche sich weit über das Schilfrohr hinstreckten. Der blaue Dampf zog gleich Wolken in die dunkeln Bäume hinein und weit über das Wasser hin; zum Moore kamen die Jagdhunde: Platsch! platsch! das Schilf und das Rohr neigte sich nach allen Seiten. Das war ein Schreck für das arme Entlein! Es wendete den Kopf, um ihn unter den Flügel zu stecken, aber in demselben Augenblick stand ein fürchterlich großer Hund dicht bei dem Entlein; die Zunge hing ihm lang aus dem Halse heraus, und die Augen leuchteten gräulich häßlich; er streckte seinen Rachen dem Entlein gerade entgegen, zeigte ihm die scharfen Zähne und — — Platsch! platsch! ging er wieder, ohne es zu packen.

„O, Gott sei Dank!" seufzte das Entlein; „ich bin so häßlich, daß mich selbst der Hund nicht beißen mag!"

Und so lag es ganz stille, während die Schrote durch das Schilf sausten und Schuß auf Schuß knallte.

Erst spät am Tage wurde es stille; aber das arme Junge wagte noch nicht, sich zu erheben; es wartete noch mehrere Stunden, bevor es sich umsah, und dann eilte es fort aus dem Moore, so schnell es konnte. Es lief über Feld und Wiese; da tobte ein solcher Sturm, daß es ihm schwer wurde, von der Stelle zu kommen.

Gegen Abend erreichte es eine arme kleine Bauerhütte; die war so baufällig, daß sie selbst nicht wußte, nach welcher Seite sie fallen sollte; und darum blieb sie stehen. Der Sturm umsauste das Entlein so, daß es sich niedersetzen mußte, um sich dagegen zu stemmen; und es wurde schlimmer und schlimmer. Da bemerkte es, daß die Thür aus der einen Angel gegangen war und so schief hing, daß es durch die Spalte in die Stube hineinschlüpfen konnte, und das that es.





Hier wohnte eine Frau mit ihrem Kater und ihrer Henne. Und der Kater, welchen sie Söhnchen nannte, konnte einen Buckel machen und schnurren; er sprühte sogar Funken, aber dann mußte man ihn gegen die Haare streicheln. Die Henne hatte ganz kleine niedrige Beine, und deshalb wurde sie Küchelchen-Kurzbein genannt; sie legte gut Eier, und die Frau liebte sie wie ihr eigenes Kind.

Am Morgen bemerkte man sogleich das fremde Entlein; und der Kater begann zu schnurren und die Henne zu glucken.

„Was ist das?" sagte die Frau und sah sich ringsum; aber sie sah nicht gut, und so glaubte sie, daß das Entlein eine fette Ente sei, die sich verirrt habe. „Das ist ja ein seltener Fang!" sagte sie. „Nun kann ich Enteneier bekommen. Wenn es nur kein Entrich ist! Das müssen wir erproben."

Und so wurde das Entlein für drei Wochen auf Probe angenommen; aber es kamen keine Eier. Und der Kater war Herr im Hause, und die Henne war die Dame, und immer sagten sie: „Wir und die Welt!" Denn sie glaubten, daß sie die Hälfte seien, und zwar die bei weitem beste Hälfte. Das Entlein glaubte, daß man auch eine andere Meinung haben könne; aber das litt die Henne nicht.

„Kannst Du Eier legen?" fragte sie.

„Nein!"

„Nun, da wirst Du die Güte haben, zu schweigen!"

Und der Kater fragte: „Kannst Du einen krummen Buckel machen, schnurren und Funken sprühen?"

„Nein!"

„So darfst Du auch keine Meinung haben, wenn vernünftige Leute sprechen!"

Und das Entlein saß im Winkel und war bei schlechter Laune; da fiel die frische Luft und der Sonnenschein herein; es bekam solche son-

derbare Lust, auf dem Wasser zu schwimmen, daß es nicht unterlassen konnte, dies der Henne zu sagen.

„Was fällt Dir ein?" fragte die. „Du hast nichts zu thun, deshalb fängst Du Grillen! Lege Eier oder schnurre, so gehen sie vorüber."

„Aber es ist so schön, auf dem Wasser zu schwimmen!" sagte das Entlein; „so herrlich, es über den Kopf zusammenschlagen zu lassen und auf den Grund niederzutauchen!"

„Ja, das ist ein großes Vergnügen!" sagte die Henne. „Du bist wohl verrückt geworden! Frage den Kater danach — er ist das klügste Geschöpf, das ich kenne — ob er es liebt, auf dem Wasser zu schwimmen oder unterzutauchen? Ich will nicht von mir sprechen. — Frage selbst unsere Herrschaft, die alte Frau; klüger als sie ist Niemand auf der Welt! Glaubst Du, daß die Lust hat, zu schwimmen und das Wasser über den Kopf zusammenschlagen zu lassen?"

„Ihr versteht mich nicht!" sagte das Entlein.

„Wir verstehen Dich nicht? Wer soll Dich denn verstehen können! Du wirst doch wohl nicht klüger sein wollen als der Kater und die Frau; — von mir will ich nicht reden! Bilde Dir nichts ein, Kind! und danke Deinem Schöpfer für all' das Gute, das man Dir erwiesen! Bist Du nicht in eine warme Stube gekommen und hast eine Gesellschaft, von der Du etwas profitiren kannst? Aber du bist ein Schwätzer, und es ist nicht erfreulich, mit Dir umzugehen! Mir kannst Du glauben! Ich meine es gut mit Dir. Ich sage Dir Unannehmlichkeiten, und daran kann man seine wahren Freunde erkennen! Sieh nur zu, daß Du Eier legst oder schnurren und Funken sprühen lernst!"

„Ich glaube, ich gehe hinaus in die weite Welt!" sagte das Entlein.

„Ja, thue das!" sagte die Henne.

Und das Entlein ging; es schwamm auf dem Wasser, es tauchte unter, aber von allen Thieren wurde es wegen seiner Häßlichkeit übersehen.

Nun trat der Herbst ein; die Blätter im Walde wurden gelb und braun; der Wind faßte sie, sodaß sie umhertanzten; und oben in der Luft war es sehr kalt; die Wolken hingen schwer mit Hagel und Schneeflocken; und auf dem Zaun stand der Rabe und schrie: „Au! au!" vor lauter Kälte; ja, es fror Einen schon, wenn man nur daran dachte. Das arme Entlein hatte es wahrlich nicht gut! Eines Abends — die Sonne ging so schön unter — kam ein ganzer Schwarm herrlicher großer Vögel aus dem Busche; das Entlein hatte solche nie so schön gesehen; sie waren ganz blendend weiß, mit langen, geschmeidigen Hälsen; es waren Schwäne. Sie stießen einen ganz eigenthümlichen Ton aus, breiteten ihre prächtigen, langen Flügel aus und flogen von der kalten Gegend fort nach wärmern Ländern, nach offenen Seen! Sie stiegen so hoch, so hoch, und dem häßlichen jungen Entlein wurde so sonderbar zu Muthe. Es drehte sich im Wasser wie ein Rad rund herum, streckte den Hals hoch in die Luft nach ihnen aus und stieß einen so lauten und sonderbaren Schrei aus, daß es sich selbst davor fürchtete. O, es konnte die schönen, glücklichen Vögel nicht vergessen; und sobald es sie nicht mehr erblickte, tauchte es gerade bis auf den Grund; und als es wieder heraufkam, war es wie außer sich. Es wußte nicht, wie die Vögel hießen, auch nicht, wohin sie flögen; aber doch war es ihnen gut, wie es nie Jemanden gewesen. Es beneidete sie durchaus nicht. Wie konnte es ihm einfallen, sich solche Lieblichkeit zu wünschen? Es wäre schon froh gewesen, wenn die Enten es nur unter sich geduldet hätten — das arme häßliche Thier!

Und der Winter wurde so kalt, so kalt! Das Entlein mußte im Wasser herumschwimmen, um das völlige Zufrieren desselben zu ver-

hindern; aber in jeder Nacht wurde das Loch, in dem es schwamm, kleiner und kleiner. Es fror, sodaß es in der Eisdecke knackte; das Entlein mußte fortwährend die Beine gebrauchen, damit das Loch sich nicht schloß. Zuletzt wurde es matt, lag ganz stille und fror so im Eise fest.

Des Morgens früh kam ein Bauer; da er dies sah, ging er hin, schlug mit seinem Holzschuh das Eis in Stücke und trug das Entlein heim zu seiner Frau. Da wurde es wieder belebt.

Die Kinder wollten mit ihm spielen; aber das Entlein glaubte, sie wollten ihm etwas zu Leide thun, und fuhr in der Angst gerade in den Milchnapf hinein, sodaß die Milch in die Stube spritzte. Die Frau schlug die Hände zusammen, worauf es in das Butterfaß, dann hinunter in die Mehltonne und wieder herausflog. Wie sah es da aus! Die Frau schrie und schlug mit der Feuerzange danach; die Kinder rannten einander über den Haufen, um das Entlein zu fangen: sie lachten und schrieen! — Gut war es, daß die Thür aufstand und es zwischen die Reiser in den frischgefallenen Schnee schlüpfen konnte; — da lag es, ganz ermattet.

Aber all' die Noth und das Elend, welches das Entlein in dem harten Winter erdulden mußte, zu erzählen, würde zu trübe sein. — — Es lag im Moore zwischen dem Schilfe, als die Sonne wieder warm zu scheinen begann. Die Lerchen sangen; es war herrlicher Frühling.

Da konnte auf einmal das Entlein seine Flügel schwingen; sie brausten stärker als früher, und trugen es kräftig davon; und ehe dasselbe es recht wußte, befand es sich in einem großen Garten, wo die Aepfelbäume in der Blüthe standen, wo der Flieder duftete und seine langen, grünen Zweige bis zu den gekrümmten Kanälen hinunterneigte. O, hier war es so schön, so frühlingsfrisch! Und vorn aus dem Dickicht kamen drei prächtige, weiße Schwäne; sie brausten mit den Federn und

schwammen so leicht auf dem Wasser. Das Entlein kannte die prächtigen Thiere und wurde von einer eigenthümlichen Traurigkeit befangen.

„Ich will zu ihnen hinfliegen, zu den königlichen Vögeln! Und sie werden mich todtschlagen, weil ich, der ich so häßlich bin, mich ihnen zu nähern wage. Aber das ist einerlei! Besser, von ihnen getödtet, als von den Enten gezwackt, von den Hühnern geschlagen, von dem Mädchen, welches den Hühnerhof hütet, gestoßen zu werden und im Winter Mangel zu leiden!" Und es flog hinaus in das Wasser und schwamm den prächtigen Schwänen entgegen; diese erblickten es und schossen mit brausenden Federn auf dasselbe los. „Tödtet mich nur!" sagte das arme Thier, neigte seinen Kopf der Wasserfläche zu und erwartete den Tod. — Aber was erblickte es in dem klaren Wasser? Es sah sein eigenes Bild unter sich, das kein plumper, schwarzgrauer Vogel mehr, häßlich und garstig, sondern selbst ein Schwan war.

Es schadet nichts, in einem Entenhofe geboren zu sein, wenn man nur in einem Schwanenei gelegen hat!

Es fühlte sich ordentlich erfreut über all' die Noth und die Drangsal, welche es erduldet. Nun erkannte es erst recht sein Glück an all' der Herrlichkeit, die es begrüßte. — Und die großen Schwäne umschwammen es und streichelten es mit dem Schnabel.

In den Garten kamen einige kleine Kinder, die warfen Brod und Korn in das Wasser; und das kleinste rief: „Da ist ein neuer!" Und die andern Kinder jubelten mit: „Ja, es ist ein neuer angekommen!" Und sie klatschten mit den Händen und tanzten umher, liefen zu dem Vater und der Mutter, und es wurde Brod und Kuchen in das Wasser geworfen, und sie sagten Alle: „Der neue ist der schönste! So jung und so prächtig!" Und die alten Schwäne neigten sich vor ihm.

Da fühlte er sich so beschämt und steckte den Kopf unter seine Flügel; er wußte selbst nicht, was er beginnen sollte; er war allzu glück=

lich, aber durchaus nicht stolz, denn ein gutes Herz wird nie stolz! Er dachte daran, wie er verfolgt und verhöhnt worden war, und hörte nun Alle sagen, daß er der schönste aller schönen Vögel sei. Selbst der Flieder bog sich mit den Zweigen gerade zu ihm in das Wasser hinunter, und die Sonne schien so warm und so mild! Da brausten seine Federn, der schlanke Hals hob sich, und aus vollem Herzen jubelte er: „So viel Glück habe ich mir nicht träumen lassen, als ich noch das häßliche Entlein war!"





Die Störche.

Auf dem letzten Hause in einem kleinen Dorfe stand ein Storchnest. Die Storchmutter saß im Neste bei ihren vier kleinen Jungen, welche den Kopf mit dem kleinen schwarzen Schnabel, denn der war noch nicht roth geworden, hervorsteckten. Eine kleine Strecke davon entfernt, stand auf dem Dachrücken ganz stramm und steif der Storchvater; er hatte das eine Bein unter sich aufgezogen, um doch nicht ganz müßig zu sein, während er Schildwache stände. Man sollte glauben, er wäre aus Holz geschnitzt gewesen, so stille stand er. „Es sieht gewiß recht vornehm aus, daß meine Frau eine Schildwache beim Neste hat!" dachte er. „Sie können ja nicht wissen, daß ich ihr Mann bin. Sie glauben sicher, daß ich commandirt worden bin, hier zu stehen. Das sieht so nobel aus!" Und er fuhr fort, auf einem Beine zu stehen.

Unten auf der Straße spielte eine ganze Schaar Kinder; und als sie die Störche gewahr wurden, sang einer der muthigsten Knaben, und später alle zusammen, den alten Vers von den Störchen. Aber sie sangen ihn nun, wie er sich dessen entsinnen konnte:

„Storch, Storch, fliege heim,
Stehe nicht auf einem Bein;
Deine Frau im Neste liegt,
Wo sie ihre Jungen wiegt.
Das eine wird gehängt,
Das andre wird versengt,
Das dritte man erschießt,
Das vierte wird gespießt.“

„Höre nur, was die Knaben singen!“ sagten die kleinen Storchkinder; „sie singen, wir sollen gehängt und versengt werden!“

„Daran sollt Ihr Euch nicht kehren!“ sagte die Storchmutter. „Hört nur nicht darauf, so schadet es gar nichts!“

Aber die Knaben fuhren fort zu singen, und sie ätschten den Storch mit den Fingern aus; nur ein Knabe, welcher Peter hieß, sagte, daß es eine Sünde sei, die Thiere zum besten zu haben, und wollte auch gar nicht mit dabei sein. Die Storchmutter tröstete ihre Jungen. „Kümmert Euch nicht darum,“ sagte sie; „seht nur, wie ruhig Euer Vater steht, und zwar auf einem Beine!“

„Wir fürchten uns sehr!“ sagten die Jungen und zogen die Köpfe tief in das Nest zurück.

Am nächsten Tage, als die Kinder wieder zum Spielen zusammenkamen und die Störche erblickten, sangen sie ihr Lied:

„Das eine wird gehängt,
Das andre wird versengt.“ —

„Werden wir wohl gehängt und versengt werden?“ fragten die jungen Störche.

„Nein, sicher nicht!“ sagte die Mutter. „Ihr sollt fliegen lernen; ich werde Euch schon exerciren! Dann fliegen wir hinaus auf die Wiese und statten den Fröschen Besuch ab; die verneigen sich vor uns im Wasser und singen: „„Koax! koax!““ Und dann essen wir sie auf; das wird ein rechtes Vergnügen abgeben!“

„Und was dann?“ fragten die Storchjungen.

„Dann versammeln sich alle Störche, die hier im ganzen Lande sind, und es beginnt das Herbstmanöver; da muß man gut fliegen; das ist von großer Wichtigkeit. Denn wer dann nicht ordentlich fliegen kann, wird vom General mit dem Schnabel todtgestochen; deshalb gebt wohl Acht, etwas zu lernen, wenn das Exerciren anfängt!“

„So werden wir ja doch gespießt, wie die Knaben sagten, und höre nur, jetzt singen sie wieder.“

„Hört auf mich und nicht auf sie,“ sagte die Storchmutter. „Nach dem großen Manöver fliegen wir nach den warmen Ländern, weit von hier, über Berge und Wälder. Nach Aegypten fliegen wir, wo es dreieckige Steinhäuser gibt, die, in eine Spitze auslaufend, bis über die Wolken ragen; sie werden Pyramiden genannt und sind älter, als ein Storch es sich denken kann. Dort ist ein Fluß, welcher aus seinem Bette tritt; dann wird das ganze Land zu Schlamm. Man geht in Schlamm und ißt Frösche.“

„O!“ sagten alle Jungen.

„Ja! dort ist es herrlich! Man thut den ganzen Tag nichts Anderes als essen; und während wir es dort so gut haben, ist in diesem Lande hier nicht ein grünes Blatt auf den Bäumen; hier ist es so kalt, daß die Wolken in Stücke frieren und in kleinen weißen Lappen herunterfallen!“ Es war der Schnee, den sie meinte, aber sie konnte es ja nicht deutlicher erklären.

„Frieren dann auch die unartigen Knaben in Stücke?" fragten die jungen Störche.

„Nein, in Stücke frieren sie nicht; aber sie sind nahe daran und müssen in der dunkeln Stube sitzen und duckmäusern. Ihr könnt dagegen in fremden Ländern herumfliegen, wo es Blumen und warmen Sonnenschein gibt."

Nun war schon einige Zeit verstrichen, und die Jungen waren so groß geworden, daß sie im Neste aufrechtstehen und weit umhersehen konnten; und der Storchvater kam jeden Tag mit schönen Fröschen, kleinen Schlangen und allen Storchleckereien, die er finden konnte. O, das sah lustig aus, wie er ihnen Kunststücke vormachte! Den Kopf legte er gerade herum auf den Schwanz; mit dem Schnabel klapperte er, als wäre es eine kleine Knarre; und dann erzählte er ihnen Geschichten, alle insgesammt vom Sumpfe.

„Hört, nun müßt Ihr fliegen lernen!" sagte eines Tages die Storchmutter; und dann mußten alle vier Junge hinaus auf den Dachrücken. O, wie sie schwankten, wie sie mit den Flügeln balancirten; und doch waren sie nahe daran, herunterzufallen.

„Seht nur auf mich!" sagte die Mutter. „So müßt Ihr den Kopf halten! So müßt Ihr die Füße stellen! Eins, zwei! Eins, zwei! Das ist es, was Euch in der Welt forthelfen wird!" Dann flog sie ein kleines Stück, und die Jungen machten einen kleinen, unbeholfenen Sprung. Bums! da lagen sie, denn ihr Körper war zu schwerfällig.

„Ich will nicht fliegen!" sagte das eine Junge und kroch wieder in das Nest hinauf; „mir liegt nichts daran, nach den warmen Ländern zu kommen!"

„Willst Du denn hier erfrieren, wenn es Winter wird? Sollen die Knaben kommen, Dich zu hängen, zu sengen und zu braten? Nun werde ich sie rufen!"

„O nein!“ sagte der junge Storch und hüpfte dann wieder auf das Dach, wie die andern. Am dritten Tage konnten sie schon ordentlich ein bischen fliegen, und da glaubten sie, daß sie auch schweben und auf der Luft ruhen könnten; das wollten sie, aber bums! da purzelten sie: darum mußten sie schnell die Flügel wieder rühren. Nun kamen die Knaben unten auf der Straße und sangen ihr Lied:

„Storch, Storch, fliege heim!“

„Wollen wir nicht hinunterfliegen und ihnen die Augen ausstechen?“ fragten die Jungen.

„Nein, laßt das sein!“ sagte die Mutter. „Hört nur auf mich, das ist weit wichtiger: Eins, zwei, drei! nun fliegen wir rechts herum; Eins, zwei, drei! nun links um den Schornstein. — Seht, das war sehr gut! Der letzte Schlag mit den Flügeln war so niedlich und richtig, daß Ihr die Erlaubniß erhalten sollt, morgen mit mir in den Sumpf zu fliegen. Da kommen mehrere nette Storchfamilien mit ihren Kindern hin; zeigt mir nun, daß die meinen die niedlichsten sind, und daß Ihr recht einherstolziert; das sieht gut aus und verschafft Ansehen!“

„Aber sollen wir denn nicht an den unartigen Buben Rache nehmen?“ fragten die jungen Störche.

„Laßt sie schreien, so viel sie wollen! Ihr fliegt doch zu den Wolken auf und kommt nach dem Lande der Pyramiden, wenn sie frieren müssen und kein grünes Blatt, keinen süßen Apfel haben!“

„Ja, wir wollen uns rächen!“ zischelten sie einander zu, und dann wurde wieder exercirt.

Von allen Knaben auf der Straße war keiner ärger darauf erpicht, das Spottlied zu singen, als gerade der, welcher damit angefangen hatte, und das war ein ganz kleiner; er war wohl nicht mehr als sechs Jahr alt. Die jungen Störche glaubten freilich, daß er hundert Jahr

zähle, denn er war ja so viel größer, als ihre Mutter und ihr Vater, und was wußten sie davon, wie alt Kinder und große Menschen sein könnten! Ihre ganze Rache sollte diesen Knaben treffen; er hatte ja zuerst begonnen und er blieb auch immer dabei. Die jungen Störche waren sehr aufgebracht, und als sie größer wurden, wollten sie es noch weniger dulden; die Mutter mußte ihnen zuletzt versprechen, daß sie gerächt werden sollten, aber erst am letzten Tage ihres Aufenthalts.

„Wir müssen ja erst sehen, wie Ihr Euch bei dem großen Manöver benehmen werdet! Besteht Ihr schlecht, sodaß der General Euch den Schnabel durch die Brust rennt: dann haben ja die Knaben Recht, wenigstens in einer Weise! Laßt uns nun sehen!"

„Ja, das sollst Du!" sagten die Jungen, und so gaben sie sich recht Mühe; sie übten sich jeden Tag und flogen so niedlich und leicht, daß es ordentlich eine Lust war.

Nun kam der Herbst: alle Störche begannen, sich zu sammeln und nach den warmen Ländern fortzuziehen, während wir Winter hatten. Das war ein Manöver! Ueber Wälder und Dörfer mußten sie, nur um zu sehen, wie gut sie fliegen könnten, denn es war ja eine große Reise, die ihnen bevorstand. Die jungen Störche machten ihre Sachen so brav, daß sie „Ausgezeichnet gut, mit Frosch und Schlangen", erhielten. Das war das allerbeste Zeugniß, und den Frosch und die Schlange konnten sie essen; das thaten sie auch.

„Nun wollen wir uns rächen!" sagten sie.

„Ja, gewiß!" sagte die Storchmutter. „Was ich mir ausgedacht, ist gerade das Richtigste! Ich weiß, wo der Teich ist, in dem alle die kleinen Menschenkinder liegen, bis der Storch kommt und sie den Eltern bringt. Die niedlichen kleinen Kinder schlafen und träumen so lieblich, wie sie später nie mehr träumen. Alle Eltern wollen gerne solch ein kleines Kind haben, und alle Kinder wollen eine Schwester oder einen

Bruder haben. Nun wollen wir nach dem Teiche hinfliegen und eins für jedes der Kinder holen, welche nicht das böse Lied gesungen und die Störche zum besten gehabt haben!"

„Aber der, welcher zu singen angefangen, der schlimme, häßliche Knabe!" schrieen die jungen Störche; „was machen wir mit ihm?"

„Da liegt im Teich ein kleines todtes Kind, das sich todt geträumt hat: das wollen wir für ihn nehmen; da wird er weinen, weil wir ihm einen todten kleinen Bruder gebracht haben; aber dem guten Knaben — ihn habt Ihr doch nicht vergessen, ihn, der da sagte: Es sei Unrecht, die Thiere zum besten zu haben! — ihm wollen wir sowohl einen Bruder als eine Schwester bringen. Und da der Knabe Peter hieß, so sollt Ihr auch allesammt Peter heißen!"

Und es geschah, wie sie sagten; und es hießen alle Störche Peter, und so werden sie noch genannt.





Der Engel.

„Jedes Mal, wenn ein gutes Kind stirbt, kommt ein Engel Gottes zur Erde hernieder, nimmt das todte Kind auf seine Arme, breitet die großen weißen Flügel aus, fliegt hin über alle die Plätze, welche das Kind lieb gehabt hat, und pflückt eine ganze Hand voll Blumen, welche er zu Gott hinaufbringt, damit sie dort noch schöner, als auf der Erde blühen. Der liebe Gott drückt alle Blumen an sein Herz, aber derjenigen Blume, welche ihm die liebste ist, gibt er einen Kuß, und dann bekommt sie eine Stimme und kann in der großen Glückseligkeit mitsingen!"

Sieh, alles Dieses erzählte ein Engel Gottes, indem er ein todtes Kind zum Himmel forttrug, und das Kind hörte gleichwie im Traume; und sie fuhren hin über die Stätten in der Heimath, wo der Kleine gespielt hatte, und sie kamen durch Gärten mit herrlichen Blumen.

„Welche wollen wir nun mitnehmen und in den Himmel pflanzen?" fragte der Engel.

Und da stand ein schlanker, herrlicher Rosenstock, aber eine böse Hand hatte den Stamm zerbrochen, sodaß alle Zweige, voll von großen, halbaufgesprungenen Knospen, rund herum vertrocknet hingen.

„Der arme Rosenstock!" sagte das Kind. „Nimm ihn, damit er dort oben bei Gott zum Blühen kommen kann!"

Und der Engel nahm ihn, küßte das Kind dafür, und der Kleine öffnete halb seine Augen. Sie pflückten von den reichen Prachtblumen, nahmen aber auch die verachtete Butterblume und das wilde Stiefmütterchen.

„Nun haben wir Blumen!" sagte das Kind, und der Engel nickte, aber er flog noch nicht zu Gott empor. Es war Nacht, es war ganz stille; sie blieben in der großen Stadt, sie schwebten in einer der schmalen Gassen umher, wo ganze Haufen von Stroh, Asche und Auskehricht lagen: es war Umziehetag gewesen. Da lagen Scherben von Tellern, Gypsstücke, Lumpen und alte Hüte, was Alles nicht gut aussah.

Und der Engel zeigte in all' diesem Wirrwar hinunter auf einige Scherben eines Blumentopfes und auf einen Klumpen Erde, der herausgefallen war und von den Wurzeln einer großen vertrockneten Feldblume, welche nichts taugte und die man deshalb auf die Gasse geworfen hatte, zusammengehalten wurde.

„Die nehmen wir mit!" sagte der Engel. „Ich werde Dir erzählen, warum, während wir weiter fliegen!"

Und so flogen sie, und der Engel erzählte:

„Dort unten in der schmalen Gasse, in dem niedrigen Keller, wohnte ein armer, kranker Knabe; von Kindheit an war er immer bettlägerig gewesen; wenn er am gesundesten war, konnte er auf Krücken in der kleinen Stube ein paar Mal auf und nieder gehen; das war Alles. An einigen Tagen im Sommer drangen die Sonnenstrahlen während

einer halben Stunde bis auf die Flur des Kellers; und wenn dann der arme Knabe dasaß und sich von der warmen Sonne bescheinen ließ, und das rothe Blut durch seine feinen Finger sah, die er vor das Antlitz hielt, dann hieß es: „„Ja, heute ist er ausgewesen!““— Er kannte den Wald in seinem herrlichen Frühlingsgrün nur dadurch, daß ihm des Nachbars Sohn den ersten Buchenzweig brachte, und den hielt er über seinem Haupte und träumte dann, unter Buchen zu sein, wo die Sonne schiene und Vögel sängen. An einem Frühlingstage brachte ihm des Nachbars Knabe auch Feldblumen, und unter diesen war zufällig eine mit der Wurzel, und deshalb wurde sie in einen Blumentopf gepflanzt und dicht am Bett an das Fenster gestellt. Und die Blume war mit einer glücklichen Hand gepflanzt: sie wuchs, trieb neue Schößlinge und trug jedes Jahr ihre Blumen. Sie wurde des kranken Knaben herrlichster Blumengarten, sein kleiner Schatz hier auf Erden; er begoß und pflegte sie, und sorgte dafür, daß sie jeden Sonnenstrahl bis zum letzten, welcher durch das niedrige Fenster hinunterglitt, erhielt; und die Blume selbst verwuchs in seine Träume, denn für ihn blühte sie, verbreitete sie ihren Duft und erfreute sie das Auge; zu ihr wendete er sich im Tode, als der Herr ihn rief. — Ein Jahr ist er nun bei Gott gewesen; ein Jahr hat die Blume vergessen im Fenster gestanden und ist verdorrt; sie wurde deshalb beim Umziehen in den Kehricht hinaus auf die Straße geworfen. Und dies ist die Blume, die arme vertrocknete Blume, welche wir mit in unsern Blumenstrauß genommen haben, denn diese Blume hat mehr Freude gewährt, als die reichste Blume im Garten einer Königin!“

„Aber woher weißt Du das Alles?“ fragte das Kind, welches der Engel gen Himmel trug.

„Ich weiß es!“ sagte der Engel. „Denn ich war selbst der kleine kranke Knabe, welcher auf Krücken ging! Meine Blume kenne ich wohl!“

Und das Kind öffnete seine Augen ganz und sah in des Engels herrliches, frohes Antlitz hinein; und in demselben Augenblicke befanden sie sich in Gottes Himmel, wo Freude und Seligkeit war. Und Gott drückte das todte Kind an sein Herz, und da bekam es Flügel, wie der andere Engel und flog Hand in Hand mit ihm. Und Gott drückte alle Blumen an sein Herz; aber die arme verdorrte Feldblume küßte er; und sie erhielt eine Stimme und sang mit allen Engeln, welche Gott umschwebten: einige ganz nahe, andere um diese herum in großen Kreisen, und immer weiter und weiter, in das Unendliche, aber alle gleich glücklich. Und alle sangen sie: kleine und große, das gute, gesegnete Kind und die arme Feldblume, welche verdorrt dagelegen hatte, hingeworfen in den Kehricht, unter dem Unrathe des Umziehetages, in der schmalen, dunkeln Gasse.





Die Hirtin und der Schornsteinfeger.

Hast Du wohl je einen recht alten Holzschrank, ganz schwarz vor Alter und mit ausgeschnitzten Schnörkeln und Laubwerk daran, gesehen? Gerade ein solcher stand in einer Wohnstube; er war von der Urgroßmutter ererbt und mit ausgeschnitzten Rosen und Tulpen von oben bis unten bedeckt. Da gab es die sonderbarsten Schnörkel und aus diesen ragten kleine Hirschköpfe mit Geweihen hervor. Mitten auf dem Schranke aber stand ein ganzer Mann geschnitzt; er war freilich lächerlich anzusehen und grinste auch, denn Lachen konnte man es nicht nennen; er hatte Ziegenbocksbeine, kleine Hörner am Kopfe und einen langen Bart. Die Kinder im Zimmer nannten ihn immer den Ziegenbocksbein-Oberunduntergeneralkriegscommandirsergeant: das war ein

Name, schwer auszusprechen, und es gibt nicht Viele, die diesen Titel bekommen; aber ihn ausschnitzen zu lassen, das war auch etwas. Doch nun war er ja da! Immer sah er nach dem Tische unter dem Spiegel, denn da stand eine liebliche kleine Hirtin aus Porzellan. Die Schuhe waren vergoldet, das Kleid mit einer rothen Rose geschmückt, und dazu hatte sie einen Goldhut und einen Hirtenstab; sie war wunderschön. Dicht neben ihr stand ein kleiner Schornsteinfeger, so schwarz wie eine Kohle, übrigens aber auch aus Porzellan; er war eben so rein und fein, als irgend ein Anderer; daß er ein Schornsteinfeger war, das war ja nur etwas, was er vorstellte; der Porzellanarbeiter hätte eben so gut einen Prinzen aus ihm machen können, denn das war einerlei!

Da stand er so niedlich mit seiner Leiter und mit einem Antlitz, so weiß und roth wie ein Mädchen; und das war eigentlich ein Fehler, denn etwas schwarz hätte er wohl sein sollen. Er stand ganz nah bei der Hirtin; sie waren beide hingestellt, wo sie standen; da sie nun aber einmal hingestellt waren, so hatten sie sich verlobt. Sie paßten ja zu einander; sie waren junge Leute, sie waren von demselben Porzellan und Beide waren gleich zerbrechlich.

Dicht bei ihnen stand noch eine Figur, die war dreimal größer. Es war ein alter Chinese, der nicken konnte. Er war auch aus Porzellan und sagte, er sei Großvater der kleinen Hirtin; aber das konnte er wohl nicht beweisen. Er behauptete, daß er Gewalt über sie habe, und deshalb hatte er dem Ziegenbocksbein-Oberunduntergeneralkriegscommandirsergeanten, der um die kleine Hirtin freite, zugenickt.

„Da erhältst Du einen Mann," sagte der alte Chinese, „einen Mann, der, wie ich fast glaube, von Mahagoniholz ist. Er kann Dich zur Ziegenbocksbein-Oberunduntergeneralkriegscommandirsergeantin machen; er hat den ganzen Schrank voll Silberzeug, ungerechnet, was er in den geheimen Fächern hat!"

„Ich will nicht in den dunkeln Schrank hinein!“ sagte die kleine Hirtin. „Ich habe sagen hören, daß er eilf Porzellanfrauen darin hat!“

„Dann kannst Du die zwölfte werden!“ sagte der Chinese. „Diese Nacht, sobald es in dem alten Schranke knackt, sollt Ihr Hochzeit halten, so wahr ich ein Chinese bin!“ Und darauf nickte er mit dem Kopf und fiel in Schlaf.

Aber die kleine Hirtin weinte und blickte ihren Herzallerliebsten, den Porzellan-Schornsteinfeger, an.

„Ich möchte Dich bitten,“ sagte sie, „mit mir in die weite Welt hinaus zu gehen, denn hier können wir nicht bleiben!“

„Ich will Alles, was Du willst!“ sagte der kleine Schornsteinfeger. „Laß uns gleich gehen! Ich denke wohl, daß ich Dich mit der Profession ernähren kann!“

„Wenn wir nur glücklich vom Tische hinunter wären!“ sagte sie. „Ich werde nicht froh, bevor wir in die weite Welt hinaus sind!“

Und er tröstete sie und zeigte, wie sie ihren kleinen Fuß auf die ausgeschnittenen Ecken und das vergoldete Laubwerk am Tischfuße hinabsetzen sollte; seine Leiter nahm er auch zu Hülfe, und da waren sie unten auf dem Fußboden. Aber als sie nach dem alten Schranke hinsahen, war solche Unruhe darin; alle die ausgeschnittenen Hirsche steckten die Köpfe weiter hervor, erhoben die Geweihe und drehten die Hälse; der Ziegenbocksbein-Oberunduntergeneralkriegscommandirsergeant sprang hoch in die Höhe und rief zum alten Chinesen hinüber: „Nun laufen sie fort! Nun laufen sie fort!“

Da erschraken sie etwas und sprangen geschwind in den Schubkasten des Fenstertrittes.

Hier lagen drei bis vier Spiele Karten, die nicht vollständig waren, und ein kleines Puppen-Theater, welches, so gut es sich thun ließ, aufgebaut war. Da wurde Komödie gespielt, und alle Damen,

carreau wie coeur, trèfle wie pique, saßen in der ersten Reihe und fächelten sich mit ihren Tulpen; und hinter ihnen standen alle Buben und zeigten, daß sie Kopf hatten, sowohl oben, als unten, wie die Spielkarten es haben. Die Komödie handelte von zwei Personen, die einander nicht bekommen sollten, und die Hirtin weinte darüber, denn es war grade wie ihre eigene Geschichte.

„Das kann ich nicht aushalten!" sagte sie. „Ich muß aus dem Schubkasten heraus!" Aber als sie auf dem Fußboden anlangten und nach dem Tisch hinaufblickten: da war der alte Chinese erwacht und schüttelte den ganzen Körper; unten war er ja ein Klumpen!

„Nun kommt der alte Chinese!" schrie die kleine Hirtin und fiel auf ihre Porzellan-Knie nieder: so betrübt war sie.

„Es fällt mir etwas ein!" sagte der Schornsteinfeger. „Wollen wir in die große Potpourrivase, die in der Ecke steht, kriechen. Da können wir auf Rosen und Lavendel liegen und ihm Salz in die Augen werfen, wenn er kommt."

„Das kann nichts nützen!" sagte sie. „Ueberdies weiß ich, daß der alte Chinese und die Potpourrivase mit einander verlobt gewesen sind, und es bleibt immer etwas Wohlwollen zurück, wenn man in solchen Verhältnissen gestanden hat. Nein, es bleibt uns nichts übrig, als in die weite Welt hinauszugehen!"

„Hast Du wirklich Muth, mit mir in die weite Welt hinauszugehen?" fragte der Schornsteinfeger. „Hast Du bedacht, wie groß die ist, und daß wir nie mehr hierher zurückkommen können?"

„Das habe ich!" sagte sie.

Und der Schornsteinfeger sah sie ganz fest an und dann sagte er: „Mein Weg geht durch den Schornstein! Hast Du wirklich Muth, mit mir durch den Ofen, sowohl durch den eisernen Kasten, als durch die Röhre zu kriechen? Dann kommen wir hinaus in den Schornstein,

und da verstehe ich mich zu tummeln! Wir steigen so hoch, daß sie uns nicht erreichen können, und ganz oben geht ein Loch in die weite Welt hinaus."

Und er führte sie zu der Ofenthür hin.

„Da sieht es schwarz aus!" sagte sie, aber sie ging doch mit ihm, sowohl durch den Kasten, wie durch die Röhre, wo die pechfinstere Nacht herrschte.

„Nun sind wir im Schornstein!" sagte er. „Und sieh! sieh! dort oben scheint der herrlichste Stern!"

Und es war ein wirklicher Stern am Himmel, der gerade zu ihnen hinab schien, als wollte er ihnen den Weg zeigen. Und sie kletterten und krochen; ein gräulicher Weg war es, so hoch, so hoch; aber er hob und erleichterte; er hielt sie und zeigte die besten Stellen, wo sie ihre kleinen Porzellan-Füße hinsetzen könne; und so erreichten sie den Schornstein-Rand und auf den setzten sie sich; denn sie waren tüchtig ermüdet, und das konnten sie auch wohl sein.

Der Himmel mit allen seinen Sternen war oben über ihnen, und alle Dächer der Stadt tief unten. Sie sahen so weit umher, so weit hinaus in die Welt. Die arme Hirtin hatte es sich nie so gedacht; sie lehnte sich mit ihrem kleinen Kopf an ihren Schornsteinfeger und dann weinte sie, daß das Gold von ihrem Leibgürtel absprang.

„Das ist allzuviel!" sagte sie. „Das kann ich nicht ertragen! Die Welt ist allzugroß! Wäre ich doch wieder auf dem Tisch unter dem Spiegel! Ich werde nie froh, ehe ich wieder dort bin! Nun bin ich Dir in die weite Welt hinaus gefolgt, nun kannst Du mich auch wieder zurückbegleiten, wenn Du mich wirklich lieb hast."

Und der Schornsteinfeger sprach vernünftig mit ihr, sprach von dem alten Chinesen und vom Ziegenbocksbein-Oberunduntergeneral-kriegscommandirsergeanten; aber sie schluchzte so gewaltig und küßte

ihren kleinen Schornsteinfeger, sodaß er nicht anders konnte, als sich ihr fügen, obgleich es thöricht war.

Und so kletterten sie mit vielen Beschwerden den Schornstein wieder hinunter. Und sie krochen durch die Röhre und den Kasten: das war gar nichts Schönes! Und dann standen sie in dem dunkeln Ofen; da horchten sie hinter der Thür, um zu erfahren, wie es in der Stube aussehe. Dort war es ganz stille; sie sahen hinaus — ach, da lag der alte Chinese mitten auf dem Fußboden. Er war vom Tisch heruntergefallen, als er hinter ihnen her wollte, und lag nun in drei Stücke zerschlagen: der ganze Rücken war in einem Stücke abgegangen und der Kopf war in eine Ecke gerollt. Der Ziegenbocksbein-Oberunduntergeneralkriegscommandirsergeant stand, wo er immer gestanden hatte, und dachte nach.

„Das ist gräßlich!" sagte die kleine Hirtin. „Der alte Großvater ist in Stücke zerschlagen, und wir sind Schuld daran! Das werde ich nicht überleben!" Und dann rang sie die kleinen Hände.

„Er kann noch genietet werden!" sagte der Schornsteinfeger. „Er kann noch genietet werden! — Sei nur nicht so heftig! Wenn sie ihn im Rücken kitten und ihm eine gute Niete im Nacken geben: so wird er so gut wie neu sein und kann uns noch manches Unangenehme sagen!"

„Glaubst Du?" sagte sie. Und dann krochen sie wieder auf den Tisch hinauf, wo sie früher gestanden hatten.

„Sieh, so weit kamen wir!" sagte der Schornsteinfeger. „Da hätten wir uns alle Mühe ersparen können!"

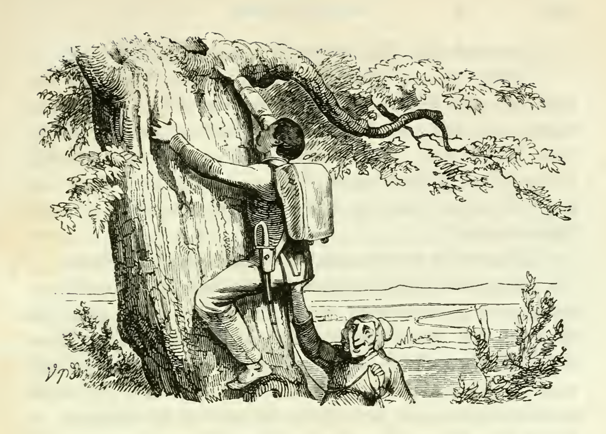
„Hätten wir nur den alten Großvater wieder genietet!" sagte die Hirtin. „Ob das sehr theuer ist?"

Und genietet wurde er. Die Familie ließ ihn im Rücken kitten; er bekam eine gute Niete im Halse; er war so gut wie neu: aber nicken konnte er nicht mehr.

„Sie sind wohl hochmüthig geworden, seitdem Sie in Stücke geschlagen sind?“ sagte der Ziegenbocksbein=Oberunduntergeneralkriegscommandirsergeant. „Mir deucht nicht, daß Sie Ursache hätten, so gefährlich zu thun. Soll ich sie haben oder soll ich sie nicht haben?“

Und der Schornsteinfeger und die kleine Hirtin sahen den alten Chinesen so rührend an; sie fürchteten, er möchte nicken. Aber das konnte er nicht; und es war ihm fatal, einem Fremden zu erzählen, daß er beständig eine Niete im Nacken habe. Und so blieben die Porzellan=Leute beisammen, und sie segneten des Großvaters Niete und liebten sich, bis sie zerbrachen.





Das Feuerzeug.

Es kam ein Soldat auf der Landstraße daher marschirt: Eins, zwei! Eins, zwei! Er hatte seinen Tornister auf dem Rücken und einen Säbel an der Seite, denn er war im Kriege gewesen und wollte nun nach Hause.

Da begegnete er einer alten Hexe auf der Landstraße: die war so widerlich. Ihre Unterlippe hing ihr gerade bis auf die Brust herunter. Sie sagte: „Guten Abend, Soldat! Was hast Du doch für einen schönen Säbel und großen Tornister! Du bist ein wahrer Soldat! Nun sollst Du so viel Geld haben, als Du besitzen magst!“

„Ich danke Dir, Du alte Hexe!“ sagte der Soldat.

„Siehst Du den großen Baum dort?“ sagte die Hexe und zeigte auf einen Baum, der ihnen zur Seite stand. „Er ist inwendig ganz hohl. Da mußt Du den Gipfel erklettern, dann erblickst Du ein Loch, durch welches Du Dich hinablassen und tief in den Baum gelangen kannst! Ich werde Dir einen Strick um den Leib binden, damit ich Dich wieder heraufziehen kann, wenn Du mich rufst.“

„Was soll ich denn da unten im Baume?“ fragte der Soldat.

„Geld holen!“ sagte die Hexe. „Wisse, wenn Du auf den Boden des Baumes hinunterkommst, so bist Du in einer großen Halle; da ist es ganz hell, denn da brennen über dreihundert Lampen. Dann erblickst Du drei Thüren; Du kannst sie öffnen, der Schlüssel steckt daran. Gehst Du in die erste Kammer hinein, so siehst Du mitten auf dem Fußboden eine große Kiste; auf derselben sitzt ein Hund; er hat ein Paar Augen, so groß wie ein Paar Theetassen. Doch daran brauchst Du Dich nicht zu kehren! Ich gebe Dir meine blaucarrirte Schürze, die kannst Du auf dem Fußboden ausbreiten; geh' dann rasch hin und nimm den Hund, setze ihn auf meine Schürze, öffne die Kiste, und nimm so viele Schillinge, als Du willst. Sie sind von Kupfer. Willst Du lieber Silber haben, so mußt Du in das nächste Zimmer hineingehen. Aber da sitzt ein Hund, der hat ein Paar Augen, so groß wie Mühlräder. Doch das laß Dich nicht kümmern! Setze ihn auf meine Schürze und nimm von dem Gelde! Willst Du hingegen Gold haben, so kannst Du es auch bekommen, und zwar so viel, als Du tragen willst, wenn Du in die dritte Kammer hineingehst. Aber der Hund, welcher dort auf dem Geldkasten sitzt, hat zwei Augen, jedes so groß wie ein Thurm. Glaube mir, es ist ein böser Hund! Aber daran darfst Du Dich nicht kehren! Setze ihn nur

auf meine Schürze, so thut er Dir nichts, und nimm aus der Kiste so viel Gold, als Du willst!"

„Das ist so übel nicht!" sagte der Soldat. „Aber was soll ich Dir geben, Du alte Hexe, denn umsonst wirst Du es wohl nicht thun?"

„Doch!" sagte die Hexe. „Nicht einen einzigen Schilling will ich haben! Für mich sollst Du nur ein altes Feuerzeug nehmen, welches meine Großmutter vergaß, als sie das letzte Mal unten war."

„Nun, so binde mir den Strick um den Leib!" sagte der Soldat.

„Hier ist er," sagte die Hexe, „und hier ist meine blaucarrirte Schürze."

Da kletterte der Soldat auf den Baum hinauf, ließ sich in das Loch hinuntergleiten und stand dann, wie die Hexe gesagt hatte, unten in der großen Halle, wo die vielen hundert Lampen brannten.

Nun öffnete er die erste Thür. Uh! da saß der Hund mit den Augen, so groß wie Theetassen, und glotzte ihn an.

„Du bist ein netter Kerl!" sagte der Soldat, setzte ihn auf die Schürze der Hexe und nahm so viele Kupferschillinge, als seine Tasche fassen konnte, schloß dann die Kiste, setzte den Hund wieder darauf und ging in das andere Zimmer hinein. Richtig! da saß der Hund mit den Augen, so groß wie Mühlräder.

„Du solltest mich lieber nicht so ansehen!" sagte der Soldat. „Deine Augen könnten Dir übergehen!" Und dann setzte er den Hund auf die Schürze der Hexe. Aber als er das viele Silbergeld in der Kiste erblickte, warf er all das Kupfergeld, was er hatte, fort und füllte sich die Taschen und den Tornister nur mit Silber. Dann ging er in die dritte Kammer. — Nein, das war häßlich! Der Hund darin hatte wirklich zwei Augen, so groß wie ein Thurm, und die drehten sich im Kopfe gerade wie Räder.

„Guten Abend!" sagte der Soldat und griff an die Mütze, denn einen solchen Hund hatte er früher nie gesehen. Als er ihn aber etwas genauer betrachtet hatte, dachte er, nun ist es genug, hob ihn auf die Diele herunter und machte die Kiste auf. Gott bewahre! was war da für eine Menge Gold! Er konnte dafür die ganze Stadt und die Zuckerferkel der Kuchenfrauen, alle Zinnsoldaten, Peitschen und Schaukelpferde in der ganzen Welt kaufen. Ja, das war einmal viel Gold! Nun warf der Soldat alles Silbergeld, womit er seine Taschen und seinen Tornister gefüllt hatte, fort und nahm dafür Gold; ja alle Taschen, der Tornister, die Mütze und die Stiefeln wurden gefüllt, sodaß er kaum gehen konnte. Nun hatte er Geld! Den Hund setzte er auf die Kiste, schlug die Thür zu und rief dann durch den Baum hinauf:

„Zieh mich jetzt in die Höhe, Du alte Hexe!"

„Hast Du auch das Feuerzeug?" frug die Hexe.

„Donnerwetter!" sagte der Soldat, „das hatte ich rein vergessen!" Und dann ging er und holte es. Die Hexe zog ihn herauf, und da stand er wieder auf der Landstraße, mit Taschen, Stiefeln, Tornister und Mütze voll Gold.

„Was willst Du mit dem Feuerzeuge machen?" frug der Soldat.

„Das geht Dich nichts an!" sagte die Hexe. „Du hast ja Geld bekommen! Gib mir nur das Feuerzeug!"

„Ach was!" sagte der Soldat. „Willst Du mir gleich sagen, was Du damit machen willst, oder ich ziehe meinen Säbel und schlage Dir den Kopf ab!"

„Nein!" sagte die Hexe.

Gleich schlug der Soldat ihr den Kopf ab. Da lag sie! Er aber band all sein Geld in ihre Schürze, nahm es wie ein Bündel auf sei-

nen Rücken, steckte das Feuerzeug in die Tasche und ging geradeswegs nach der Stadt.

Das war eine prächtige Stadt! Und in dem prachtvollsten Wirthshause kehrte er ein, verlangte die allerbesten Zimmer und seine Lieblings-Speisen; denn nun war er ja reich, da er so viel Geld hatte.

Dem Diener, welcher seine Stiefeln putzen sollte, kam es freilich vor, als wären es recht wunderbar alte Stiefeln für so einen reichen Herrn. Aber er hatte sich noch keine neuen gekauft; am nächsten Tage bekam er anständige Stiefeln und schöne Kleider. Nun war er aus einem Soldaten ein vornehmer Herr geworden, und die Leute erzählten ihm von all den Herrlichkeiten, die in ihrer Stadt wären, und von ihrem Könige, und was für eine niedliche Prinzessin seine Tochter sei.

„Wo kann man sie zu sehen bekommen?“ frug der Soldat.

„Sie ist gar nicht zu Gesicht zu bekommen!“ sagten Alle; „sie wohnt in einem großen kupfernen Schlosse, von vielen Mauern und Thürmen umgeben! Niemand außer dem Könige darf bei ihr ein- und ausgehen, denn es ist prophezeiet, daß sie an einen gemeinen Soldaten verheirathet wird, und das kann der König nicht zugeben!“

„Die möchte ich wohl sehen!“ dachte der Soldat; aber dazu konnte er ja durchaus keine Erlaubniß erhalten.

Nun lebte er recht lustig, besuchte das Theater, fuhr in des Königs Garten und gab den Armen viel Geld; und das war hübsch von ihm; er wußte noch von früheren Zeiten her, wie schlimm es ist, nicht einen Schilling zu besitzen! Er war nun reich, hatte schöne Kleider, und bekam sehr viele Freunde, die alle sagten, er sei ein vortrefflicher Mensch, ein wahrer Cavalier. Und das hatte der Soldat

gern. Aber da er jeden Tag Geld ausgab und nie etwas einnahm, so blieben ihm zuletzt nicht mehr als zwei Schillinge übrig, und er mußte die schönen Zimmer verlassen, worin er gewohnt hatte, und oben in einer kleinen Kammer unter dem Dach wohnen, seine Stiefeln selbst putzen und sie mit einer Stopfnadel zusammennähen. Keiner seiner Freunde kam zu ihm, denn es waren so viele Treppen hinaufzusteigen.

Es war ein dunkler Abend, und er konnte sich nicht einmal ein Licht kaufen. Aber da fiel es ihm ein, daß ein kleines Endchen in dem Feuerzeug liege, welches er aus dem hohlen Baume, in den die Hexe ihm hinuntergeholfen, genommen hatte. Er suchte das Feuerzeug und das Lichtendchen hervor; aber gerade indem er Feuer schlug und die Funken aus dem Feuersteine flogen, sprang die Thür auf, und der Hund, welcher Augen, so groß wie ein Paar Theetassen, hatte und den er unten unter dem Baume gesehen, stand vor ihm und sagte: „Was befiehlt mein Herr?“

„Was ist das?“ fragte der Soldat. „Das ist ja ein lustiges Feuerzeug, wenn ich so bekommen kann, was ich haben will!“ — „Schaffe mir etwas Geld!“ sagte er zum Hunde, und wipps! war der Hund fort, wipps! war er wieder da, und hielt einen großen Beutel voller Schillinge in dem Maule.

Nun wußte der Soldat, was für ein prächtiges Feuerzeug das war! Schlug er einmal, so kam der Hund, der auf der Kiste mit Kupfergeld saß; schlug er zweimal, so kam der, welcher das Silbergeld hatte, und schlug er dreimal, so kam der, welcher das Gold bewachte. Jetzt zog der Soldat wieder in die schönen Zimmer hinunter und erschien von Neuem in schönen Kleidern. Da erkannten ihn gleich alle seine Freunde und hielten sehr viel von ihm.

Da dachte er einst: es ist doch etwas recht Sonderbares, daß

man die Prinzessin nicht zu sehen bekommen kann. Sie soll so schön sein, sagen Alle; aber was kann das helfen, wenn sie immer in dem großen Kupferschlosse mit den vielen Thürmen sitzen muß! — Kann ich sie denn gar nicht zu sehen bekommen? — Wo ist nur mein Feuerzeug? Und so schlug er Feuer, und wipps! da kam der Hund mit den Augen, so groß als Theetassen.

„Es ist freilich mitten in der Nacht," sagte der Soldat, „aber ich möchte so gern die Prinzessin nur einen Augenblick sehen!"

Der Hund war gleich aus der Thür, und ehe der Soldat sich's versah, kam er mit der Prinzessin wieder. Sie saß und schlief auf dem Rücken des Hundes und war so lieblich, daß ein Jeder sehen konnte, daß es eine wirkliche Prinzessin war. Der Soldat konnte es durchaus nicht unterlassen, sie zu küssen, denn er war ganz und gar Soldat.

Darauf lief der Hund mit der Prinzessin wieder zurück. Doch als es Morgen wurde und der König und die Königin Thee tranken, sagte die Prinzessin, sie hätte in der vorigen Nacht einen ganz besondern Traum von einem Hunde und einem Soldaten gehabt; sie wäre auf dem Hund geritten, und der Soldat hätte sie geküßt.

„Das wäre wahrlich eine schöne Geschichte!" sagte die Königin.

Nun sollte in der nächsten Nacht eine der alten Hofdamen am Bette der Prinzessin wachen, um zu sehen, ob es ein wirklicher Traum sei, oder was es sonst sein möchte.

Der Soldat hatte eine außerordentliche Sehnsucht, die Prinzessin wiederzusehen, und so kam denn der Hund in der Nacht, holte sie und lief so schnell, als er konnte. Aber die alte Hofdame zog Wasserstiefeln an und lief eben so schnell hinterher. Als sie nun sah, daß sie in einem großen Hause verschwanden, dachte

sie, nun weiß ich, wo es ist, und machte mit einem Stück Kreide ein großes Kreuz an die Thüre. Dann ging sie nach Hause und legte sich nieder, und der Hund kam auch mit der Prinzessin wieder. Aber als er sah, daß ein Kreuz an die Thüre, wo der Soldat wohnte, gemacht war, nahm er auch ein Stück Kreide und machte Kreuze an alle Thüren in der ganzen Stadt, und das war klug gethan, denn nun konnte ja die Hofdame die richtige Thüre nicht finden, da Kreuze auf ihnen allen waren.

Früh Morgens kamen der König und die Königin, die alte Hofdame und alle Offiziere, um zu sehen, wo die Prinzessin gewesen war.

„Da ist es!" sagte der König, als er die erste Thüre mit einem Kreuze darauf erblickte.

„Nein, dort ist es, mein lieber Mann!" sagte die Königin, als sie die zweite Thüre mit einem Kreuze darauf gewahr wurde.

„Aber da ist eins und dort ist eins!" sagten Alle; wohin sie blickten, waren Kreuze auf den Thüren. Da begriffen sie denn wohl, daß ihnen das Suchen nichts helfen würde.

Aber die Königin war eine äußerst kluge Frau, die mehr konnte, als in einer Kutsche fahren. Sie nahm ihre große goldene Scheere, schnitt ein Stück Seidenzeug in Stücke und nähete daraus einen kleinen niedlichen Beutel; den füllte sie mit feiner Buchweizengrütze, band ihn der Prinzessin auf den Rücken, und als das gethan war, schnitt sie ein kleines Loch in den Beutel, sodaß die Grütze den ganzen Weg bestreuen mußte, den die Prinzessin nahm.

In der Nacht kam nun der Hund wieder, nahm die Prinzessin auf den Rücken und lief mit ihr zum Soldaten hin, der sie so lieb

hatte und so gern ein Prinz hätte sein mögen, um sie zur Frau bekommen zu können.

Der Hund merkte durchaus nicht, wie die Grütze gerade vom Schlosse bis zu dem Fenster des Soldaten, wo er die Mauer mit der Prinzessin hinauflief, sich ausstreute. Am Morgen sahen der König und die Königin nun wohl, wo ihre Tochter gewesen war, und da nahmen sie den Soldaten und setzten ihn ins Gefängniß.

Da saß er nun. Hu, wie dunkel und langweilig war es dort! Und sie sagten ihm: „Morgen wirst Du gehängt werden." Das zu hören, war eben nicht belustigend, und sein Feuerzeug hatte er im Gasthofe gelassen. Am Morgen konnte er durch das Eisengitter vor dem kleinen Fenster sehen, wie sich das Volk beeilte, aus der Stadt zu kommen, um ihn hängen zu sehen. Er hörte die Trommeln und sah die Soldaten marschiren. Alle Menschen liefen hinaus; darunter war auch ein Schuhmacherjunge mit Schurzfell und Pantoffeln an; der lief so im Galopp, daß ein Pantoffel abflog, gerade gegen die Mauer an, wo der Soldat saß und durch das Eisengitter hinausguckte.

„Ei, Du Schuhmacherjunge! Du brauchst nicht solche Eile zu haben!" sagte der Soldat zu ihm. „Es geht doch nicht an, bevor ich da bin! Aber willst Du hinlaufen, wo ich gewohnt habe, und mir mein Feuerzeug holen, so sollst Du vier Schillinge haben! Aber Du mußt die Beine in die Hand nehmen!" Der Schuhmacherjunge wollte gern die vier Schillinge haben und lief nach dem Feuerzeuge, gab es dem Soldaten, und — ja nun werden wir hören.

10*

Außerhalb der Stadt war ein großer Galgen gemauert; rings herum standen die Soldaten und viele hunderttausend Menschen. Der König und die Königin saßen auf einem prächtigen Thron, den Richtern und dem ganzen Rathe gegenüber.

Der Soldat stand schon oben auf der Leiter; aber als sie ihm den Strick um den Hals legen wollten, sagte er, daß man ja immer einem armen Sünder, bevor er seine Strafe erleide, die Erfüllung eines unschuldigen Wunsches gewähre. Er möchte so gern eine Pfeife Taback rauchen; es wäre ja die letzte Pfeife in dieser Welt.

Das wollte der König ihm denn auch nicht abschlagen, und so nahm der Soldat sein Feuerzeug und schlug Feuer, eins, zwei, drei! Und da standen alle Hunde: der mit den Augen so groß wie Theetassen, der mit den Augen wie Mühlräder und der, welcher Augen so groß wie ein Thurm hatte.

„Helft mir nun, daß ich nicht gehängt werde!" sagte der Soldat. Und da fielen die Hunde über den Richter und den ganzen Rath her, nahmen den Einen bei den Beinen und den Andern bei der Nase und warfen sie viele Klafter hoch in die Luft, sodaß sie niederfielen und sich ganz in Stücke zerschlugen.

„Ich will nicht!" sagte der König; aber der größte Hund nahm sowohl ihn, wie die Königin und warf sie den Andern nach; da erschraken die Soldaten und alles Volk rief: „Guter Soldat, Du sollst unser König sein und die schöne Prinzessin haben!"

Dann setzten sie den Soldaten in des Königs Kutsche, und alle drei Hunde tanzten voran und riefen „Hurrah!" Und die

Knaben pfiffen auf den Fingern und die Soldaten präsentirten. Die Prinzessin kam aus dem kupfernen Schlosse und wurde Königin, und das gefiel ihr wohl! Die Hochzeit währte acht Tage lang, und die Hunde saßen mit bei Tische und machten große Augen.





Der Reisekamerad.

Der arme Johannes war tief betrübt, denn sein Vater war sehr krank und konnte nicht genesen. Außer den Beiden war durchaus Niemand in dem kleinen Zimmer; die Lampe auf dem Tische war dem Erlöschen nahe, und es war ganz spät Abends.

„Du warst ein guter Sohn, Johannes!" sagte der kranke Vater. „Der liebe Gott wird Dir schon in der Welt forthelfen!" Und er sah ihn mit ernsten, milden Augen an, holte ganz tief Athem und starb; es war gerade als ob er schliefe. Aber Johannes weinte; nun hatte er gar Niemanden in der ganzen Welt, weder Vater, noch Mutter, weder Schwester, noch Bruder. Der arme Johannes! Er lag vor dem Bette auf seinen Knieen, küßte des todten Vaters Hand und weinte so viele bittere Thränen; aber zuletzt schlossen sich

seine Augen, und er schlief ein mit dem Kopfe auf dem harten Bettpfosten.

Da träumte er einen sonderbaren Traum: er sah, wie Sonne und Mond sich vor ihm neigten; und er erblickte seinen Vater wieder frisch und gesund und hörte ihn lachen, wie er immer lachte, wenn er recht froh war. Ein schönes Mädchen, mit einer goldenen Krone auf ihrem langen glänzenden Haar, reichte ihm die Hand; und sein Vater sagte: „Siehst Du, was für eine Braut Du erhalten hast? Sie ist die Schönste in der ganzen Welt.“ Da erwachte er, und alle Herrlichkeiten waren vorbei; sein Vater lag todt und kalt im Bette; es war gar Niemand bei ihnen. Der arme Johannes!

In der folgenden Woche wurde der Todte begraben; der Sohn ging dicht hinter dem Sarg und konnte nun den guten Vater nicht mehr zu sehen bekommen, der ihn so sehr geliebt hatte. Er hörte, wie sie die Erde auf den Sarg hinunterwarfen, und sah noch die letzte Ecke desselben; aber bei der nächsten Schaufel Erde, welche hinabgeworfen wurde, war auch die verschwunden; da war es gerade, als wolle sein Herz in Stücke zerspringen, so betrübt war er. Rings herum sangen sie einen Psalm; es klang so schön, und die Thränen traten Johannes in die Augen: er weinte, und das that seiner Trauer wohl. Die Sonne schien herrlich auf die grünen Bäume, gerade als wolle sie sagen: „Du mußt nicht so betrübt sein, Johannes! Siehst Du, wie schön blau der Himmel ist? Dort oben ist nun Dein Vater und bittet den lieben Gott, daß es Dir allezeit wohl ergehen möge!“

„Ich will auch immer gut sein,“ sagte Johannes; „dann komme ich in den Himmel zu meinem Vater; und was wird das für eine Freude werden, wenn wir einander wiedersehen! Wie viel werde ich ihm dann nicht erzählen können; und er wird mir so viele Sachen

zeigen, mich so viel von der Herrlichkeit im Himmel lehren, gerade wie er mich hier auf Erden unterrichtete. O, was wird das für eine Freude werden!"

Er dachte sich das so deutlich, daß er dabei lächelte, während die Thränen ihm noch über die Wangen liefen. Die kleinen Vögel saßen oben in den Kastanienbäumen und zwitscherten: „Quivit, quivit!" Sie waren so munter, obgleich sie mit bei dem Begräbnisse gewesen; aber sie wußten wohl, daß der todte Mann nun oben im Himmel wäre, Flügel hätte, weit schöner und größer, als die ihrigen; daß er nun glücklich, weil er hier auf Erden gut gewesen, und darüber waren sie vergnügt. Johannes sah, wie sie von den grünen Bäumen weit in die Welt hinausflogen, und da bekam er auch Lust, mitzufliegen. Aber zuerst schnitt er ein großes Holzkreuz, um es auf seines Vaters Grab zu setzen; und als er es am Abend dahin brachte, war das Grab mit Sand und Blumen geschmückt: das hatten fremde Leute gethan, denn sie hielten Alle viel von dem lieben Vater, der nun todt war.

Früh am nächsten Morgen packte Johannes sein kleines Bündel zusammen und verwahrte in seinem Gürtel sein ganzes Erbtheil, welches funfzig Thaler und ein paar Silberschillinge betrug; damit wollte er in die Welt hinauswandern. Aber zuerst ging er nach dem Kirchhofe zu seines Vaters Grab, betete sein Vaterunser und sagte: „Lebe wohl!"

Draußen auf dem Felde, wo er ging, standen alle Blumen so frisch und schön in dem warmen Sonnenschein; und sie nickten im Winde, gerade als wollten sie sagen: „Willkommen im Grünen! Ist es hier nicht schön?" Aber Johannes wendete sich noch einmal zurück, um die alte Kirche zu betrachten, in der er als kleines Kind getauft worden, und wo er jeden Sonntag mit seinem Vater zum

Gottesdienst gewesen war und seinen Psalm gesungen hatte; da sah er hoch oben in einer der Oeffnungen des Thurmes den Kirchenkobold mit seiner kleinen, rothen, spitzen Mütze stehen, wie er sein Antlitz mit dem gebogenen Arm beschattete, da ihm sonst die Sonne in die Augen schien. Johannes nickte ihm Lebewohl zu, und der kleine Kobold schwenkte seine rothe Mütze, legte die Hand auf das Herz und warf ihm viele Kußhändchen zu, um zu zeigen, wie gut er es mit ihm meine, und daß er ihm eine recht glückliche Reise wünsche.

Johannes dachte daran, wie viel Schönes er nun in der großen, prächtigen Welt zu sehen bekommen würde, und ging weiter und weiter fort, so weit, als er früher nie gewesen war. Er kannte die Orte gar nicht, durch die er kam, oder die Menschen, denen er begegnete.— Nun war er weit draußen in der Fremde.

Die erste Nacht mußte er sich auf einem Heuschober auf dem Felde schlafen legen: ein anderes Bett hatte er nicht. Aber das war gerade hübsch, meinte er; der König könnte es nicht besser haben. Das ganze Feld mit dem Bache, der Heuschober und dann der blaue Himmel darüber: das war gerade eine schöne Schlafkammer. Das grüne Gras mit den kleinen rothen und weißen Blumen war die Fußdecke; die Fliederbüsche und die wilden Rosenhecken waren Blumensträuße; und zum Waschbecken diente ihm der ganze Bach mit dem klaren, frischen Wasser, wo das Schilf sich neigte und ihm guten Abend und guten Morgen bot. Der Mond war wahrhaft eine große Nachtlampe, hoch oben unter der blauen Decke; und der zündete die Gardinen nicht an mit seinem Feuer. Johannes konnte ganz ruhig schlafen, und er that es auch und erwachte erst wieder, als die Sonne aufging und alle die kleinen Vögel rings umher sangen: „Guten Morgen! Guten Morgen! Bist Du noch nicht auf?“

Die Glocken läuteten zur Kirche: es war Sonntag. Die Leute gingen hin, den Prediger zu hören, und Johannes folgte ihnen, sang einen Psalm und hörte Gottes Wort. Es war ihm gerade, als wäre er in seiner eigenen Kirche, in der er getauft worden war, und wo er Psalmen mit seinem Vater gesungen hatte.

Draußen auf dem Kirchhofe waren viele Gräber, und auf einigen wuchs hohes Gras. Da dachte er an seines Vaters Grab, welches am Ende auch so aussehen würde wie diese, da er es nicht jäten und schmücken konnte. Er setzte sich also nieder und riß das Gras ab, richtete die Holzkreuze auf, welche umgefallen waren, und legte die Kränze, die der Wind vom Grabe fortgerissen hatte, wieder auf ihre Stelle, indem er dachte: Vielleicht thut Jemand dasselbe an meines Vaters Grab, da ich es nicht thun kann!

Draußen vor der Kirchhofsthüre stand ein alter Bettler und stützte sich auf seine Krücke. Johannes gab ihm die Silberschillinge, die er hatte, und ging dann glücklich und vergnügt weiter fort, in die weite Welt hinein.

Gegen Abend wurde ein erschrecklich böses Wetter; er sputete sich, unter Dach und Fach zu gelangen; aber es wurde bald finstere Nacht; da erreichte er endlich eine kleine Kirche, die ganz einsam auf einem kleinen Hügel lag.

„Hier will ich mich in einen Winkel setzen!" sagte er und ging hinein. „Ich bin ganz ermüdet und habe es wohl nöthig, mich ein wenig auszuruhen." Dann setzte er sich nieder, faltete seine Hände und betete sein Abendgebet; und ehe er es wußte, schlief und träumte er, während es draußen blitzte und donnerte.

Als er wieder erwachte, war es mitten in der Nacht; aber das böse Wetter war vorübergezogen und der Mond schien durch die Fenster zu ihm herein. Mitten in der Kirche stand ein offener Sarg mit

einem todten Mann darin, denn er war noch nicht begraben. Johannes war durchaus nicht furchtsam, denn er hatte ein gutes Gewissen; und er wußte wohl, daß die Todten Niemand etwas zu Leide thun. Es sind lebende böse Menschen, die Uebles thun. Solche zwei lebende schlimme Leute standen dicht bei dem todten Manne, der hier in die Kirche hineingesetzt war, bevor er beerdigt wurde; ihm wollten sie Uebles erweisen, ihn nicht in seinem Sarge liegen lassen, sondern ihn vor die Kirchthür hinauswerfen, den armen todten Mann.

„Weshalb wollt Ihr das thun?" fragte Johannes. „Das ist böse und schlimm; laßt ihn in Jesu Namen ruhen!"

„O, Schnickschnack!" sagten die beiden häßlichen Menschen. „Er hat uns angeführt! Er schuldet uns Geld: das konnte er nicht bezahlen; und nun ist er obendrein todt, nun bekommen wir vollends keinen Pfennig! Deshalb wollen wir uns ordentlich rächen: er soll wie ein Hund draußen vor der Kirchthüre liegen!"

„Ich habe nicht mehr als funfzig Thaler!" sagte Johannes. „Das ist mein ganzes Erbtheil, aber das will ich Euch gern geben, wenn Ihr mir ehrlich versprechen wollt, den armen todten Mann in Ruhe zu lassen. Ich werde schon durchkommen ohne das Geld; ich habe gesunde, starke Gliedmaßen, und der liebe Gott wird mir allezeit helfen."

„Ja," sagten die häßlichen Menschen; „wenn Du seine Schuld bezahlen willst, wollen wir Beide ihm nichts thun, darauf kannst Du Dich verlassen!" Und somit nahmen sie das Geld, welches er ihnen gab, lachten laut auf über seine Gutmüthigkeit und gingen ihres Weges. Er aber legte die Leiche wieder im Sarge zurecht und faltete deren Hände, nahm Abschied von ihr und ging dann durch den großen Wald zufrieden weiter.

Rings umher, wo der Mond durch die Bäume hereinscheinen konnte, sah er die niedlichen, kleinen Elfen lustig spielen. Sie ließen sich nicht stören: sie wußten wohl, daß er ein guter, unschuldiger Mensch sei; und es sind nur die bösen Leute, welche die Elfen nicht zu sehen bekommen. Einige von ihnen waren nicht größer, als ein Finger breit ist, und hatten ihre langen, gelben Haare mit Goldkämmen aufgeheftet; zwei und zwei schaukelten sie sich auf den großen Thautropfen, die auf den Blättern und dem hohen Gras lagen; zuweilen entrollte der Tropfen, dann fielen sie nieder zwischen den langen Grashalmen, und das verursachte ein Gelächter und Lärmen unter den andern Kleinen. Es was allerliebst! Sie sangen, und Johannes erkannte ganz deutlich alle hübschen Lieder, die er als kleiner Knabe gelernt hatte. Große, bunte Spinnen mit Silberkronen auf dem Kopfe mußten von der einen Hecke zur andern lange Hängebrücken und Paläste spinnen, welche, da der feine Thau darauffiel, wie schimmerndes Glas im Mondscheine aussahen. So währte es fort, gerade bis die Sonne aufging. Die kleinen Elfen krochen dann in die Blumenknospen, und der Wind erfaßte ihre Brücken und Schlösser, die als Spinnweben durch die Luft dahinflogen.

Johannes war eben aus dem Walde herausgekommen, als eine starke Mannsstimme hinter ihm rief: „Holla, Kamerad, wohin geht die Reise?"

„In die weite Welt hinaus!" sagte er. „Ich habe weder Vater, noch Mutter, bin ein armer Bursche, aber der Herr hilft mir wohl."

„Ich will auch in die weite Welt hinaus," sagte der fremde Mann. „Wollen wir Beide einander Gesellschaft leisten?"

„Ja wohl!" sagte er, und so gingen sie mit einander. Bald gewannen sie sich recht lieb, denn sie waren Beide gute Menschen. Aber

Johannes merkte wohl, daß der Fremde viel klüger war, als er. Der hatte fast die ganze Welt durchreist und wußte von allem Möglichen, was existirte, zu erzählen.

Die Sonne stand schon hoch, als sie sich unter einen großen Baum setzten, ihr Frühstück zu genießen; zu derselben Zeit kam eine alte Frau. O, die war so alt und ging ganz krumm, stützte sich auf einen Krückstock und hatte auf ihrem Rücken ein Bündel Brennholz, welches sie sich im Walde gesammelt hatte. Ihre Schürze war aufgebunden, und Johannes sah, daß drei große Ruthen von Farrenkraut und Weidenreisern daraus hervorsahen. Indem sie ihnen ganz nahe war, glitt ihr der eine Fuß aus; sie fiel und that einen lauten Schrei, denn sie hatte das Bein gebrochen, die arme alte Frau!

Johannes meinte sogleich, daß sie die alte Frau nach Hause tragen wollten, wo sie wohnte; aber der Fremde machte sein Ränzel auf, nahm eine Büchse hervor und sagte, daß er hier eine Salbe habe, welche sogleich ihr Bein wieder ganz und kräftig machen würde, sodaß sie selbst nach Hause gehen könne, und zwar als ob sie nie das Bein gebrochen hätte. Allein dafür verlange er auch, daß sie ihm die drei Ruthen schenke, die sie in ihrer Schürze habe.

„Das wäre gut bezahlt!" sagte die Alte und nickte ganz eigen mit dem Kopfe. Sie wollte die Ruthen nicht gern hergeben, aber es war auch nicht angenehm, mit gebrochenem Beine dazuliegen. So gab sie ihm denn die Ruthen, und sowie er nur die Salbe auf das Bein gerieben hatte, erhob sich auch die alte Mutter und ging viel besser, denn zuvor. Solches konnte die Salbe bewirken. Aber die war auch nicht in der Apotheke zu haben.

„Was willst Du mit den Ruthen?" fragte Johannes nun seinen Reisekameraden.

„Das sind drei schöne Kräuterbesen,“ sagte der, „die liebe ich sehr, denn ich bin ein närrischer Patron!“

Dann gingen sie noch ein gutes Stück.

„Sieh, wie der Himmel sich umzieht!“ sagte Johannes und zeigte gerade aus. „Das sind erschrecklich dicke Wolken!“

„Nein,“ sagte der Reisekamerad, „das sind keine Wolken, das sind Berge — die herrlichen, großen Berge, wo man ganz hinauf über die Wolken und in die frische Luft gelangt! Glaube mir, da ist es herrlich! Morgen sind wir sicher weit in die Welt hinaus!“

Das war aber nicht so nahe, wie es aussah; sie hatten einen ganzen Tag zu gehen, bevor sie die Berge erreichten, wo die schwarzen Wälder gerade gegen den Himmel aufwuchsen, und wo es Steine gab, gerade so groß als eine ganze Stadt. Das mochte wahrlich eine schwere Anstrengung werden, da ganz hinüberzukommen; aber darum gingen auch Johannes und sein Reisekamerad in das Wirthshaus hinein, um sich gut auszuruhen und Kräfte zum morgenden Marsche zu sammeln.

Unten in der großen Schenkstube im Wirthshause waren viele Menschen versammelt, denn dort war ein Mann, der gab Puppenkomödie. Er hatte gerade sein kleines Theater aufgestellt, und die Leute saßen rings umher, um die Komödie zu sehen. Aber ganz vorn hatte ein dicker Schlächter Platz genommen und zwar den allerbesten; sein großer Bullenbeißer — der sah so bissig aus! — saß an seiner Seite und machte große Augen, gerade wie alle die Andern.

Nun begann die Komödie, und das war eine niedliche Komödie mit einem Könige und einer Königin; die saßen auf dem schönsten Throne, hatten goldene Kronen auf dem Haupte und lange Schleppen an den Kleidern, denn ihre Mittel erlaubten das. Die niedlichsten

Holzpuppen mit Glasaugen und großen Schnurrbärten standen an allen Thüren und machten auf und zu, damit frische Luft in das Zimmer kommen konnte! Es war eine recht niedliche Komödie, und sie war gar nicht traurig. Aber gerade als die Königin aufstand und über den Fußboden hinging, da — Gott mag wissen, was der große Bullenbeißer sich dachte; aber da der dicke Schlächter ihn nicht hielt, machte er einen Sprung gerade hinein in das Theater und packte die Königin mitten um ihre schlanke Taille, sodaß es knackte. Es war ganz erschrecklich.

Der arme Mann, der die ganze Komödie gab, war so erschrocken und betrübt über seine Königin! Denn es war die allerniedlichste Puppe, die er hatte; und nun hatte ihr der häßliche Bullenbeißer den Kopf abgebissen. Aber als die Leute später fortgingen, sagte der Fremde, der mit Johannes gekommen war, daß er sie schon wieder zurecht machen würde; und dann nahm er seine Büchse hervor und schmierte die Puppe mit der Salbe, womit er der alten Frau geholfen, als sie das Bein gebrochen hatte. Sowie die Puppe geschmiert worden, war sie gleich wieder ganz; ja sie konnte sogar alle ihre Glieder selbst bewegen; man brauchte gar nicht mehr an der Schnur zu ziehen. Die Puppe war wie ein lebendiger Mensch, nur daß sie nicht sprechen konnte. Der Mann, der das kleine Puppentheater hatte, war sehr froh; nun brauchte er diese Puppe gar nicht mehr zu halten: die konnte ja von selbst tanzen. Das konnte keine der andern.

Als es später Nacht wurde und alle Leute im Wirthshause zu Bett gegangen waren, war Jemand da, der so erschrecklich tief seufzte und so lange damit fortfuhr, daß Alle aufstanden, um zu sehen, wer es sein könnte. Der Mann, der die Komödie gegeben hatte, ging nach seinem kleinen Theater hin, denn dort war es, wo Jemand seufzte.

Alle Holzpuppen lagen untereinander: der König und alle Trabanten; und die waren es, die so jämmerlich seufzten und mit ihren Glasaugen stierten, denn sie wollten so gern, gleich der Königin, ein wenig geschmiert werden, damit sie sich auch von selbst bewegen könnten. Die Königin legte sich gerade hin auf die Kniee und streckte ihre prächtige Krone in die Höhe, während sie bat: „Nimm mir diese, aber schmiere meinen Gemahl und meine Hofleute!" Da konnte der arme Mann, der die Komödie und alle Puppen besaß, nicht unterlassen, zu weinen; denn es that ihm wirklich ihretwegen leid. Er versprach sogleich dem Reisekameraden, ihm alles Geld zu geben, was er am nächsten Abend für seine Komödie erhalten würde, wenn er nur vier bis fünf von seinen niedlichsten Puppen schmieren wolle. Aber der Reisekamerad sagte, daß er durchaus nichts weiter verlange, als den großen Säbel, den Jener an seiner Seite habe; und als er den erhielt, beschmierte er sechs Puppen, die sogleich tanzten, und zwar so niedlich, daß alle Mädchen, die lebenden Menschenmädchen, die es sahen, alsbald mittanzten. Der Kutscher und die Köchin tanzten, der Diener und das Stubenmädchen, alle die Fremden, und die Feuerschaufel und die Feuerzange; aber die fielen um, gerade als sie die ersten Sprünge machten. — Ja, das war eine lustige Nacht!

Am nächsten Morgen ging Johannes mit seinem Reisekameraden von ihnen Allen fort, auf die hohen Berge hinauf und durch die großen Tannenwälder. Sie kamen so hoch hinauf, daß die Kirchthürme tief unter ihnen zuletzt wie kleine blaue Beeren unten in all dem Grünen aussahen; und sie konnten so weit sehen, viele, viele Meilen weit, wo sie nie gewesen waren! So viel Schönes der prächtigen Welt hatte Johannes früher nie auf einmal gesehen! Und die Sonne schien so warm aus der frischen blauen Luft, er hörte auch zwischen den Bergen die Jäger das Waldhorn so schön und lieblich blasen,

daß ihm vor Freuden die Thränen in die Augen traten und er nicht unterlassen konnte, auszurufen: „Du guter, lieber Gott! Ich möchte Dich küssen, weil Du so gut gegen uns Alle bist und uns all die Herrlichkeit, die in der Welt ist, gegeben hast!"

Der Reisekamerad stand auch mit gefalteten Händen da und sah über den Wald und die Städte in den warmen Sonnenschein hinaus. Zu gleicher Zeit ertönte es wunderbar lieblich über ihren Häuptern; sie blickten in die Höhe, ein großer weißer Schwan schwebte in der Luft und sang, wie sie früher nie einen Vogel hatten singen hören! Aber der Gesang wurde schwächer und schwächer; er neigte seinen Kopf und sank langsam zu ihren Füßen nieder, wo er todt liegen blieb, der schöne Vogel!

„Zwei so herrliche Flügel," sagte der Reisekamerad, „so weiß und groß, wie die, welche der Vogel hat, sind Geldes werth: die will ich mit mir nehmen! Siehst Du nun wohl, daß es gut war, daß ich einen Säbel bekam?" Und so hieb er mit einem Schlage beide Flügel des todten Schwanes ab: die wollte er behalten.

Sie reisten nun viele, viele Meilen weit fort über die Berge, bis sie zuletzt eine große Stadt vor sich sahen, mit hunderten von Thürmen, die wie Silber in der Sonne erglänzten. Mitten in der Stadt war ein prächtiges Marmorschloß, mit purem rothen Gold gedeckt. Und hier wohnte der König.

Johannes und der Reisekamerad wollten nicht sogleich in die Stadt gehen, sondern blieben im Wirthshause draußen vor der Stadt, damit sie sich putzen konnten; denn sie wollten nett aussehen, wenn sie auf die Straße kämen. Der Wirth erzählte ihnen, daß der König ein so guter Mann sei, der nie einem Menschen etwas zu Leide thäte; aber seine Tochter, ja, Gott behüte uns! das sei eine schlimme Prinzessin.

Schönheit besaß sie genug; Keine konnte so hübsch und niedlich sein, als sie war; aber was half das? Sie war eine böse Hexe; die Schuld daran war, daß so viele herrliche Prinzen ihr Leben verloren hatten. — Allen Menschen hatte sie die Erlaubniß ertheilt, um sie freien zu dürfen. Ein Jeder konnte kommen, er mochte ein Prinz oder ein Bettler sein: das sei ihr gleich. Er sollte nur drei Sachen rathen, an die sie gerade gedacht hätte und um die sie ihn befragte. Konnte er das, so wollte sie sich mit ihm vermählen, und er sollte König über das ganze Land sein, wenn ihr Vater stürbe; konnte er aber die drei Sachen nicht rathen, so ließ sie ihn aufhängen oder ihm den Kopf abhauen! Ihr Vater, der alte König, war so betrübt darüber! Aber er konnte ihr nicht verbieten, so böse zu sein, denn er hatte einmal gesagt, er wolle nie etwas mit ihren Liebhabern zu thun haben; sie könne selbst thun, was sie wolle. Jedesmal, wenn ein Prinz kam und rathen sollte, um die Prinzessin zu erhalten, so konnte er es nicht, und dann wurde er gehängt oder geköpft. Er war ja bei Zeiten gewarnt worden, er hätte das Freien unterlassen können. Der alte König war so betrübt über all die Trauer und das Elend, daß er einen ganzen Tag des Jahres mit all seinen Soldaten auf den Knieen lag und betete, die Prinzessin möge gut werden; aber das wollte sie durchaus nicht. Die alten Frauen, die Branntwein tranken, färbten denselben ganz schwarz, bevor sie ihn tranken: so trauerten sie. Und mehr konnten sie doch nicht thun!

„Die häßliche Prinzessin!" sagte Johannes. „Sie sollte wirklich die Ruthe bekommen, das würde ihr gut thun. Wäre ich nur der alte König, sie sollte schon gegerbt werden!"

Da hörten sie das Volk draußen Hurrah rufen. Die Prinzessin kam vorbei; und sie war wirklich so schön, daß alle Leute ver-

gaßen, wie böse sie war; deshalb riefen sie Hurrah. Zwölf schöne Jungfrauen, alle in weißseidenen Kleidern und eine goldene Tulpe in der Hand, ritten auf kohlschwarzen Pferden ihr zur Seite. Die Prinzessin selbst hatte ein schneeweißes Pferd, mit Diamanten und Rubinen geschmückt. Ihr Reitkleid war aus purem Goldstoff, und die Peitsche, die sie in der Hand hatte, sah aus, als wäre sie ein Sonnenstrahl. Die goldene Krone auf dem Haupte war gerade wie kleine Sterne oben vom Himmel, und der Mantel war aus mehr als tausend schönen Schmetterlingsflügeln zusammengenäht. Dessenungeachtet war sie viel schöner noch, als alle ihre Kleider.

Als Johannes sie zu sehen bekam, wurde er so roth in seinem Antlitz wie ein Blutstropfen und konnte kaum ein einziges Wort sagen. Die Prinzessin sah ja ganz so aus wie das schöne Mädchen mit der goldenen Krone, von dem er in der Nacht geträumt hatte, als sein Vater gestorben war. Er fand sie so schön und konnte nicht unterlassen, sie recht zu lieben. Das wäre gewiß nicht wahr, daß sie eine böse Hexe sei, welche die Leute hängen oder köpfen ließe, wenn sie nicht rathen könnten, was sie von ihnen verlangte. „Ein Jeder hat ja die Erlaubniß, um sie zu freien, sogar der ärmste Bettler. Ich will wirklich nach dem Schlosse gehen, denn ich kann es nicht unterlassen!“ Sie sagten ihm Alle, er möge es nicht thun; es würde ihm bestimmt wie all den Andern ergehen. Der Reisekamerad rieth ihm auch davon ab; aber Johannes meinte, es würde schon gut gehen. Er bürstete seine Schuhe und seinen Rock, wusch sein Gesicht und seine Hände, kämmte sein hübsches, blondes Haar und ging dann ganz allein in die Stadt hinein und nach dem Schlosse.

„Herein!“ sagte der alte König, als Johannes an die Thür pochte. Johannes öffnete, und der alte König, in Schlafrock und

gestickten Pantoffeln, kam ihm entgegen; die Krone hatte er auf dem Haupte, das Scepter in der einen Hand und den Reichsapfel in der andern. „Warte ein Bischen!“ sagte er und nahm den Apfel unter den Arm, um Johannes die Hand reichen zu können. Aber sowie er erfuhr, es sei ein Freier, fing er so an zu weinen, daß das Scepter sowohl, wie der Apfel auf den Fußboden fielen und er die Augen mit seinem Schlafrocke trocknen mußte. Der arme alte König!

„Laß es sein!“ sagte er. „Es geht Dir schlecht, wie all den Andern. Nun, Du wirst es sehen!“ Dann führte er ihn hinaus nach dem Lustgarten der Prinzessin. Da sah es erschrecklich aus! Oben an jedem Baum hingen drei, vier Königssöhne, die um die Prinzessin gefreit hatten, aber die Sachen, die sie ihnen aufgegeben, nicht hatten errathen können. Jedesmal, wenn es wehte, klapperten alle Gerippe, sodaß die kleinen Vögel erschraken und nie in den Garten zu kommen wagten. Alle Blumen waren an Menschenknochen aufgebunden, und in Blumentöpfen standen Todtenköpfe und grinsten. Das war wahrlich ein sonderbarer Garten für eine Prinzessin.

„Hier siehst Du es!“ sagte der alte König. „Es wird Dir ebenso, wie all den Andern ergehen, die Du hier gewahrst. Laß es deshalb lieber sein. Du machst mich wirklich unglücklich, denn ich nehme mir das so zu Herzen!“

Johannes küßte dem guten, alten König die Hand und sagte, es würde schon gut gehen, denn er sei ganz entzückt von der schönen Prinzessin.

Da kam die Prinzessin selbst mit allen ihren Damen in den Schloßhof geritten; sie gingen deshalb zu ihr hinaus und sagten ihr guten Tag. Sie war so wunderschön anzuschauen und reichte Johannes die Hand. Und er hielt noch viel mehr von ihr, als früher. Sie





konnte sicher keine böse Hexe sein, wie alle Leute es ihr nachsagten.— Dann begaben sie sich in den Saal, und die kleinen Pagen präsentirten ihnen Eingemachtes und Pfeffernüsse. Aber der alte König war so betrübt; er konnte gar nichts essen. Und die Pfeffernüsse waren ihm auch zu hart.

Es wurde bestimmt, daß Johannes am nächsten Morgen wieder nach dem Schlosse kommen solle; dann würden die Richter und der ganze Rath versammelt sein und hören, wie es beim Rathen ergehe. Würde er gut dabei fahren, so sollte er dann noch zweimal kommen; aber es war noch nie Jemand dagewesen, der das erste Mal gerathen hatte, und dann mußte er das Leben verlieren.

Johannes war gar nicht bekümmert darum, wie es ihm ergehen würde. Er war vielmehr vergnügt, gedachte nur der schönen Prinzessin und glaubte ganz sicher, der liebe Gott werde ihm schon helfen. Aber wie, das wußte er nicht und wollte lieber gar nicht daran denken. Er tanzte auf der Landstraße dahin, als er nach dem Wirthshause zurückkehrte, wo der Reisekamerad auf ihn wartete.

Johannes konnte nicht fertig damit werden, zu erzählen, wie artig die Prinzessin gegen ihn gewesen und wie schön sie sei. Er sehnte sich schon so sehr nach dem nächsten Tage, wo er in das Schloß sollte, um sein Glück mit Rathen zu versuchen!

Aber der Reisekamerad schüttelte mit dem Kopfe und war ganz betrübt. „Ich bin Dir so gut!" sagte er. „Wir hätten noch lange beisammen sein können, und nun soll ich Dich schon verlieren! Du armer, lieber Johannes! Ich möchte weinen, aber ich will am letzten Abend, den wir vielleicht beisammen sind, Deine Freude nicht stören. Wir wollen lustig sein, recht lustig! Morgen, wenn Du fort bist, kann ich ungestört weinen."

Alle Leute drinnen in der Stadt hatten sogleich erfahren, daß ein neuer Freier der Prinzessin angekommen war, und deshalb herrschte große Betrübniß. Das Schauspielhaus blieb geschlossen; alle Kuchenfrauen banden Flor um ihre Zuckermänner; der König und die Priester lagen auf den Knieen in den Kirchen. Es war solche Betrübniß, denn es konnte Johannes ja nicht besser ergehen, als es allen den übrigen Freiern ergangen war.

Gegen Abend bereitete der Reisekamerad eine große Bowle Punsch und sagte zu Johannes: „Nun wollen wir recht lustig sein und auf der Prinzessin Gesundheit trinken!" Als aber Johannes zwei Gläser voll getrunken hatte, wurde er so schläfrig, daß es ihm unmöglich war, die Augen offen zu halten; er sank in tiefen Schlaf. Der Reisekamerad hob ihn ganz sachte vom Stuhle auf und legte ihn in das Bett hinein, und als es dann dunkle Nacht wurde, nahm er die beiden großen Flügel, die er dem Schwane abgehauen hatte, und band sie an seine Schultern fest. Die größte Ruthe, die er von der alten Frau erhalten, welche gefallen war und das Bein gebrochen hatte, steckte er in seine Tasche, öffnete das Fenster und flog so über die Stadt, gerade nach dem Schlosse hin, wo er sich in einem Winkel oben unter das Fenster setzte, welches in die Schlafstube der Prinzessin hineinging.

Es war ganz stille in der ganzen Stadt. Nun schlug die Uhr drei Viertel auf zwölf, das Fenster ging auf, und die Prinzessin flog in einem langen weißen Mantel und mit schwarzen Flügeln über die Stadt weg, hinaus zu einem großen Berge. Aber der Reisekamerad machte sich unsichtbar, sodaß sie ihn gar nicht sehen konnte, flog hinterher und peitschte die Prinzessin mit seiner Ruthe, sodaß ordentlich Blut kam, wo er schlug. Ah, das war eine Fahrt durch die Luft! Der Wind

faßte ihren Mantel, der sich nach allen Seiten ausbreitete, gleich einem großen Schiffssegel, und der Mond schien durch denselben.

„Wie es hagelt; wie es hagelt!" sagte die Prinzessin bei jedem Schlage, den sie von der Ruthe bekam; und das war ihr schon recht. Endlich kam sie hinaus zum Berge und klopfte an. Es rollte gleich dem Donner, indem der Berg sich öffnete; und die Prinzessin ging hinein. Der Reisekamerad folgte ihr, denn Niemand konnte ihn sehen: er war unsichtbar. Sie gingen durch einen großen langen Gang, wo die Wände ganz besonders glänzten; es waren über tausend glühende Spinnen, die an der Mauer auf und ab liefen und wie Feuer leuchteten. Dann kamen sie in einen großen Saal, von Silber und Gold erbaut; Blumen, so groß wie Sonnenblumen, rothe und blaue, glänzten an den Wänden; aber Niemand konnte die Blumen pflücken, denn die Stengel waren häßliche, giftige Schlangen, und die Blumen waren Feuer, welches ihnen aus dem Rachen herausbrannte. Die ganze Decke war mit leuchtenden Johanniswürmchen und himmelblauen Fledermäusen bedeckt, die mit den dünnen Flügeln schlugen. Es sah ganz schauerlich aus! Mitten auf dem Fußboden war ein Thron, der von vier Pferdegerippen getragen wurde, welchen Zaumzeug von den rothen Feuerspinnen aufgelegt war; der Thron selbst war aus milchweißem Glase, und die Kissen waren kleine, schwarze Mäuse, die einander in den Schwanz bissen. Ueber denselben war ein Dach von rosenrother Spinnwebe, mit den niedlichsten kleinen grünen Fliegen besetzt, welche wie Edelsteine glänzten. Auf dem Throne saß ein alter Zauberer, mit einer Krone auf dem häßlichen Kopf und einem Scepter in der Hand. Er küßte die Prinzessin auf die Stirn, ließ sie sich zu seiner Seite auf den kostbaren Thron setzen, und dann begann die Musik. Große, schwarze Heuschrecken spielten die Mundharmonika, und die Eule schlug sich auf den Leib, denn sie hatte keine Trommel. Das war ein possier-

liches Concert. Kleine, schwarze Kobolde mit einem Irrlichte auf der Mütze tanzten im Saale herum. Niemand aber konnte den Reisekameraden erblicken; er hatte sich gerade hinter den Thron gestellt und hörte und sah Alles. Die Hofleute, die nun hereinkamen, waren so fein und vornehm! Aber Der, welcher ordentlich sehen konnte, merkte wohl, wie es damit zusammenhing. Sie waren nichts weiter als Besenstiele mit Kohlköpfen darauf, in die der Zauberer Leben gehext und denen er gestickte Kleider gegeben hatte. Aber das machte nichts aus; sie wurden doch nur zum Prunk gebraucht.

Nachdem erst etwas getanzt worden war, erzählte die Prinzessin dem Zauberer, daß sie einen neuen Freier erhalten habe, und fragte deshalb, woran sie wohl denken solle, um ihn am nächsten Morgen danach zu fragen, wenn er nach dem Schlosse käme.

„Höre," sagte der Zauberer, „das will ich Dir sagen! Du mußt etwas recht Leichtes wählen, denn dann fällt er gar nicht darauf. Denke an Deinen einen Schuh. Das räth er nicht. Laß ihm dann den Kopf abhauen, doch vergiß nicht, wenn Du morgen Nacht wieder zu mir herauskommst, mir seine Augen zu bringen, denn die will ich essen!"

Die Prinzessin verneigte sich ganz tief und sagte, sie würde die Augen nicht vergessen. Der Zauberer öffnete nun den Berg, und sie flog wieder zurück; aber der Reisekamerad folgte ihr und prügelte sie wieder so stark mit der Ruthe, daß sie ganz tief seufzte über das starke Hagelwetter, und sich, so sehr sie konnte, beeilte, durch das Fenster in ihre Schlafstube zu gelangen. Der Reisekamerad dagegen flog zum Wirthshause zurück, wo Johannes noch schlief, löste seine Flügel ab, und legte sich dann auch auf das Bett, denn er konnte wohl ermüdet sein.

Es war ganz früh am Morgen, als Johannes erwachte. Der Reisekamerad stand auch auf und erzählte, daß er diese Nacht einen ganz sonderbaren Traum von der Prinzessin und ihrem Schuh gehabt habe, und bat ihn, deshalb doch zu fragen, ob die Prinzessin nicht an ihren Schuh gedacht haben sollte. Denn das war es ja, was er von dem Zauberer im Berge gehört hatte.

„Ich kann eben so gut danach, als nach etwas Anderem fragen!" sagte Johannes. „Vielleicht ist das ganz richtig, was Du geträumt hast, denn ich vertraue auf den lieben Gott, der mir schon helfen wird. Aber ich will Dir doch Lebewohl sagen, denn rathe ich falsch, so bekomme ich Dich nie mehr zu sehen!"

Dann küßten sie sich, und Johannes ging in die Stadt und nach dem Schlosse. Der ganze Saal war mit Menschen angefüllt; die Richter saßen in ihren Lehnstühlen und hatten Eiderdunenkissen unter dem Kopfe, denn sie hatten so viel zu denken. Der alte König stand auf und trocknete seine Augen mit einem weißen Taschentuche. Nun trat die Prinzessin herein. Sie war noch viel schöner als gestern, und grüßte Alle so lieblich; aber dem Johannes gab sie die Hand und sagte: „Guten Morgen, Du!"

Nun sollte Johannes rathen, woran sie gedacht habe. Gott, wie sah sie ihn freundlich an! Aber sowie sie ihn das eine Wort: Schuh aussprechen hörte, wurde sie kreideweiß im Gesicht und zitterte am ganzen Körper. Allein das konnte ihr nichts helfen, denn er hatte richtig gerathen!

Der Tausend! wie wurde der alte König vergnügt; er schoß einen Purzelbaum, daß es eine Lust war. Und alle Leute klatschten in die Hände, ihm und Johannes zu Ehren, der das erste Mal richtig gerathen hatte.

Der Reisekamerad war auch erfreut, als er erfuhr, wie gut es abgelaufen war. Aber Johannes faltete seine Hände und dankte seinem Gott, der ihm sicher die beiden andern Male wieder helfen würde. Am nächsten Tage sollte schon wieder gerathen werden.

Der Abend verging ebenso, wie der gestrige. Als Johannes schlief, flog der Reisekamerad hinter der Prinzessin her zum Berge hinaus und prügelte sie noch stärker, als das vorige Mal; denn nun hatte er zwei Ruthen genommen. Niemand bekam ihn zu sehen, und er hörte Alles. Die Prinzessin wollte an ihren Handschuh denken, und das erzählte er wieder dem Johannes, gerade als ob es ein Traum sei. Daher konnte derselbe richtig rathen, und es verursachte eine große Freude auf dem Schlosse. Der ganze Hof schoß Purzelbäume, gerade so, wie sie es vom Könige das erste Mal hatten machen sehen. Aber die Prinzessin lag auf dem Sopha und wollte nicht ein einziges Wort sagen. Nun kam es darauf an, ob Johannes das dritte Mal richtig rathen konnte. Glückte es, so sollte er ja die schöne Prinzessin haben und nach dem Tode des alten Königs das ganze Königreich erben. Rieth er falsch, so sollte er sein Leben verlieren und der Zauberer seine schönen blauen Augen essen.

Den Abend vorher ging Johannes zeitig zu Bett, betete sein Abendgebet und schlief dann ganz ruhig. Aber der Reisekamerad band seine Flügel an den Rücken, den Säbel aber an seine Seite, nahm alle drei Ruthen mit sich und flog so nach dem Schlosse.

Es war ganz stockfinstere Nacht. Es stürmte so, daß die Dachsteine von den Häusern flogen, und die Bäume drinnen im Garten, wo die Gerippe hingen, bogen sich gleich dem Schilfe vor dem Sturmwind. Es blitzte jeden Augenblick, und der Donner rollte gerade als

ob es nur ein einziger Schlag sei, der die ganze Nacht währte. Nun ging das Fenster auf, und die Prinzessin flog heraus. Sie war so bleich wie der Tod, aber sie lachte über das böse Wetter und meinte, es sei noch nicht arg genug. Und ihr weißer Mantel wirbelte in der Luft herum, gleich einem großen Schiffssegel; aber der Reisekamerad peitschte sie mit seinen drei Ruthen, daß das Blut auf die Erde tröpfelte und sie zuletzt kaum weiter fliegen konnte. Endlich kam sie doch nach dem Berge.

„Es hagelt und stürmt," sagte sie; „nie bin ich in solchem Wetter ausgewesen!"

„Man kann auch des Guten zu viel haben!" sagte der Zauberer. Nun erzählte sie ihm, daß Johannes auch das zweite Mal richtig gerathen habe; würde er dasselbe morgen thun, so hätte er gewonnen, und sie könne nie mehr nach dem Berge hinauskommen, vermöchte nie mehr solche Zauberkünste wie früher zu machen; deshalb war sie ganz betrübt.

„Er soll es nicht errathen können!" sagte der Zauberer. „Ich werde schon etwas erdenken, was er sich nie gedacht hat, oder er müßte ein größerer Zauberer sein als ich. Aber nun wollen wir lustig sein!" Und dann faßte er die Prinzessin bei beiden Händen, und sie tanzten mit allen den kleinen Kobolden mit Irrlichtern herum, die in dem Zimmer waren. Die rothen Spinnen sprangen an den Wänden eben so lustig auf und nieder; es sah aus, als ob Feuerblumen sprüheten. Die Eule schlug auf die Trommel, die Heimchen pfiffen, und die schwarzen Heuschrecken bliesen die Mundharmonika. Es war ein lustiger Ball! —

Als sie nun lange genug getanzt hatten, mußte die Prinzessin nach Hause, sonst möchte sie im Schlosse vermißt werden. Der Zauberer

sagte, daß er sie begleiten wolle; da wären sie doch unterwegs noch beisammen.

Dann flogen sie in dem bösen Wetter davon, und der Reisekamerad schlug seine drei Ruthen auf ihrem Rücken entzwei. Nie war der Zauberer in solchem Hagelwetter ausgewesen. Draußen vor dem Schlosse sagte er der Prinzessin Lebewohl und flüsterte ihr zugleich zu: „Denke an meinen Kopf!" Aber der Reisekamerad hörte es wohl, und gerade in dem Augenblick, als die Prinzessin durch das Fenster in ihr Schlafzimmer schlüpfte und der Zauberer wieder umkehren wollte, ergriff er ihn an seinem langen schwarzen Bart, und hieb mit dem Säbel seinen häßlichen Zauberkopf gerade bei den Schultern ab, sodaß der Zauberer ihn nicht einmal selbst zu sehen bekam. Den Körper warf er hinaus in den See zu den Fischen, den Kopf aber tauchte er nur in das Wasser und band ihn dann in sein seidenes Taschentuch, nahm ihn mit nach dem Wirthshause und legte sich dann schlafen.

Am nächsten Morgen gab er Johannes das Taschentuch und sagte ihm dabei, daß er es nicht aufbinden dürfe, bevor die Prinzessin frage, woran sie gedacht habe.

Es waren so viele Menschen in dem großen Saale auf dem Schlosse, daß sie so dicht standen, wie Radieschen, die in ein Bündel zusammengeknüpft sind. Der Rath saß auf seinen Stühlen mit den weichen Kissen, und der alte König hatte neue Kleider an; die goldene Krone und das Scepter waren polirt: es sah ganz feierlich aus. Aber die Prinzessin war ganz bleich und hatte ein kohlschwarzes Kleid an, als gehe sie zum Begräbniß.

„Woran habe ich gedacht?" fragte sie Johannes. Und sogleich löste er das Taschentuch auf, und war selbst ganz erschrocken, als er das häßliche Zaubererhaupt erblickte. Es schauderte allen Menschen, denn es

war erschrecklich anzusehen; aber die Prinzessin saß gerade da wie ein Steinbild und konnte nicht ein einziges Wort sagen. Endlich erhob sie sich und reichte Johannes die Hand, denn er hatte ja richtig gerathen. Sie sah weder auf den Einen, noch auf den Andern, sondern seufzte ganz laut: „Nun bist Du mein Herr! Diesen Abend wollen wir Hochzeit halten!"

„Das gefällt mir!" sagte der alte König. „So will ich es haben!" Alle Leute riefen Hurrah, die Wachtparade machte Musik in den Straßen, die Glocken läuteten, und die Kuchenfrauen nahmen den schwarzen Flor von ihren Zuckermännern, denn nun herrschte Freude. Drei ganze gebratene Ochsen, mit Enten und Hühnern gefüllt, wurden mitten auf den Markt gesetzt; Jeder konnte sich ein Stück abschneiden; in den Wasserkünsten sprudelte der schönste Wein, und kaufte man eine Schillingsbrezel beim Bäcker, so bekam man sechs große Zwieback als Zugabe, und den Zwieback mit Rosinen darin.

Am Abend war die ganze Stadt erleuchtet; die Soldaten schossen mit Kanonen, die Knaben mit Knallerbsen; und es wurde gegessen und getrunken, angestoßen und gesprungen oben im Schlosse. Alle die vornehmen Herren und schönen Fräulein tanzten mit einander; man konnte in weiter Ferne hören, wie sie sangen:

Hier sind viele hübsche Mädchen,
Die gern tanzen rund herum,
Drehen sich wie Spinnerädchen;
Hübsches Mädchen, schwenk' Dich um.
Tanzt und springet immer zu,
Bis die Sohle fällt vom Schuh.

Aber die Prinzessin war ja noch eine Hexe und mochte Johannes gar nicht leiden. Das fiel dem Reisekameraden ein, und deshalb gab er Johannes drei Federn aus den Schwanenflügeln und eine kleine

Flasche mit einigen Tropfen darin, und sagte ihm dann, daß er ein großes Faß mit Wasser gefüllt vor das Bett der Prinzessin setzen lassen solle; und wenn die Prinzessin hineinsteigen wolle, solle er ihr einen kleinen Stoß geben, sodaß sie in das Wasser hinunterfalle, wo er sie drei Mal untertauchen müsse, nachdem er vorher die Federn und die Tropfen hineingeschüttet habe: dann würde sie ihre Zauberei verlieren und ihn recht lieb haben.

Johannes that Alles, was der Reisekamerad ihm gerathen hatte. Die Prinzessin schrie ganz laut, indem er sie unter das Wasser tauchte, und zappelte ihm unter den Händen als ein großer kohlschwarzer Schwan mit funkelnden Augen. Als sie das zweite Mal wieder über das Wasser heraufkam, war der Schwan weiß bis auf einen schwarzen Ring um den Hals. Johannes betete fromm zu Gott und ließ das Wasser das dritte Mal über den Vogel zusammenschlagen, und in demselben Augenblicke wurde dieser in die schönste Prinzessin verwandelt. Sie war noch schöner als zuvor, und dankte ihm mit Thränen in ihren herrlichen Augen, daß er ihre Bezauberung gehoben habe.

Am nächsten Morgen kam der alte König mit seinem ganzen Hofstaate, und da gab es ein Gratuliren bis spät in den Tag hinein. Zu allerletzt kam der Reisekamerad; er hatte seinen Stock in der Hand und das Ränzel auf dem Rücken. Johannes küßte ihn viele Male und sagte, er dürfe nicht fortreisen, er solle bei ihm bleiben, denn er wäre ja die Ursache seines ganzen Glückes. Aber der Reisekamerad schüttelte mit dem Kopfe und sagte so mild und freundlich: „Nein, nun ist meine Zeit um. Ich habe nur meine Schuld bezahlt. Erinnerst Du Dich des todten Mannes, dem die bösen Menschen Uebles thun wollten? Du gabst Alles, was Du besaßest, damit er Ruhe in seinem Grabe haben könnte. Der Todte bin ich!"

In demselben Augenblicke war er verschwunden. —

Die Hochzeit währte nun einen ganzen Monat. Johannes und die Prinzessin liebten einander innig, und der alte König erlebte manche frohe Tage und ließ ihre kleinen Kinderchen auf seinen Knieen reiten und mit seinem Scepter spielen. Aber Johannes ward König über das ganze Land.





Die Nachtigall.

In China, weißt Du wohl, ist der Kaiser ein Chinese, und Alle, die er um sich hat, sind auch Chinesen. Es ist nun viele Jahre her, aber gerade deshalb ist es werth, die Geschichte zu hören, ehe sie vergessen wird! Des Kaisers Schloß war das prächtigste der Welt: ganz und gar von feinem Porzellan, so kostbar, aber so spröde, so mißlich, daran zu rühren, daß man sich ordentlich in Acht nehmen mußte. Im Garten sah man die wunderlichsten Blumen und an die allerprächtigsten waren Silberglocken gebunden, welche erklangen, damit man nicht vorbeigehen möchte, ohne die Blumen zu bemerken. Ja, Alles war in des Kaisers Garten so ausspeculirt. Und er erstreckte

sich so weit, daß der Gärtner selbst das Ende desselben nicht kannte. Ging man immer weiter, so kam man in den herrlichsten Wald mit hohen Bäumen und tiefen Seen. Der Wald ging gerade hinunter bis zum Meer, welches blau und tief war; große Schiffe konnten bis unter die Zweige hinsegeln, und in diesen wohnte eine Nachtigall, die so herrlich sang, daß selbst der arme Fischer, der so viel Anderes zu thun hatte, still hielt und horchte, wenn er des Nachts ausgefahren war, um das Fischnetz aufzuziehen, und dann die Nachtigall hörte. „Ach Gott, wie ist das schön!“ sagte er; aber dann mußte er auf seine Sachen Acht geben und vergaß den Vogel. Doch wenn dieser in der nächsten Nacht wieder sang und der Fischer dorthin kam, sagte er dasselbe: „Ach Gott, wie ist das doch schön!“

Aus allen Ländern der Welt kamen Reisende nach der Stadt des Kaisers und bewunderten dieselbe, das Schloß und den Garten. Doch wenn sie die Nachtigall zu hören bekamen, sagten sie alle: „Das ist doch das Beste!“

Und die Reisenden erzählten davon, wenn sie nach Hause kamen; und die Gelehrten schrieben viele Bücher über die Stadt, das Schloß und den Garten. Aber auch die Nachtigall vergaßen sie nicht; die wurde am höchsten gestellt; und Die, welche dichten konnten, schrieben die herrlichsten Gedichte über die Nachtigall im Walde bei dem tiefen See.

Die Bücher durchliefen die Welt, und einige kamen dann auch einmal zum Kaiser. Er saß in seinem goldenen Stuhle und las und las; jeden Augenblick nickte er mit dem Kopfe, denn es freute ihn, die prächtigen Beschreibungen der Stadt, des Schlosses und des Gartens zu vernehmen. „Aber die Nachtigall ist doch das Allerbeste!“ stand da geschrieben.

„Was ist das?“ sagte der Kaiser. „Die Nachtigall kenne ich ja

gar nicht! Ist ein solcher Vogel hier in meinem Kaiserreiche und sogar in meinem Garten? Das habe ich nie gehört! So etwas soll man erst aus Büchern erfahren?"

Und dann rief er seinen Cavalier: der war so vornehm, daß wenn Jemand, der geringer als er war, mit ihm zu sprechen oder ihn um etwas zu fragen wagte, er weiter nichts erwiderte, als: „P!" und das hat nichts zu bedeuten.

„Hier soll ja ein höchst merkwürdiger Vogel sein, welcher Nachtigall genannt wird!" sagte der Kaiser. „Man sagt, dies sei das Allerbeste in meinem großen Reiche. Weshalb hat man mir nie etwas davon gesagt?"

„Ich habe ihn früher nie nennen hören!" sagte der Cavalier. „Er ist nie bei Hofe vorgestellt worden!" —

„Ich will, daß er heute Abend herkommen und vor mir singen soll!" sagte der Kaiser. „Die ganze Welt weiß, was ich habe, und ich weiß es nicht!"

„Ich habe ihn früher nie nennen hören!" sagte der Cavalier. „Ich werde ihn suchen, ich werde ihn finden!" —

Aber wo war der zu finden? Der Cavalier lief alle Treppen auf und nieder, durch Säle und Gänge, aber Keiner von allen Denen, auf die er traf, hatte von der Nachtigall sprechen hören. Und der Cavalier lief wieder zum Kaiser und sagte, daß es sicher eine Fabel von Denen sein müßte, die da Bücher schrieben. „Dero Kaiserliche Majestät können gar nicht glauben, was Alles geschrieben wird! Das sind Erdichtungen und etwas, was man die schwarze Kunst nennt."

„Aber das Buch, in dem ich dieses gelesen habe," sagte der Kaiser, „ist mir von dem großmächtigen Kaiser von Japan gesandt, und es kann also keine Unwahrheit sein. Ich will die Nachtigall hören! Sie muß heute Abend hier sein. Sie hat meine höchste Gnade! Und

kommt sie nicht, so soll der ganze Hof auf den Leib getrampelt werden, wenn er Abendbrod gegessen hat!"

„Tsing-pe!" sagte der Cavalier und lief wieder alle Treppen auf und nieder, durch alle Säle und Gänge; und der halbe Hof lief mit, denn sie wollten nicht gern auf den Leib getrampelt werden. Da gab es ein Fragen nach der merkwürdigen Nachtigall, welche die ganze Welt kannte, nur Niemand bei Hofe.

Endlich trafen sie ein kleines, armes Mädchen in der Küche. Die sagte: „O Gott, die Nachtigall, die kenne ich gut; ja, wie kann die singen! Jeden Abend habe ich Erlaubniß, meiner armen, kranken Mutter Ueberbleibsel vom Tische mit nach Hause zu bringen; sie wohnt unten am Strande, und wenn ich zurückgehe, müde bin und im Walde ausruhe, dann höre ich die Nachtigall singen! Es kommt mir dabei das Wasser in die Augen, und es ist gerade, als ob meine Mutter mich küßte!"

„Kleine Köchin!" sagte der Cavalier, „ich werde Dir eine feste Anstellung in der Küche und die Erlaubniß, den Kaiser speisen zu sehen, verschaffen, wenn Du uns zur Nachtigall führen kannst, denn sie ist zu heut Abend angesagt."

Und so zogen sie Alle hinaus in den Wald, wo die Nachtigall zu singen pflegte; der halbe Hof war mit. Als sie im besten Zuge waren, fing eine Kuh zu brüllen an.

„O!" sagten die Hofjunker, „nun haben wir sie! Das ist doch eine merkwürdige Kraft in einem so kleinen Thiere! Die habe ich sicher schon früher gehört!"

„Nein, das sind Kühe, welche brüllen!" sagte die kleine Köchin. „Wir sind noch weit von dem Orte entfernt!"

Nun quakten die Frösche im Sumpfe.

„Herrlich!“ sagte der chinesische Hofprediger. „Nun höre ich sie; es klingt gerade wie kleine Kirchenglocken.“

„Nein, das sind Frösche!“ sagte die kleine Köchin. „Aber nun denke ich, werden wir sie bald hören!“

Da begann die Nachtigall zu singen.

„Das ist sie!“ sagte das kleine Mädchen. „Hört! hört! Und da sitzt sie!“ Und sie zeigte nach einem kleinen, grauen Vogel oben in den Zweigen.

„Ist es möglich!“ sagte der Cavalier. „So hätte ich sie mir nimmer gedacht! Wie sie simpel aussieht! Sie hat sicher ihre Farbe darüber verloren, daß sie so viele vornehme Menschen um sich erblickt!“

„Kleine Nachtigall!“ rief die kleine Köchin ganz laut; „unser gnädigster Kaiser wünscht, daß Sie vor ihm singen möchten!“

„Mit dem größten Vergnügen!“ sagte die Nachtigall und sang dann, daß es eine Lust war.

„Es klingt gerade wie Glasglocken!“ sagte der Cavalier. „Und seht die kleine Kehle, wie sie arbeitet! Es ist merkwürdig, daß wir sie früher nie gehört haben! Sie wird großen Succès bei Hofe machen!“

„Soll ich noch einmal vor dem Kaiser singen?“ fragte die Nachtigall, welche glaubte, der Kaiser sei auch da.

„Meine vortreffliche, kleine Nachtigall!“ sagte der Cavalier, „ich habe die große Freude, Sie zu einem Hoffeste heute Abend einzuladen, wo Sie Dero hohe kaiserliche Gnaden mit ihrem scharmanten Gesang bezaubern werden!“

„Der nimmt sich am besten im Grünen aus!“ sagte die Nachtigall; aber sie kam doch gerne mit, als sie hörte, daß es der Kaiser wünschte.

Auf dem Schlosse war ordentlich aufgeputzt. Die Wände und der Fußboden, welche von Porzellan waren, glänzten im Strahle vieler Tausend Goldlampen; die prächtigsten Blumen, welche recht klingeln konnten, waren in den Gängen aufgestellt. Das war ein Laufen und ein Zugwind, und alle Glocken klingelten so, daß man sein eigenes Wort nicht hören konnte.

Mitten in dem großen Saal, wo der Kaiser saß, war ein goldener Stecken hingestellt, und auf dem sollte die Nachtigall sitzen. Der ganze Hof war da, und die kleine Köchin hatte die Erlaubniß erhalten, hinter der Thür zu stehen, da sie nun den Titel einer wirklichen Hofköchin bekommen hatte. Alle waren in ihrem größten Putz, und Alle sahen nach dem kleinen grauen Vogel, dem der Kaiser zunickte.

Und die Nachtigall sang so herrlich, daß dem Kaiser die Thränen in die Augen traten. Die Thränen liefen ihm über die Wangen hernieder, und da sang die Nachtigall noch schöner: das ging recht zu Herzen. Und der Kaiser war so froh, und er sagte, daß die Nachtigall seinen goldenen Pantoffel um den Hals zu tragen haben solle. Aber die Nachtigall dankte: sie habe schon Belohnung genug erhalten.

„Ich habe Thränen in des Kaisers Augen gesehen, das ist mir der reichste Schatz! Eines Kaisers Thränen haben eine besondere Kraft! Gott weiß es, ich bin genug belohnt!" Und darauf sang sie wieder mit ihrer süßen, herrlichen Stimme.

„Das ist die liebenswürdigste Koketterie, die ich kenne!" sagten die Damen ringsherum, und dann nahmen sie Wasser in den Mund, um zu klucken, wenn Jemand mit ihnen spräche. Sie glaubten, dann auch Nachtigallen zu sein. Ja, die Lakaien und Kammermädchen ließen melden, daß auch sie zufrieden seien; und das will viel sagen, denn

die sind am schwersten zu befriedigen. Kurz, die Nachtigall machte wahrlich Glück.

Sie sollte nun bei Hofe bleiben, ihren eigenen Bauer sammt der Freiheit haben, zwei Mal des Tages und ein Mal des Nachts herauszuspazieren. Sie bekam dann zwölf Diener mit, welche ihr alle ein Seidenband um das Bein geschlungen hatten, an dem sie sie recht festhielten. Es war durchaus kein Vergnügen bei einem solchen Ausflug.

Die ganze Stadt sprach von dem merkwürdigen Vogel, und begegneten sich Zwei, so sagte der Eine nichts Anderes als: „Nacht!" — und der Andere sagte: „gall!" *) Und dann seufzten sie und verstanden einander. Ja, elf Hökerkinder wurden nach ihr benannt; aber nicht eins von ihnen hatte einen Ton in der Kehle.

Eines Tages erhielt der Kaiser ein großes Packet, auf dem geschrieben stand: „Die Nachtigall."

„Da haben wir nun ein neues Buch über unsern berühmten Vogel!" sagte der Kaiser. Aber es war kein Buch, sondern ein kleines Kunstwerk, welches in einer Schachtel lag: eine künstliche Nachtigall, die der lebenden gleichen sollte, allein überall mit Diamanten, Rubinen und Saphiren besetzt war. Sobald man den Kunstvogel aufzog, konnte er eins der Stücke, die der wirkliche sang, singen; und dann bewegte sich der Schweif auf und nieder, und glänzte von Silber und Gold. Um den Hals hing ein kleines Band, und darauf stand geschrieben: „Des Kaisers von Japan Nachtigall ist arm gegen die des Kaisers von China."

---

*) Ist im Original doppelsinnig, da im Dänischen „gall" verrückt heißt.

„Das ist herrlich!“ sagten sie Alle; und der, welcher den künstlichen Vogel gebracht hatte, erhielt sogleich den Titel: Kaiserlicher Ober-Nachtigallbringer.

„Nun müssen sie zusammen singen: was wird das für ein Duett werden!“

Und so mußten sie zusammen singen; aber es wollte nicht recht gehen, denn die wirkliche Nachtigall sang auf ihre Weise und der Kunstvogel ging auf Walzen. „Der hat keine Schuld,“ sagte der Spielmeister; „der ist besonders taktfest und ganz nach meiner Schule!“ Nun sollte der Kunstvogel allein singen. Er machte eben so viel Glück als der wirkliche, und dann war er ja so viel niedlicher anzusehen: er glänzte wie Armbänder und Busennadeln.

Dreiunddreißig Mal sang er ein und dasselbe Stück und war doch nicht müde. Die Leute hätten ihn gern wieder von vorn gehört, aber der Kaiser meinte, daß nun auch die lebendige Nachtigall etwas singen solle. — — Aber wo war die? Niemand hatte bemerkt, daß sie aus dem offenen Fenster zu ihren grünen Wäldern fortgeflogen war.

„Aber was ist denn das!“ sagte der Kaiser. Und alle Hofleute schalten und meinten, daß die Nachtigall ein höchst undankbares Thier sei. „Den besten Vogel haben wir doch!“ sagten sie; und so mußte denn der Kunstvogel wieder singen, und das war das vierunddreißigste Mal, daß sie dasselbe Stück zu hören bekamen. Aber sie konnten es noch nicht ganz auswendig, denn es war schwer. Und der Spielmeister lobte den Vogel so außerordentlich; ja, er versicherte, daß er besser als eine wirkliche Nachtigall sei, nicht nur was die Kleider und die vielen herrlichen Diamanten beträfe, sondern auch innerlich.

„Denn sehen Sie, meine Herrschaften, der Kaiser vor Allen! Bei der wirklichen Nachtigall kann man nie berechnen, was da kom-

men wird; aber bei dem Kunstvogel ist Alles bestimmt! Man kann es erklären, man kann ihn aufmachen und das menschliche Denken zeigen, wie die Walzen liegen, wie sie gehen, und wie das Eine aus dem Andern folgt!"

„Das sind ganz meine Gedanken!" sagten sie Alle, und der Spielmeister erhielt die Erlaubniß, am nächsten Sonntag den Vogel dem Volke vorzuzeigen. Es sollte ihn auch singen hören, befahl der Kaiser. Und es hörte ihn; und es wurde so vergnügt, als ob es sich in Thee berauscht hätte, denn das ist so ganz chinesisch; und da sagten Alle: „Oh!" und hielten den Zeigefinger in die Höhe und nickten dazu. Aber die armen Fischer, welche die wirkliche Nachtigall gehört hatten, sagten: „Es klingt hübsch genug; die Melodien gleichen sich auch; aber es fehlt Etwas, ich weiß nicht was!"

Die wirkliche Nachtigall ward aus dem Lande und Reiche verwiesen.

Der Kunstvogel hatte seinen Platz auf einem Seidenkissen dicht bei des Kaisers Bett; alle die Geschenke, welche er erhalten, Gold und Edelsteine, lagen rings um ihn her, und im Titel war er zu einem „Hochkaiserlichen Nachttisch-Sänger" gestiegen, im Range bis Numero Eins zur linken Seite. Denn der Kaiser rechnete die Seite für die vornehmste, auf der das Herz saß, und das Herz sitzt auch bei einem Kaiser links. Und der Spielmeister schrieb ein Werk von fünfundzwanzig Bänden über den Kunstvogel; das war so gelehrt und so lang, voll von den allerschwersten chinesischen Wörtern, daß alle Leute sagten, sie hätten es gelesen und verstanden, denn sonst wären sie ja dumm gewesen und wären auf den Leib getrampelt worden.

So ging es ein ganzes Jahr. Der Kaiser, der Hof und alle die andern Chinesen konnten jeden kleinen Kluck in des Kunstvogels Gesang auswendig. Aber gerade deshalb gefiel er ihnen jetzt am aller-

besten; sie konnten selbst mitsingen, und das thaten sie. Die Straßenbuben sangen: „Zizizi! Kluckkluckkluck!“ und der Kaiser sang es ebenfalls. Ja, das war gewiß prächtig!

Aber eines Abends, als der Kunstvogel am besten sang, und der Kaiser im Bett lag und darauf hörte, sagte es inwendig im Vogel „Schwupp“. Da sprang Etwas! „Schnurrrr!“ alle Räder liefen herum, und dann stand die Musik still.

Der Kaiser sprang gleich aus dem Bette und ließ seinen Leibarzt rufen; aber was konnte der helfen! Dann ließen sie den Uhrmacher holen, und nach vielem Sprechen und Nachsehen bekam er den Vogel etwas in Ordnung; aber er sagte, daß er sehr geschont werden müsse, denn die Zapfen seien abgenutzt, und es wäre unmöglich, neue so einzusetzen, daß die Musik sicher ginge. Das war nun eine große Trauer! Nur einmal des Jahres durfte man den Kunstvogel singen lassen, und das war fast schon zu viel. Aber dann hielt der Spielmeister eine kleine Rede mit den schweren Worten und sagte, daß es eben so gut sei wie früher; und dann war es eben so gut wie früher.

Nun waren fünf Jahre vergangen, und das ganze Land bekam eine wirklich große Trauer. Die Chinesen hielten im Grunde alle auf ihren Kaiser, und jetzt war er krank und konnte nicht mehr leben, sagte man. Schon war ein neuer Kaiser gewählt, und das Volk stand draußen auf der Straße und fragte den Cavalier, wie es ihrem alten Kaiser ginge.

„P!“ sagte er und schüttelte mit dem Kopfe.

Kalt und bleich lag der Kaiser in seinem großen, prächtigen Bette; der ganze Hof glaubte ihn todt, und ein Jeder von ihnen lief hin, den neuen Kaiser zu begrüßen. Die Kammerdiener liefen hinaus, um darüber zu schwatzen, und die Kammermädchen hatten große Kaffee-

gesellschaft. Ringsumher in allen Sälen und Gängen war Tuch gelegt, damit man Niemand gehen hören könnte, und deshalb war es da so still, so still! Aber der Kaiser war noch nicht todt; steif und bleich lag er in dem prächtigen Bette mit den langen Sammetgardinen und den schweren Goldquasten; hoch oben stand ein Fenster auf, und der Mond schien herein auf den Kaiser und den Kunstvogel.

Der arme Kaiser konnte kaum athmen; es war gerade, als ob etwas auf seiner Brust säße; er schlug die Augen auf, und da sah er, daß es der Tod sei, der auf seiner Brust saß und sich seine goldene Krone aufgesetzt hatte und in der einen Hand des Kaisers goldenen Säbel, in der andern seine prächtige Fahne hielt. Und ringsumher aus den Falten der großen sammetnen Bettgardinen sahen wunderliche Köpfe hervor: einige ganz häßlich, andere so lieblich und mild. Das waren alle des Kaisers böse und gute Thaten, welche ihn anblickten, jetzt da der Tod ihm auf dem Herzen saß.

„Entsinnest Du Dich dieses?" flüsterte Einer nach dem Andern. „Erinnerst Du Dich dessen?" Und dann erzählten sie ihm so viel, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann.

„Das habe ich nie gewußt!" sagte der Kaiser. „Musik! Musik! Die große chinesische Trommel!" rief er; „damit ich nicht Alles zu hören brauche, was sie sagen!"

Und sie fuhren fort, und der Tod nickte wie ein Chinese zu Allem, was gesagt wurde.

„Musik! Musik!" schrie der Kaiser. „Du kleiner herrlicher Goldvogel! Singe doch, singe! Ich habe Dir ja Gold und Kostbarkeiten gegeben; ich habe Dir selbst meinen goldenen Pantoffel um den Hals gehängt: singe doch, singe!"

Aber der Vogel stand still; es war Niemand da, ihn aufzuziehen,

und sonst sang er nicht. Aber der Tod fuhr fort, den Kaiser mit seinen großen, leeren Augenhöhlen anzustarren; und es war so stille, so erschrecklich stille!

Da klang auf einmal vom Fenster her der herrlichste Gesang: es war die kleine, lebendige Nachtigall, welche auf einem Zweige draußen saß. Sie hatte von der Noth ihres Kaisers gehört und war deshalb gekommen, ihm Trost und Hoffnung zu singen. Und wie sie sang, wurden die Gespenster immer bleicher und bleicher; das Blut kam immer rascher und rascher in des Kaisers schwachen Gliedern in Bewegung, und selbst der Tod horchte und sagte: „Fahre fort, kleine Nachtigall! Fahre fort!"

„Ja, willst Du mir den prächtigen goldenen Säbel geben? Willst Du mir die reiche Fahne geben? Willst Du mir des Kaisers Krone geben?"

Und der Tod gab jedes Kleinod für einen Gesang; und die Nachtigall fuhr noch fort zu singen; und sie sang von dem stillen Gottesacker, wo die weißen Rosen wachsen, wo der Flieder duftet, und wo das frische Gras von den Thränen der Ueberlebenden befeuchtet wird. Da bekam der Tod Sehnsucht nach seinem Garten und schwebte wie ein kalter, weißer Nebel aus dem Fenster.

„Dank, Dank!" sagte der Kaiser, „Du himmlischer kleiner Vogel! Ich kenne Dich wohl! Dich habe ich aus meinem Lande und Reiche gejagt! Und doch hast Du die bösen Gesichter von meinem Bette weggesungen, den Tod von meinem Herzen weggeschafft! Wie kann ich Dir lohnen?"

„Du hast mich belohnt!" sagte die Nachtigall. „Ich habe Deinen Augen Thränen entlockt, als ich das erste Mal sang: das vergesse ich nie! Das sind die Juwelen, die ein Sängerherz erfreuen! —

Aber schlafe nun und werde frisch und stark! Ich werde Dir vorsingen!"

Und sie sang — und der Kaiser fiel in einen süßen Schlummer. Ach, so mild und wohlthuend war der Schlaf!

Die Sonne schien durch die Fenster zu ihm herein, als er gestärkt und gesund erwachte. Keiner von seinen Dienern war noch zurückgekehrt, denn sie glaubten, er sei todt; aber die Nachtigall saß noch und sang.

„Immer mußt Du bei mir bleiben!" sagte der Kaiser. „Du sollst nur singen, wenn Du selbst willst, und den Kunstvogel schlage ich in tausend Stücke."

„Thue das nicht!" sagte die Nachtigall. „Der hat ja das Gute gethan, so lange er konnte! Behalte ihn wie bisher! Ich kann im Schlosse nicht mein Nest bauen und wohnen; aber laß mich kommen, wenn ich selbst Lust habe: da will ich des Abends auf dem Zweige dort beim Fenster sitzen und Dir vorsingen, damit Du froh werden könnest und gedankenvoll zugleich! Ich werde von den Glücklichen singen und von Denen, die da leiden! Ich werde vom Bösen und vom Guten singen, was rings um Dich her Dir verborgen bleibt! Der kleine Singvogel fliegt weit herum zu dem armen Fischer, zu des Landmanns Dach, zu Jedem, der weit von Dir und Deinem Hofe entfernt ist! Ich liebe Dein Herz mehr als Deine Krone, und doch hat die Krone einen Duft von etwas Heiligem um sich! — Ich komme, ich singe Dir vor! — Aber Eins mußt Du mir versprechen!"

„Alles!" sagte der Kaiser und stand da in seiner kaiserlichen Tracht, die er selbst angelegt hatte, und drückte den Säbel, welcher schwer von Gold war, an sein Herz.

„Um Eins bitte ich Dich! Erzähle Niemand, daß Du einen kleinen Vogel hast, der Dir Alles sagt: dann wird es noch besser gehen!"

Und so flog die Nachtigall fort.

Die Diener kamen herein, um nach ihrem todten Kaiser zu sehen — — ja, da standen sie, und der Kaiser sagte: „Guten Morgen!"





Der fliegende Koffer.

Es war einmal ein Kaufmann, der war so reich, daß er die ganze Straße und fast noch eine kleine Gasse dazu mit Silbergeld pflastern konnte; aber das that er nicht; er wußte sein Geld anders anzuwenden. Und gab er einen Schilling aus, so bekam er einen Thaler wieder: ein so kluger Kaufmann war er — bis er starb.

Der Sohn bekam nun all dieses Geld, und der lebte lustig, ging jede Nacht zur Maskerade, machte Papierdrachen aus Thalerscheinen und warf Fitschen auf der See mit Goldstücken, anstatt mit einem Steine. Auf diese Weise konnte das Geld schon alle werden, und das wurde es. Zuletzt besaß er nicht mehr als vier Schillinge, und hatte keine andern Kleider als ein Paar Pantoffeln und einen alten Schlafrock. Nun kümmerten sich seine Freunde nicht mehr um ihn,

da sie ja nicht zusammen auf die Straße gehen konnten; aber einer von ihnen, der gutmüthig war, sandte ihm einen alten Koffer, mit der Bemerkung: „Packe ein!" Ja, das war nun recht schön, aber er hatte nichts einzupacken; darum setzte er sich selbst in den Koffer.

Das war ein merkwürdiger Koffer. Sobald man an das Schloß drückte, konnte der Koffer fliegen. Er drückte und wips! flog er mit ihm durch den Schornstein hoch über die Wolken hinauf, weiter und weiter fort. So oft aber der Boden ein wenig knackte, war er gar sehr in Angst, daß der Koffer in Stücke gehen möchte, denn alsdann hätte er einen ganz tüchtigen Purzelbaum gemacht — Gott bewahre uns! Auf solche Weise kam er nach dem Lande der Türken. Den Koffer verbarg er im Walde unter den verdorrten Blättern und ging dann in die Stadt hinein. Das konnte er auch ganz gut, denn bei den Türken gingen ja Alle so, wie er: in Schlafrock und Pantoffeln. Da begegnete er einer Amme mit einem kleinen Kinde. „Höre, Du Türkenamme," sagte er; „was ist das für ein großes Schloß hier dicht bei der Stadt, wo die Fenster so hoch sitzen?"

„Da wohnt die Tochter des Königs!" erwiderte sie. „Es ist prophezeit, daß sie über einen Geliebten sehr unglücklich werden würde, und deshalb darf Niemand zu ihr kommen, wenn nicht der König und die Königin mit dabei sind!"

„Ich danke!" sagte der Kaufmannssohn, und so ging er hinaus in den Wald, setzte sich in seinen Koffer, flog auf das Dach und kroch durch das Fenster zur Prinzessin hinein.

Sie lag auf dem Sopha und schlief; sie war so schön, daß der Kaufmannssohn sie küssen mußte. Da erwachte sie und erschrak ge-

waltig; aber er sagte, er sei der Türkengott, der durch die Luft zu ihr heruntergekommen wäre, und das gefiel ihr.

So saßen sie nebeneinander, und er erzählte ihr Geschichten von ihren Augen: das wären die herrlichsten, dunkeln Seen, und da schwämmen die Gedanken gleich Meerweibchen. Und er erzählte von ihrer Stirn; die wäre ein Schneeberg mit den prächtigsten Sälen und Bildern. Und er erzählte vom Storch, der die lieblichen kleinen Kinder bringt.

Ja, das waren schöne Geschichten! Dann freiete er um die Prinzessin, und sie sagte gleich ja!

„Aber Sie müssen am Sonnabend herkommen!" sagte sie. „Da sind der König und die Königin bei mir zum Thee! Sie werden sehr stolz darauf sein, daß ich den Türkengott bekomme. Aber sehen Sie zu, daß Sie ein recht hübsches Märchen wissen, denn das lieben meine Eltern ganz außerordentlich. Meine Mutter will es moralisch und vornehm, und mein Vater belustigend haben, sodaß man lachen kann!"

„Ja, ich bringe keine andere Morgengabe, als ein Märchen!" sagte er, und so schieden sie. Aber die Prinzessin gab ihm einen Säbel, der war mit Goldstücken besetzt, und die konnte er gerade gebrauchen.

Nun flog er fort, kaufte sich einen neuen Schlafrock und saß dann draußen im Walde und dichtete ein Märchen: das sollte bis zum Sonnabend fertig sein, und es ist doch nicht so leicht.

Er wurde fertig damit, und da war es Sonnabend.

Der König, die Königin und der ganze Hof warteten mit dem Thee bei der Prinzessin. Er wurde sehr nett empfangen!

„Wollen Sie uns nun ein Märchen erzählen?“ fragte die Königin, „eins, das tiefsinnig und belehrend ist?“

„Aber worüber man doch lachen kann!“ sagte der König.

„Ja wohl!“ erwiderte er und erzählte; da muß man nun gut aufpassen.

„„Es war einmal ein Bund Schwefelhölzer, die waren so außerordentlich stolz auf ihre hohe Herkunft! Ihr Stammbaum, das heißt: die große Fichte, wovon sie jedes ein kleines Hölzchen waren, war ein großer alter Baum im Walde gewesen. Die Schwefelhölzer lagen nun in der Mitte zwischen einem Feuerzeuge und einem alten eisernen Topfe, und diese erzählten von ihrer Jugend. „Ja, als wir auf dem grünen Zweige waren,“ sagten sie, „da waren wir wirklich auf dem grünen Zweige! Jeden Morgen und Abend gab es Diamantthee, das war der Thau; den ganzen Tag hatten wir Sonnenschein, wenn die Sonne schien, und alle die kleinen Vögel mußten Geschichten erzählen. Wir konnten wohl merken, daß wir auch reich waren, denn die Laubbäume waren nur im Sommer bekleidet, aber unsere Familie hatte Mittel zu grünen Kleidern sowohl im Sommer wie im Winter. Doch da kam der Holzhauer, das war die große Revolution, und unsere Familie wurde zersplittert. Der Stammherr erhielt eine Stelle als Hauptmast auf einem prächtigen Schiffe, welches die Welt umsegeln konnte, wenn es wollte; die andern Zweige kamen nach andern Orten, und wir haben nun das Amt, der niedrigen Menge das Licht anzuzünden. Deshalb sind wir vornehme Leute hierher in die Küche gekommen.“

„Mein Schicksal gestaltete sich auf eine andere Weise!“ sagte der eiserne Topf, neben welchem die Schwefelhölzer lagen. „Von Anfang an, seit ich in die Welt kam, bin ich viele Mal gescheuert und

gekocht worden! Ich sorge für das Solide und bin der Erste hier im Hause. Meine einzige Freude ist, so nach Tisch rein und nett an meinem Platze zu liegen und ein vernünftiges Gespräch mit meinen Kameraden zu führen. Doch wenn ich den Wassereimer ausnehme, der hin und wieder einmal nach dem Hof hinunterkommt, so leben wir immer innerhalb unserer vier Wände. Unser einziger Neuigkeitsbote ist der Marktkorb, aber der spricht so unruhig über die Regierung und das Volk; ja, neulich war da ein alter Topf, der vor Schreck darüber niederfiel und sich in Stücke schlug. Der ist liberal, sage ich Euch!"

„Nun sprichst Du zu viel!" fiel das Feuerzeug ein, und der Stahl schlug gegen den Feuerstein, daß es sprühte. „Wollen wir uns nicht einen lustigen Abend machen?"

„Ja, laßt uns davon sprechen, wer der Vornehmste ist!" sagten die Schwefelhölzer.

„Nein, ich liebe es nicht, von mir selbst zu reden," wendete der Topf ein. „Laßt uns eine Abendunterhaltung veranstalten! Ich werde anfangen. Wir werden etwas erzählen, was ein Jeder erlebt hat; da kann man sich so leicht darein finden, und es ist so erfreulich. An der Ostsee bei den dänischen Buchen —"

„Das ist ein hübscher Anfang!" sagten alle Teller. „Das wird sicher eine Geschichte, die uns gefällt."

„Ja, da verlebte ich meine Jugend bei einer stillen Familie; die Möbeln wurden gebohnt, der Fußboden gescheuert, und alle vierzehn Tage wurden reine Gardinen aufgehängt!"

„Wie Sie doch so interessant erzählen!" sagte der Kehrbesen. „Man kann gleich hören, daß ein Mann erzählt, der viel mit Frauen in Berührung gekommen ist; es geht so etwas Reines hindurch!"

„Ja, das fühlt man!“ sagte der Wassereimer und machte vor Freuden einen kleinen Sprung, sodaß es auf dem Fußboden klatschte.

Und der Topf fuhr fort, zu erzählen und das Ende war ebenso gut, als der Anfang.

Alle Teller klapperten vor Freude, und der Kehrbesen zog grüne Petersilie aus dem Sandloche und bekränzte den Topf, denn er wußte, daß es die Andern ärgern würde. „Bekränze ich ihn heute,“ dachte er, „so bekränzt er mich morgen.“

„Nun will ich tanzen!“ sagte die Feuerzange und tanzte. Gott bewahre uns, wie konnte sie das eine Bein in die Höhe strecken! Der alte Stuhlüberzug dort im Winkel platzte, als er es sah! „Werde ich nun auch bekränzt?“ fragte die Feuerzange, und sie wurde es.

„Das ist doch nur Pöbel!“ dachten die Schwefelhölzer.

Nun sollte die Theemaschine singen; aber die sagte, sie habe sich erkältet, sie könne nicht singen, wenn sie nicht koche. Allein das war bloße Vornehmthuerei: sie wollte nicht singen, wenn sie nicht drinnen bei der Herrschaft auf dem Tische stand.

Im Fenster stak eine alte Gänsefeder, mit der das Mädchen zu schreiben pflegte. Es war nichts Bemerkenswerthes an ihr, außer daß sie gar zu tief in die Tinte getaucht worden. Aber darauf war sie stolz. „Will die Theemaschine nicht singen,“ sagte sie, „so kann sie es bleiben lassen! Draußen hängt eine Nachtigall im Käfig, die kann singen. Die hat zwar nichts gelernt, aber das wollen wir diesen Abend dahin gestellt sein lassen!“

„Ich finde es höchst unpassend,“ sagte der Theekessel — er war Küchensänger und Halbbruder der Theemaschine —, „daß ein solcher

fremder Vogel gehört werden soll! Ist das patriotisch? Der Marktkorb mag darüber richten!"

„Ich ärgere mich nur!" sagte der Marktkorb; „ich ärgere mich innerlich so, daß Niemand sich es denken kann! Ist das eine passende Art, den Abend hinzubringen? Würde es nicht vernünftiger sein, das Haus zurechtzusetzen? Ein Jeder müßte auf seinen Platz kommen, und ich würde das ganze Spiel leiten. Das würde etwas Anderes werden!"

„Ja, laßt uns Spektakel machen!" sagten Alle. Da ging die Thüre auf. Es war das Dienstmädchen, und da standen sie stille. Keiner muckste! Aber da war nicht ein einziger Topf, der nicht gewußt hätte, was er zu thun vermöge und wie vornehm er sei. „Ja, wenn ich gewollt hätte," dachte Jeder, „so hätte es ein recht lustiger Abend werden sollen!"

Das Dienstmädchen nahm die Schwefelhölzer und machte Feuer damit an. — Gott bewahr' uns, wie die sprühten und in Flammen geriethen!

„Nun kann doch Jeder," dachten sie, „sehen, daß wir die Ersten sind! Welchen Glanz haben wir! Welches Licht!" — Und damit waren sie verbrannt.""

„Das war ein herrliches Märchen!" sagte die Königin. „Ich fühlte mich so ganz in die Küche versetzt zu den Schwefelhölzern. Ja, nun sollst Du unsere Tochter haben."

„Ja wohl!" sagte der König; „Du sollst unsere Tochter am Montage haben!" Denn nun sagten sie „Du" zu ihm, da er zur Familie gehören sollte.

Die Hochzeit war nun bestimmt, und am Abend vorher wurde

die ganze Stadt illuminirt. Zwieback und Brezeln wurden unter das Volk geworfen; die Straßenbuben standen auf den Zehen, riefen Hurrah und pfiffen auf den Fingern; es war außerordentlich prachtvoll.

„Ja, ich werde wohl auch Etwas zum Besten geben müssen!" dachte der Kaufmannssohn. Und so kaufte er Raketen, Knallerbsen und alles Feuerwerk, was man erdenken konnte, legte es in seinen Koffer und flog damit in die Luft.

Rutsch, wie das ging und wie das puffte!

Alle Türken hüpften dabei in die Höhe, daß ihnen die Pantoffeln um die Ohren flogen; eine solche Lufterscheinung hatten sie noch nie gesehen. Nun konnten sie begreifen, daß es der Türkengott selbst war, der die Prinzessin haben sollte.

Sobald der Kaufmannssohn wieder mit seinem Koffer herunter in den Wald kam, dachte er: „Ich will doch in die Stadt hineingehen, um zu erfahren, wie es sich ausgenommen hat!" Und es war ganz natürlich, daß er Lust dazu hatte.

Nein, was doch die Leute erzählten! Ein Jeder, den er danach fragte, hatte es auf seine Weise gesehen; aber schön hatten es Alle gefunden.

„Ich sah den Türkengott selbst," sagte der Eine. „Er hatte Augen, wie glänzende Sterne, und einen Bart, wie schäumende Wasser!"

„Er flog in einem Feuermantel," sagte ein Anderer. „Die lieblichsten Engelskinder blickten aus den Falten hervor!"

Ja, das waren herrliche Sachen, die er hörte, und am folgenden Tage sollte er Hochzeit machen.

Nun ging er in den Wald zurück, um sich in seinen Koffer zu setzen — aber wo war der? Der Koffer war verbrannt. Ein Funken des Feuerwerks war zurückgeblieben, der hatte Feuer gefangen, und der Koffer lag in Asche. Er konnte nicht mehr fliegen, nicht mehr zu seiner Braut gelangen.

Sie stand den ganzen Tag auf dem Dache und wartete; sie wartet wahrscheinlich noch. Er aber durchwandert die Welt und erzählt Märchen, doch sind sie nicht mehr so lustig, wie das, welches er von den Schwefelhölzern erzählte.





Die wilden Schwäne.

Weit von hier, dort, wo die Schwalben hinfliegen, wenn wir Winter haben, wohnte ein König, der elf Söhne und eine Tochter, Elisa, hatte. Die elf Brüder waren Prinzen und gingen mit dem Stern auf der Brust und dem Säbel an der Seite in die Schule. Sie schrieben mit Diamantgriffeln auf Goldtafeln und lernten eben so gut auswendig, als sie lasen; man konnte gleich hören, daß sie Prinzen waren. Die Schwester Elisa saß auf einem kleinen Schemel von Spiegelglas und hatte ein Bilderbuch, welches für das halbe Königreich erkauft war.

O, die Kinder hatten es so gut; aber so sollte es nicht immer bleiben!

Ihr Vater, welcher König über das ganze Land war, verheirathete sich mit einer bösen Königin, die den armen Kindern gar nicht gut war. Schon am ersten Tage konnten sie es merken. Auf dem ganzen Schlosse war große Pracht, und da spielten die Kinder: Es kommt Besuch; aber statt daß sie, wie sonst, allen Kuchen und alle gebratenen Aepfel erhielten, die nur zu haben waren, gab sie ihnen blos Sand in einer Theetasse und sagte, sie könnten thun, als ob Dies etwas wäre.

Die Woche darauf brachte sie die kleine Schwester Elisa auf das Land zu einem Bauerpaare, und lange währte es nicht, da redete sie dem König so viel von den armen Prinzen vor, daß er sich gar nicht mehr um sie kümmerte.

„Fliegt hinaus in die Welt und ernährt Euch selbst!" sagte die böse Königin. „Fliegt, wie die großen Vögel ohne Stimme!" Aber sie konnte es doch nicht so schlimm machen, wie sie gern wollte; sie wurden elf herrliche wilde Schwäne. Mit einem sonderbaren Schrei flogen sie aus den Schloßfenstern hinaus über den Park und den Wald dahin.

Es war noch ganz früh am Morgen, als sie da vorbeikamen, wo die Schwester Elisa in der Stube des Landmanns lag und schlief. Hier schwebten sie über dem Dache, drehten ihre langen Hälse und schlugen dann mit den Flügeln; aber Niemand hörte oder sah es. Sie mußten wieder weiter, hoch gegen die Wolken empor, hinaus in die weite Welt; da flogen sie hin nach einem großen, dunkeln Walde, der sich bis an den Strand erstreckte.

Die arme, kleine Elisa stand in der Stube des Landmanns und spielte mit einem grünen Blatte; anderes Spielzeug hatte sie nicht. Und sie stach ein Loch in das Blatt, sah da hindurch gegen die Sonne empor, und da war es, als sähe sie ihrer Brüder klare Augen; und

jedesmal, wenn die warmen Sonnenstrahlen auf ihre Wangen schie-nen, gedachte sie aller ihrer Küsse.

Ein Tag verging ebenso wie der andere. Strich der Wind durch die großen Rosenhecken draußen vor dem Hause, so flüsterte er den Rosen zu: „Wer kann schöner sein als Ihr?“ Aber die Rosen schüttelten das Haupt und sagten: „Elisa ist es!“ Und saß die alte Frau am Sonntage vor der Thür und las in ihrem Gesangbuche, so wendete der Wind die Blätter um und sagte zu dem Buche: „Wer kann frömmer sein als Du?“ — „Elisa ist es!“ sagte das Gesang-buch. Und es war die reine Wahrheit, was die Rosen und das Ge-sangbuch sagten.

Als sie funfzehn Jahr alt war, sollte sie nach Hause; und als die Königin sah, wie schön sie war, wurde sie ihr gram und voll Haß. Gern hätte sie sie in einen wilden Schwan verwandelt, wie die Brü-der; aber das wagte sie nicht gleich, weil ja der König seine Tochter sehen wollte.

Früh Morgens ging die Königin in das Bad, welches von Mar-mor erbaut und mit weichen Kissen und den prächtigsten Decken ge-schmückt war; und sie nahm drei Kröten, küßte sie, und sagte zu der einen: „Setze Dich auf Elisa's Kopf, wenn sie in das Bad kommt, damit sie dumm wird wie Du!“ — „Setze Dich auf ihre Stirn,“ sagte sie zur andern, „damit sie häßlich wird wie Du, sodaß ihr Vater sie nicht kennt!“ — „Ruhe an ihrem Herzen,“ flüsterte sie der drit-ten zu; „laß sie einen bösen Sinn erhalten, damit sie Schmerzen da-von hat!“ Dann setzte sie die Kröten in das klare Wasser, welches so-gleich eine grüne Farbe erhielt, rief Elisa, zog sie aus und ließ sie in das Wasser hinabsteigen. Und indem Elisa untertauchte, setzte sich die eine Kröte ihr in das Haar, die andere auf ihre Stirn und die dritte auf die Brust. Aber sie schien es gar nicht zu merken; sobald sie sich

emporrichtete, schwammen drei rothe Mohnblumen auf dem Wasser. Wären die Thiere nicht giftig gewesen und von der Hexe geküßt worden: so wären sie in rothe Rosen verwandelt. Aber Blumen wurden sie doch, weil sie auf ihrem Haupte und an ihrem Herzen geruht hatten. Sie war zu fromm und unschuldig, als daß die Zauberei Macht über sie haben konnte!

Als die böse Königin das sah, rieb sie Elisa mit Wallnußsaft ein, sodaß sie ganz schwarzbraun wurde, bestrich ihr das hübsche Antlitz mit einer stinkenden Salbe und ließ das herrliche Haar sich verwirren. Es war unmöglich, die schöne Elisa wiederzuerkennen.

Als der Vater sie sah, erschrak er sehr und sagte, es sei nicht seine Tochter. Niemand, außer dem Kettenhunde und den Schwalben, wollte sie erkennen; aber das waren arme Thiere, die nichts zu sagen hatten.

Da weinte die arme Elisa und dachte an ihre elf Brüder, die alle weg waren. Betrübt stahl sie sich aus dem Schlosse und ging den ganzen Tag über Feld und Moor bis in den großen Wald hinein. Sie wußte gar nicht, wohin sie wollte, aber sie fühlte sich so betrübt und sehnte sich nach ihren Brüdern; die waren sicher auch, gleich ihr, in die Welt hinausgejagt; die wollte sie suchen und finden.

Nur kurze Zeit war sie im Walde gewesen, da brach die Nacht an; sie kam ganz von Weg und Steg ab: darum legte sie sich auf das weiche Moos nieder, betete ihr Abendgebet und lehnte ihr Haupt an einen Baumstumpf. Es war da so stille, die Luft war so mild, und rings umher im Grase und im Moose leuchteten, einem grünen Feuer gleich, Hunderte von Johanniswürmchen; als sie einen der Zweige leise mit der Hand berührte, fielen die leuchtenden Insecten wie Sternschnuppen zu ihr nieder.

Die ganze Nacht träumte sie von ihren Brüdern; sie spielten wie-

der als Kinder, schrieben mit dem Diamantgriffel auf die Goldtafel und betrachteten das herrliche Bilderbuch, welches das halbe Reich gekostet hatte. Aber auf die Tafel schrieben sie nicht, wie früher, Nullen und Striche, sondern die muthigen Thaten, die sie vollführt, Alles, was sie erlebt und gesehen hatten; und im Bilderbuche war Alles lebendig: die Vögel sangen und die Menschen gingen aus dem Buche heraus und sprachen mit Elisa und ihren Brüdern. Aber wenn diese das Blatt umwandten, sprangen sie gleich wieder hinein, damit keine Unordnung hineinkomme.

Als sie erwachte, stand die Sonne schon hoch. Sie konnte die freilich nicht sehen: die hohen Bäume breiteten ihre Zweige dicht und fest über ihr aus. Aber die Strahlen spielten dort oben gerade wie ein wehender Goldflor; da war ein Duft von dem Grünen, und die Vögel setzten sich fast auf ihre Schultern. Sie hörte Wasser plätschern: das waren viele große Quellen, die alle in einen See fielen, in dem der herrlichste Sandboden war. Freilich wuchsen dort dichte Büsche rings herum, aber an einer Stelle hatten die Hirsche eine große Oeffnung gemacht, und hier ging Elisa zum Wasser hin. Dies war so klar, daß man, wenn der Wind nicht die Zweige und Büsche berührte, sodaß sie sich bewegten, hätte glauben müssen, sie wären auf dem Boden abgemalt gewesen: so deutlich spiegelte sich dort jedes Blatt, sowohl das, welches von der Sonne beschienen, als das, welches im Schatten war.

Sobald Elisa ihr eigenes Gesicht erblickte, erschrak sie, so braun und häßlich war es; doch als sie ihre kleine Hand benetzte und Augen und Stirn rieb, glänzte die weiße Haut wieder vor. Da entkleidete sie sich und ging in das frische Wasser hinein: ein schöneres Königskind, als sie war, wurde in dieser Welt nicht gefunden!

Als sie wieder angekleidet war und ihr langes Haar geflochten

hatte, ging sie zur sprudelnden Quelle, trank aus der hohlen Hand und wanderte tiefer in den Wald hinein, ohne selbst zu wissen wohin. Sie dachte an ihre Brüder, dachte an den lieben Gott, der sie sicher nicht verlassen würde. Gott ließ die wilden Waldäpfel wachsen, um den Hungrigen zu sättigen: er zeigte ihr einen solchen Baum; die Zweige bogen sich unter der Last der Früchte. Hier hielt sie ihre Mittagsmahlzeit, setzte Stützen unter die Zweige und ging dann in den dunkelsten Theil des Waldes hinein. Da war es so stille, daß sie ihre eigenen Fußtritte hörte, sowie jedes kleine vertrocknete Blatt, welches sich unter ihrem Fuße bog. Nicht ein Vogel war da zu sehen, nicht ein Sonnenstrahl konnte durch die großen, dunkeln Baumzweige dringen; die hohen Stämme standen so nahe beisammen, daß es, wenn sie vor sich hin sah, ganz so schien, als ob ein Balkengitter dicht beim andern sie umschlösse. O, hier war eine Einsamkeit, wie sie solche früher nie gekannt!

Die Nacht wurde so dunkel! Nicht ein einziger kleiner Johanniswurm leuchtete aus dem Moose. Betrübt legte sie sich nieder, um zu schlafen. Da schien es ihr, als ob die Baumzweige über ihr sich zur Seite bewegten und der liebe Gott mit milden Augen auf sie niederblickte; und kleine Engel sahen über seinem Kopfe und unter seinen Armen hervor.

Als sie am Morgen erwachte, wußte sie nicht, ob sie es geträumt habe, oder ob es wirklich so gewesen.

Sie ging einige Schritte vorwärts, da begegnete sie einer alten Frau mit Beeren in ihrem Korbe; die Alte gab ihr einige davon. Elisa fragte, ob sie nicht elf Prinzen durch den Wald habe reiten sehen.

„Nein!" sagte die Alte; „aber ich sah gestern elf Schwäne mit Goldkronen auf dem Haupte den Fluß hier nahebei hinabschwimmen!"

Und sie führte Elisa ein Stück weiter vor, zu einem Abhange; am Fuße desselben schlängelte sich ein Flüßchen; die Bäume an seinen Ufern streckten ihre langen, blattreichen Zweige einander entgegen, und wo sie, ihrem natürlichen Wuchse nach, nicht zusammenreichen konnten, da hatten sie die Wurzeln aus der Erde losgerissen und hingen, mit den Zweigen ineinander geflochten, über das Wasser hinaus.

Elisa sagte der Alten Lebewohl und ging längs dem Flüßchen, bis wo dieses nach dem großen, offenen Strand hinausfloß.

Das ganze herrliche Meer lag vor dem jungen Mädchen, aber nicht ein Segel zeigte sich darauf, nicht ein Boot war da zu sehen. Wie sollte sie nun dort weiter fortkommen? Sie betrachtete die unzähligen kleinen Steine am Ufer; das Wasser hatte sie alle rund geschliffen. Glas, Eisen, Steine, Alles, was da zusammengespült lag, hatte die Gestalt des Wassers angenommen, welches doch viel weicher war, als ihre feine Hand. „Das rollet unermüdlich fort, und so ebnet sich das Harte; ich will eben so unermüdlich sein. Dank für Eure Lehre, Ihr klaren, rollenden Wogen; einst, das sagt mir mein Herz, werdet Ihr mich zu meinen lieben Brüdern tragen!“

Auf dem angespülten Seegrase lagen elf weiße Schwanenfedern; sie sammelte sie in einen Strauß. Es lagen Wassertropfen darauf: ob es Thau oder Thränen waren, konnte Niemand sehen. Einsam war es dort am Strande, aber sie fühlte es nicht; denn das Meer bot eine ewige Abwechselung dar, ja, in einigen wenigen Stunden mehr, als die süßen Landseen in einem ganzen Jahre aufweisen können. Kam eine große, schwarze Wolke, so war das, als ob die See sagen wollte: „Ich kann auch finster aussehen;“ und dann blies der Wind und die Wogen kehrten das Weiße nach außen. Schienen aber die Wolken roth, und schliefen die Winde: so war das Meer einem Rosenblatte gleich; bald wurde es grün, bald weiß. Aber wie still es auch ruhte,

am Ufer war doch eine leise Bewegung; das Wasser hob sich schwach, wie die Brust eines schlafenden Kindes.

Als die Sonne unterzugehen im Begriff war, sah Elisa eilf wilde Schwäne mit Goldkronen auf dem Kopfe dem Lande zufliegen; sie schwebten der eine hinter dem andern; es sah aus, wie ein langes, weißes Band. Da stieg Elisa den Abhang hinauf und verbarg sich hinter einem Busch; die Schwäne ließen sich nahe bei ihr nieder und schlugen mit ihren großen weißen Schwingen.

Sowie die Sonne unter dem Wasser war, fielen plötzlich die Schwanengefieder, und eilf schöne Prinzen, Elisa's Brüder, standen da. Sie stieß einen lauten Schrei aus; ungeachtet sie sich sehr verändert hatten, wußte sie doch, daß sie es waren, fühlte sie, daß sie es sein müßten. Und sie sprang in ihre Arme und nannte sie bei Namen; und die Prinzen fühlten sich so glücklich, als sie ihre kleine Schwester sahen, und erkannten sie, die nun so groß und schön war. Sie lachten und sie weinten, und bald hatten sie einander verstanden, wie böse ihre Stiefmutter gegen sie Alle gewesen war.

„Wir Brüder," sagte der Aelteste, „fliegen als wilde Schwäne, so lange die Sonne am Himmel steht; sobald sie untergegangen ist, erhalten wir unsere menschliche Gestalt wieder. Deshalb müssen wir immer aufpassen, beim Sonnenuntergang eine Ruhestätte für die Füße zu haben; denn fliegen wir um diese Zeit gegen die Wolken an, so müssen wir als Menschen in die Tiefe hinunterstürzen. Hier wohnen wir nicht; es liegt ein eben so schönes Land, wie dieses, jenseits der See. Aber der Weg dahin ist weit: wir müssen über das große Meer, und es findet sich keine Insel auf unserm Wege, wo wir übernachten könnten; nur eine einsame, kleine Klippe ragt in der Mitte hervor; sie ist nicht größer, als daß wir dicht nebeneinander darauf ruhen können. Ist die See stark bewegt, so spritzt das Wasser hoch





über uns; aber doch danken wir Gott für sie. Da übernachten wir in unserer Menschengestalt; ohne diese könnten wir nie unser liebes Vaterland besuchen, denn zwei der längsten Tage des Jahres brauchen wir zu unserm Flug. Nur einmal im Jahre ist es uns vergönnt, unsere Heimath zu besuchen; eilf Tage dürfen wir hier bleiben und über den großen Wald hinfliegen, von wo wir das Schloß erblicken können, in dem wir geboren wurden und wo unser Vater wohnt; — den hohen Kirchthurm sehen, wo die Mutter begraben ist. Hier kommt es uns vor, als wären Bäume und Büsche mit uns verwandt; hier laufen die wilden Pferde über die Steppen hin, wie wir es in unserer Kindheit gesehen; hier singt der Kohlenbrenner die alten Lieder, nach denen wir als Kinder tanzten; hier ist unser Vaterland; hierher fühlen wir uns gezogen, und hier haben wir Dich, Du liebe, kleine Schwester, gefunden! Zwei Tage können wir noch hier bleiben, dann müssen wir fort über das Meer, nach einem herrlichen Lande, welches aber nicht unser Vaterland ist! Wie bringen wir Dich fort? Wir haben weder Schiff, noch Boot!"

„Auf welche Art kann ich Euch erlösen?" fragte die Schwester.

Und sie unterhielten sich fast die ganze Nacht; es wurde nur einige Stunden geschlummert.

Elisa erwachte von dem Schall der Schwanenflügel, welche über ihr sauseten: die Brüder waren wieder verwandelt. Und sie flogen in großen Kreisen und zuletzt weit weg; aber der eine von ihnen, der jüngste, blieb zurück; und der Schwan legte den Kopf in ihren Schooß und sie streichelte seine Flügel; den ganzen Tag waren sie beisammen. Gegen Abend kamen die Andern zurück, und als die Sonne untergegangen war, standen sie in ihrer natürlichen Gestalt da.

„Morgen fliegen wir von hier weg und können nicht vor Ablauf eines ganzen Jahres zurückkehren. Aber Dich können wir nicht so

verlassen! Hast Du Muth, mitzukommen? Mein Arm ist stark genug, Dich durch den Wald zu tragen: sollten wir da nicht Alle so starke Flügel haben, um mit Dir über das Meer zu fliegen?"

„Ja, nehmt mich mit!" sagte Elisa.

Die ganze Nacht brachten sie damit zu, aus der geschmeidigen Weidenrinde und dem zähen Schilf ein Netz zu flechten, und das wurde groß und stark. Auf dieses Netz legte Elisa sich, und als die Sonne hervortrat und die Brüder in wilde Schwäne verwandelt wurden, ergriffen sie das Netz mit ihrem Schnabel und flogen mit ihrer lieben Schwester, die noch schlief, hoch gegen die Wolken an. Die Sonnenstrahlen fielen ihr gerade auf das Antlitz, deshalb flog einer der Schwäne über ihren Kopf, damit seine breiten Schwingen sie beschatten möchten.

Sie waren weit vom Lande entfernt, als Elisa erwachte; sie glaubte, noch zu träumen, so sonderbar kam es ihr vor, hoch durch die Luft, über das Meer getragen zu werden. An ihrer Seite lag ein Zweig mit herrlichen reifen Beeren und ein Bündel wohlschmeckender Wurzeln; die hatte der jüngste der Brüder gesammelt und ihr hingelegt. Sie lächelte ihn dankbar an, denn sie erkannte ihn: er war es, der über ihr flog und sie mit den Schwingen beschattete.

Sie waren so hoch, daß das größte Schiff, welches sie unter sich erblickten, eine weiße Möve zu sein schien, die auf dem Wasser lag. Eine große Wolke stand hinter ihnen: das war ein ganzer Berg. Und auf diesem sah Elisa ihren eigenen Schatten und den der eilf Schwäne; so riesengroß flogen sie da. Das war ein Gemälde, prächtiger, als sie früher je eins gesehen. Doch als die Sonne höher stieg, und die Wolke weiter zurückblieb, verschwand das schwebende Schattenbild.

Den ganzen Tag flogen sie fort, gleich einem sausenden Pfeile durch die Luft: aber es ging doch langsamer, als sonst, denn jetzt hat-

ten sie die Schwester zu tragen. Es zog ein böses Wetter auf; der Abend näherte sich; ängstlich sah Elisa die Sonne sinken, und noch war die einsame Klippe im Meere nicht zu erblicken. Es kam ihr vor, als machten die Schwäne stärkere Schläge mit den Flügeln. Ach! sie war Schuld daran, daß sie nicht rasch genug fort kamen. Wenn die Sonne untergegangen war, so mußten sie Menschen werden, in das Meer stürzen und ertrinken. Da betete sie aus dem Innersten des Herzens ein Gebet zum lieben Gott; aber noch erblickte sie keine Klippe. Die schwarze Wolke kam näher; die starken Windstöße verkündeten einen Sturm; die Wolken standen in einer einzigen, großen, drohenden Welle da, welche fast wie Blei vorwärts schoß; Blitz leuchtete auf Blitz.

Jetzt war die Sonne gerade am Rande des Meeres. Elisa's Herz bebte; da schossen die Schwäne hinab, so schnell, daß sie zu fallen glaubte. Aber nun schwebten sie wieder. Die Sonne war halb unter dem Wasser: da erblickte sie erst die kleine Klippe unter sich. Sie sah nicht größer aus, als ob es ein Seehund wäre, der den Kopf aus dem Wasser steckte. Die Sonne sank so schnell; jetzt erschien sie nur noch wie ein Stern: da berührte ihr Fuß den festen Grund. Die Sonne erlosch gleich dem letzten Funken im brennenden Papier: Arm in Arm sah sie die Brüder um sich stehen; aber mehr Platz, als gerade für diese und für sie, war auch nicht da. Die See schlug gegen die Klippe und ging wie Staubregen über sie hin; der Himmel leuchtete in einem fortwährenden Feuer, und Schlag auf Schlag rollte der Donner; aber Schwester und Brüder faßten sich an den Händen und sangen Psalmen, aus denen sie Trost und Muth schöpften.

In der Morgendämmerung war die Luft rein und still; sobald die Sonne emporstieg, flogen die Schwäne mit Elisa von der Insel fort. Das Meer ging noch hoch; es sah aus, wie sie hoch in der Luft waren,

als ob der weiße Schaum auf der schwarzgrünen See Millionen Schwäne wären, die auf dem Wasser schwämmen.

Als die Sonne höher stieg, sah Elisa vor sich, halb in der Luft schwimmend, ein Bergland, mit glänzenden Eismassen auf den Felsen; und mitten darauf erhob sich ein wohl meilenlanges Schloß, mit einem kühnen Säulengange über dem andern; unten wogten Palmenwälder und Prachtblumen, so groß wie Mühlräder. Sie fragte, ob das das Land sei, wo sie hin wollten; aber die Schwäne schüttelten mit dem Kopfe, denn das, was sie sah, war der Fata Morgana herrliches, allezeit wechselndes Wolkenschloß; da durften sie keinen Menschen hineinbringen. Elisa starrte es an, da stürzten Berge, Wälder und Schloß zusammen, und zwanzig stolze Kirchen, alle einander gleich, mit hohen Thürmen und spitzen Fenstern standen da. Sie glaubte, die Orgel ertönen zu hören, aber es war das Meer, welches sie hörte. Nun war sie den Kirchen ganz nahe, da wurden diese zu einer ganzen Flotte, die unter ihr dahin segelte; sie blickte hinunter, da waren es nur Meernebel, die über dem Wasser hinglitten. So hatte sie eine ewige Abwechselung vor Augen, und dann sah sie das wirkliche Land, nach dem sie hin wollten; da erhoben sich die herrlichsten blauen Berge mit Cederwäldern, Städten und Schlössern. Lange bevor die Sonne unterging, saß sie auf den Felsen vor einer großen Höhle, die mit feinen grünen Schlingpflanzen bewachsen war; es sah aus, als wären es gestickte Teppiche.

„Nun wollen wir sehen, was Du diese Nacht hier träumst," sagte der jüngste Bruder und zeigte ihr ihre Schlafkammer.

„Gebe der Himmel, daß ich träumen möge, wie ich Euch erretten kann!" sagte sie. Und dieser Gedanke beschäftigte sie lebhaft; sie betete recht inbrünstig zu Gott um seine Hülfe; ja, selbst im Schlafe fuhr sie fort zu beten. Da kam es ihr vor, als ob sie hoch in die Luft fliege,

zu der Fata Morgana Wolkenschloß; und die Fee kam ihr entgegen, so schön und glänzend; und doch glich sie ganz der alten Frau, die ihr Beeren im Walde gegeben und ihr von den Schwänen mit Goldkronen auf dem Kopfe erzählt hatte.

„Deine Brüder können erlöst werden," sagte sie; „aber hast Du Muth und Ausdauer? Wohl ist das Wasser weicher, als Deine feinen Hände, und doch formt es die Steine um; aber es fühlt nicht die Schmerzen, die deine Finger fühlen werden; es hat kein Herz, leidet nicht die Angst und Qual, die Du aushalten mußt. Siehst Du die Brennnessel, die ich in meiner Hand halte? Von derselben Art wachsen viele rings um die Höhle, wo Du schläfst; nur die dort und die, welche auf des Kirchhofs Gräbern wachsen, sind tauglich: merke Dir das. Die mußt Du pflücken, obgleich sie Deine Hand voll Blasen brennen werden. Brich die Nesseln mit Deinen Füßen, so erhältst Du Flachs; aus diesem mußt Du eilf Panzerhemden mit langen Aermeln flechten und binden; wirf diese über die eilf Schwäne, so ist der Zauber gelöst. Aber bedenke wohl, daß Du von dem Augenblicke, wo Du diese Arbeit beginnst, bis gerade, wo sie vollendet ist, wenn auch Jahre darüber vergehen, nicht sprechen darfst; das erste Wort, welches Du sprichst, geht als tödtender Dolch in Deiner Brüder Herz! An Deiner Zunge hängt ihr Leben. Merke Dir das Alles."

Und sie berührte zugleich ihre Hand mit der Nessel; es war einem brennenden Feuer gleich: Elisa erwachte dadurch. Es war heller Tag, und dicht daneben, wo sie geschlafen, lag eine Nessel, wie die, welche sie im Traume gesehen. Da fiel sie auf ihre Kniee, dankte dem lieben Gott und ging aus der Höhle hinaus, um ihre Arbeit zu beginnen.

Mit den feinen Händen griff sie hinunter in die häßlichen Nesseln; diese waren wie Feuer; große Blasen brannten sie an ihren Händen

und Armen; aber gern wollte sie es leiden, konnte sie nur die lieben Brüder befreien. Sie brach jede Nessel mit ihren bloßen Füßen und flocht den grünen Flachs.

Als die Sonne untergegangen war, kamen die Brüder; und sie erschraken, sie so stumm zu finden; sie glaubten, es wäre ein neuer Zauber der bösen Stiefmutter. Aber als sie ihre Hände erblickten, begriffen sie, was sie ihrethalben thue; und der jüngste Bruder weinte; und wohin seine Thränen fielen, da fühlte sie keine Schmerzen, da verschwanden die brennenden Blasen.

Die Nacht brachte sie bei ihrer Arbeit zu, denn sie hatte keine Ruhe, bevor sie die lieben Brüder erlöst hätte. Den ganzen folgenden Tag, während die Schwäne fort waren, saß sie in ihrer Einsamkeit; aber noch nie war die Zeit ihr so eilig entflohen. Ein Panzerhemde war schon fertig, nun fing sie das nächste an.

Da ertönte das Jagdhorn zwischen den Bergen; sie wurde von Furcht ergriffen. Der Ton kam immer näher; sie hörte Hunde bellen; erschrocken floh sie in die Höhle, band die Nesseln, die sie gesammelt und gehechelt hatte, in ein Bund zusammen und setzte sich darauf.

Sogleich kam ein großer Hund aus der Schlucht hervorgesprungen, und gleich darauf wieder einer, und noch einer; sie bellten laut, liefen zurück und kamen wieder vor. Es währte nicht viele Minuten, so standen alle Jäger vor der Höhle, und der schönste unter ihnen war der König des Landes. Er trat auf Elisa zu: nie hatte er ein schöneres Mädchen gesehen.

„Wie bist Du hierher gekommen, Du herrliches Kind?“ fragte er. Elisa schüttelte den Kopf: sie durfte ja nicht sprechen; es galt ihrer Brüder Erlösung und Leben. Und sie verbarg ihre Hände unter der Schürze, damit der König nicht sehen möge, was sie leiden müsse.





„Komm mit mir!“ sagte er; „hier darfst Du nicht bleiben. Bist Du gut, wie Du schön bist, so will ich Dich in Seide und Sammet kleiden, die Goldkrone Dir auf das Haupt setzen, und Du sollst in meinem reichsten Schlosse wohnen und hausen!“ — Und dann hob er sie auf sein Pferd. Sie weinte und rang die Hände, aber der König sagte: „Ich will nur Dein Glück! Einst wirst Du mir dafür danken!“ Und dann jagte er fort durch die Berge, und hielt sie vorn auf dem Pferde, und die Jäger jagten hinterher.

Als die Sonne unterging, lag die schöne Königsstadt mit Kirchen und Kuppeln vor ihnen. Und der König führte sie in das Schloß, wo große Springbrunnen in den hohen Marmorsälen plätscherten, wo Wände und Decken mit Gemälden prangten. Aber sie hatte keine Augen dafür, sie weinte und trauerte. Willig ließ sie die Frauen ihr königliche Kleider anlegen, Perlen in ihre Haare flechten und feine Handschuhe über die verbrannten Finger ziehen.

Als sie in aller ihrer Pracht dastand, war sie so blendend schön, daß der Hof sich noch tiefer vor ihr verneigte. Und der König erkor sie zu seiner Braut, obgleich der Erzbischof mit dem Kopfe schüttelte und flüsterte, daß das schöne Waldmädchen sicher eine Hexe sei: sie blende die Augen und bethöre das Herz des Königs.

Aber der König hörte nicht darauf, ließ die Musik ertönen, die köstlichsten Gerichte auftragen und die lieblichsten Mädchen um sie tanzen. Und sie wurde durch duftende Gärten in prächtige Säle hineingeführt, aber nicht ein Lächeln kam auf ihre Lippen oder sprach aus ihren Augen: ein Bild der Trauer stand sie da. Dann öffnete der König eine kleine Kammer dicht daneben, wo sie schlafen sollte; die war mit köstlichen grünen Teppichen geschmückt und glich ganz der Höhle, in der sie gewesen war; auf dem Fußboden lag das Bund Flachs, welches sie aus den Nesseln gesponnen hatte, und unter der

Decke hing das Panzerhemde, welches fertig gestrickt war. Alles dieses hatte einer der Jäger aus Curiosität mitgenommen.

„Hier kannst Du Dich in Deine frühere Heimath zurückträumen!“ sagte der König. „Hier ist die Arbeit, die Dich dort beschäftigte; jetzt, mitten in aller Deiner Pracht, wird es Dich belustigen, an jene Zeit zurückzudenken.“

Als Elisa das sah, was ihrem Herzen so nahe lag, spielte ein Lächeln um ihren Mund und das Blut kehrte in die Wangen zurück. Sie dachte an die Erlösung ihrer Brüder, küßte des Königs Hand, und er drückte sie an sein Herz und ließ durch alle Kirchenglocken das Hochzeitsfest verkünden. Das schöne, stumme Mädchen aus dem Walde war des Landes Königin.

Da flüsterte der Erzbischof böse Worte in des Königs Ohren, aber sie drangen nicht bis zu seinem Herzen. Die Hochzeit sollte stattfinden; der Erzbischof selbst mußte ihr die Krone auf das Haupt setzen, und er drückte mit bösem Unwillen den engen Ring fest auf ihre Stirn nieder, sodaß es schmerzte. Doch es lag ein schwererer Ring um ihr Herz: die Trauer um ihre Brüder. Sie fühlte nicht die körperlichen Leiden. Ihr Mund war stumm; ein einziges Wort würde ja ihren Brüdern das Leben kosten; aber in ihren Augen sprach sich innige Liebe zu dem guten, schönen Könige aus, der Alles that, um sie zu erfreuen. Von ganzem Herzen gewann sie ihn von Tag zu Tag lieber; o, daß sie nur sich ihm vertrauen und ihre Leiden klagen dürfte! Doch stumm mußte sie sein, stumm mußte sie ihr Werk vollbringen. Deshalb schlich sie sich des Nachts von seiner Seite, ging in die kleine Kammer, welche wie die Höhle geschmückt war, und strickte ein Panzerhemde nach dem andern fertig. Aber als sie das siebente begann, hatte sie keinen Flachs mehr.

Auf dem Kirchhof, wußte sie, wüchsen die Nesseln, die sie brauchen

wollte; aber die mußte sie selbst pflücken; wie sollte sie da hinaus gelangen! —

„O, was ist der Schmerz in meinen Fingern gegen die Qual, die mein Herz erduldet!" dachte sie. „Ich muß es wagen! Der Herr wird seine Hand nicht von mir abziehen!" Mit einer Herzensangst, als sei es eine böse That, die sie vorhabe, schlich sie sich in der mondhellen Nacht in den Garten hinunter und ging durch die langen Alleen, in den einsamen Straßen, nach dem Kirchhofe hinaus. Da sah sie auf einem der breitesten Leichensteine einen Kreis Lamien sitzen. Diese häßlichen Hexen nahmen ihre Lumpen ab, als ob sie sich baden wollten, und dann gruben sie mit den langen, magern Fingern die frischen Gräber auf, holten die Leichen heraus und aßen ihr Fleisch. Elisa mußte an ihnen nahe vorbei, und sie hefteten ihre bösen Blicke auf sie; aber sie betete still, sammelte die brennenden Nesseln und trug sie nach dem Schlosse heim.

Nur ein einziger Mensch hatte sie gesehen: der Erzbischof; er war auf, wenn die Andern schliefen. Nun hatte er doch Recht mit seiner Meinung, daß es mit der Königin nicht sei, wie es sein solle; sie war eine Hexe, deshalb hatte sie den König und das ganze Volk bethört.

Im Beichtstuhle sagte er dem Könige, was er gesehen hatte und was er fürchtete. Und als die harten Worte seiner Zunge entströmten, schüttelten die ausgeschnittenen Heiligenbilder die Köpfe, als wenn sie sagen wollten: „Es ist nicht so; Elisa ist unschuldig!" Aber der Erzbischof legte es anders aus; er meinte, daß sie gegen sie zeugten, daß sie über ihre Sünden die Köpfe schüttelten. Da rollten zwei schwere Thränen über des Königs Wangen herab; er ging nach Hause mit Zweifel in seinem Herzen und stellte sich, als ob er in der Nacht schliefe. Aber es kam kein ruhiger Schlaf in seine Augen; er merkte,

wie Elisa aufstand. Jede Nacht wiederholte sie dieses, und jedes Mal folgte er sachte nach und sah, wie sie in ihre Kammer verschwand.

Tag für Tag wurde seine Miene finsterer; Elisa sah es, begriff aber nicht, weshalb; allein es ängstigte sie, und was litt sie nicht in ihrem Herzen für die Brüder! Auf den königlichen Sammet und Purpur flossen ihre heißen Thränen; die lagen da wie schimmernde Diamanten, und Alle, welche die reiche Pracht sahen, wünschten Königin zu sein. Inzwischen war sie bald mit ihrer Arbeit fertig; nur ein Panzerhemde fehlte noch; aber Flachs hatte sie auch nicht mehr und nicht eine einzige Nessel. Einmal, nur dieses letzte Mal, mußte sie deshalb nach dem Kirchhof und einige Hände voll pflücken. Sie dachte mit Angst an diese einsame Wanderung und an die schrecklichen Lamien; aber ihr Wille stand fest, sowie ihr Vertrauen auf den Herrn.

Elisa ging; aber der König und der Erzbischof folgten nach. Sie sahen sie bei der Gitterpforte zum Kirchhof hinein verschwinden, und als sie sich ihr näherten, saßen die Lamien auf dem Grabsteine, wie Elisa sie gesehen hatte; und der König wendete sich ab, denn unter ihnen dachte er sich die, deren Haupt noch diesen Abend an seiner Brust geruht hatte.

„Das Volk muß sie verurtheilen!“ sagte er. Und das Volk urtheilte, sie solle in den rothen Flammen verbrannt werden.

Aus den prächtigen Königssälen wurde sie in ein dunkles, feuchtes Loch geführt, wo der Wind durch das Gitter hineinpfiff; statt Sammet und Seide gab man ihr das Bund Nesseln, welches sie gesammelt hatte; darauf konnte sie ihr Haupt legen; die harten, brennenden Panzerhemden, die sie gestrickt hatte, sollten ihre Decke sein. Aber nichts Lieberes konnte man ihr geben; sie nahm wieder ihre Arbeit vor und betete zu ihrem Gott. Draußen sangen die Straßenbuben Spottlieder auf sie; keine Seele tröstete sie mit einem freundlichen Worte.

Da schwirrte gegen Abend dicht am Gitter ein Schwanenflügel: das war der jüngste der Brüder. Er hatte die Schwester gefunden; und sie schluchzte laut vor Freude, obgleich sie wußte, daß die kommende Nacht wahrscheinlich die letzte sein würde, die sie zu leben hätte. Aber nun war ja auch die Arbeit fast beendigt und ihre Brüder waren hier.

Der Erzbischof kam nun, um in der letzten Stunde bei ihr zu sein: das hatte er dem Könige versprochen. Aber sie schüttelte das Haupt und bat mit Blicken und Mienen, er möge gehen. In dieser Nacht mußte sie ja ihre Arbeit vollenden, sonst war Alles unnütz, Alles, Schmerz, Thränen und die schlaflosen Nächte. Der Erzbischof entfernte sich mit bösen Worten gegen sie, aber die arme Elise wußte, daß sie unschuldig sei, und fuhr in ihrer Arbeit fort.

Die kleinen Mäuse liefen auf dem Fußboden; sie schleppten Nesseln zu ihren Füßen hin, um doch etwas zu helfen; und die Drossel setzte sich an das Gitter des Fensters und sang die ganze Nacht so munter, wie sie konnte, damit sie nicht den Muth verlieren möchte.

Es dämmerte noch; erst nach einer Stunde ging die Sonne auf: da standen die eilf Brüder an der Pforte des Schlosses und verlangten, vor den König geführt zu werden. Das könne nicht geschehen, wurde geantwortet; es wäre ja noch Nacht; der König schlafe und dürfe nicht geweckt werden. Sie baten, sie droheten, die Wache kam, ja selbst der König trat heraus und frug, was das bedeute: da ging gerade die Sonne auf, und nun waren keine Brüder zu sehen; aber über das Schloß flogen eilf wilde Schwäne hin.

Aus dem Stadtthore strömte das ganze Volk: es wollte die Hexe verbrennen sehen. Ein alter Gaul zog den Karren, auf dem sie saß; man hatte ihr einen Kittel von grobem Sackleinen angezogen; ihr herrliches Haar hing lose um das schöne Haupt; ihre Wangen waren

todtenbleich, ihre Lippen bewegten sich leise, während die Finger den grünen Flachs flochten. Selbst auf dem Wege zu ihrem Tode unterbrach sie die angefangene Arbeit nicht; die zehn Panzerhemden lagen zu ihren Füßen, an dem eilften strickte sie. Der Pöbel verhöhnte sie.

„Sieh die Hexe, wie sie murmelt! Kein Gesangbuch hat sie in der Hand; nein, mit ihrer häßlichen Gaukelei sitzt sie da; reißt sie ihr in tausend Stücke!"

Und sie drangen Alle auf sie ein und wollten die Panzerhemden zerreißen: da kamen eilf wilde Schwäne geflogen, die setzten sich rings um sie auf den Karren und schlugen mit ihren großen Schwingen. Nun wich der Haufen erschrocken zur Seite.

„Das ist ein Zeichen des Himmels! Sie ist sicher unschuldig!" flüsterten Viele. Aber sie wagten nicht, es laut zu sagen.

Nun ergriff der Henker sie bei der Hand: da warf sie hastig die eilf Panzerhemden über die Schwäne. Und sogleich standen eilf schöne Prinzen da. Aber der jüngste hatte einen Schwanenflügel statt des einen Armes, denn es fehlte ein Aermel in seinem Panzerhemde: den hatte sie nicht fertig gebracht.

„Nun darf ich sprechen!" sagte sie. „Ich bin unschuldig!"

Und das Volk, welches sah, was geschehen war, neigte sich vor ihr wie vor einer Heiligen; aber sie sank leblos in der Brüder Arme: so hatten Spannung, Angst und Schmerz auf sie gewirkt.

„Ja, unschuldig ist sie!" sagte der älteste Bruder, und nun erzählte er Alles, was geschehen war. Und während er sprach, verbreitete sich ein Duft wie von Millionen Rosen, denn jedes Stück Brennholz im Scheiterhaufen hatte Wurzel geschlagen und trieb Zweige: es stand eine duftende Hecke da, hoch und groß, mit rothen Rosen; ganz

oben saß eine Blume, weiß und glänzend; sie leuchtete wie ein Stern. Die pflückte der König und steckte sie an Elisa's Busen: da erwachte sie mit Frieden und Glückseligkeit im Herzen.

Und alle Kirchenglocken läuteten von selbst, und die Vögel kamen in großen Zügen. Es wurde ein Hochzeitszug zurück zum Schlosse, wie ihn noch kein König gesehen hatte!





Die Blumen der kleinen Ida.

„Meine armen Blumen sind ganz todt!“ sagte die kleine Ida. „Sie waren so schön gestern Abend, und nun hängen alle Blätter vertrocknet da! Warum thun sie das?“ fragte sie den Studenten, der auf dem Sopha saß, denn den mochte sie sehr gern leiden. Er wußte die allerschönsten Geschichten und schnitt so belustigende Bilder aus: Herzen mit kleinen Damen darin, welche tanzten, Blumen und große Schlösser, woran man die Thüren öffnen konnte; es war ein munterer Student. „Weshalb sehen die Blumen heute so jämmerlich aus?“ fragte sie wieder und zeigte ihm einen Strauß, welcher ganz vertrocknet war.

„Weißt Du, was ihnen fehlt?“ sagte der Student. „Die Blumen sind diese Nacht auf dem Balle gewesen, und deshalb hängen sie die Köpfe.“

„Aber die Blumen können ja nicht tanzen!“ sagte die kleine Ida.

„Allerdings!“ sagte der Student; „wenn es dunkel wird und wir Andern schlafen, dann springen sie lustig umher; fast jede Nacht halten sie Ball.“

„Können Kinder nicht mit auf diesen Ball kommen?“

„Ja,“ sagte der Student, „ganz kleine Gänseblümchen und Maiblümchen.“

„Wo tanzen die schönen Blumen?“ fragte die kleine Ida.

„Bist Du nicht oft außerhalb des Thores bei dem großen Schlosse gewesen, wo der König im Sommer wohnt, wo der herrliche Garten mit den vielen Blumen ist? Du hast ja die Schwäne gesehen, welche zu Dir hinschwimmen, wenn Du ihnen Brodkrumen geben willst. Glaube mir, da draußen ist großer Ball.“

„Ich war gestern mit meiner Mutter da draußen im Garten,“ sagte Ida; „aber alle Blätter waren von den Bäumen, und es waren durchaus keine Blumen mehr da. Wo sind die? Im Sommer sah ich so viele!“

„Sie sind drinnen im Schlosse,“ sagte der Student. „Wisse, sobald der König und alle Hofleute in die Stadt ziehen, laufen die Blumen gleich aus dem Garten auf das Schloß und sind lustig. Das solltest Du sehen! Die beiden allerschönsten Rosen setzen sich auf den Thron, und dann sind sie König und Königin; alle die rothen Hahnenkämme stellen sich zu beiden Seiten auf und stehen und verbeugen sich: das sind die Kammerjunker. — Dann kommen alle die niedlichsten Blumen, und es ist großer Ball. Die blauen Veilchen stellen kleine Seecadetten vor; sie tanzen mit Hyacinthen und Crocus, welche

sie Fräulein nennen; die Tulpen und die großen Feuerlilien sind alte Damen, die passen auf, daß hübsch getanzt wird und daß es hübsch ordentlich zugeht."

„Aber," frug die kleine Ida, „ist Niemand da, der den Blumen etwas zu Leide thut, weil sie in des Königs Schloß tanzen?"

„Es weiß eigentlich Niemand so recht darum," sagte der Student. „Zuweilen kommt freilich in der Nacht der alte Schloßverwalter, welcher dort draußen aufpassen soll; er hat ein großes Bund Schlüssel bei sich; aber sobald die Blumen die Schlüssel rasseln hören, sind sie ganz stille, verstecken sich hinter den langen Gardinen und stecken den Kopf hervor. „„Ich rieche, daß Blumen hier sind"", sagt der alte Schloßverwalter, aber er kann sie nicht sehen."

„Das ist herrlich!" sagte die kleine Ida und klatschte in die Hände. „Aber würde ich die Blumen auch nicht sehen können?"

„Ja," sagte der Student, „denke nur daran, wenn Du wieder hinauskommst, daß Du in das Fenster siehst: so wirst Du sie schon gewahr werden. Das that ich heute; da lag eine lange gelbe Lilie auf dem Sopha und streckte sich: das war eine Hofdame."

„Können auch die Blumen aus dem botanischen Garten dahin kommen? Können sie den weiten Weg machen?"

„Ja gewiß," sagte der Student; „wenn sie wollen, so können sie fliegen. Hast Du nicht die schönen Schmetterlinge gesehen, die rothen, gelben und weißen. Sie sehen fast aus wie Blumen: das sind sie auch gewesen. Sie sind vom Stengel ab hoch in die Luft geflogen und haben da mit den Blättern geschlagen, als wenn es kleine Flügel wären, und da flogen sie. Und da sie sich gut aufführten, bekamen sie die Erlaubniß, auch bei Tage herumzufliegen und brauchten nicht zu Hause und still auf dem Stiel zu sitzen; und so wurden die Blätter am Ende zu wirklichen Flügeln. Das hast Du ja selbst gesehen. Es

kann übrigens sein, daß die Blumen im botanischen Garten noch nie im Schlosse des Königs gewesen sind oder nicht wissen, daß es dort des Nachts so munter hergeht. Deshalb will ich Dir etwas sagen: er wird recht erstaunen, der botanische Professor, der hier nebenan wohnt, Du kennst ihn ja wohl? Wenn Du in seinen Garten kommst, mußt Du einer der Blumen erzählen, daß draußen auf dem Schlosse großer Ball sei, dann sagt sie es allen andern wieder und da fliegen sie fort; kommt dann der Professor in den Garten hinaus, so ist nicht eine einzige Blume da, und er kann gar nicht begreifen, wo sie geblieben sind."

„Aber wie kann es denn die eine Blume den andern erzählen? Die Blumen können ja nicht sprechen!"

„Das können sie freilich nicht," erwiderte der Student, „aber dann machen sie Pantomimen. Hast Du nicht oft gesehen, daß die Blumen, wenn es ein wenig weht, sich zunicken und alle ihre grünen Blätter bewegen? Das ist eben so deutlich, als ob wir sprächen."

„Kann der Professor denn die Pantomimen verstehen?" frug Ida.

„Ja, sicherlich. Er kam eines Morgens in seinen Garten und sah eine große Brennnessel stehen und mit ihren Blättern einer schönen rothen Nelke Pantomimen machen. Sie sagte: „„Du bist so niedlich und ich bin Dir so gut!"" Aber dergleichen kann der Professor nicht leiden, und er schlug sogleich der Brennnessel auf die Blätter, denn das sind ihre Finger; aber da brannte er sich, und seit der Zeit wagt er es nicht, eine Brennnessel anzurühren."

„Das ist lustig!" sagte die kleine Ida und lachte.

„Wie kann man einem Kinde so etwas in den Kopf setzen!" sagte der langweilige Kanzleirath, welcher zum Besuch gekommen war und auf dem Sopha saß. Er konnte den Studenten gar nicht leiden und brummte immer, wenn er ihn die possierlichen, muntern Bilder aus-

schneiden sah: bald war es ein Mann, der an einem Galgen hing und ein Herz in der Hand hielt, denn er war ein Herzensdieb; bald eine alte Hexe, welche auf einem Besen ritt und ihren Mann auf der Nase hatte. Das konnte der Kanzleirath nicht leiden, und dann sagte er, gerade wie jetzt: „Wie kann man einem Kinde so etwas in den Kopf setzen! Das ist die dumme Phantasie!"

Aber der kleinen Ida schien es doch recht drollig zu sein, was der Student von ihren Blumen erzählte, und sie dachte viel daran. Die Blumen hingen die Köpfe, denn sie waren müde, da sie die ganze Nacht getanzt hatten; sie waren sicher krank. Da ging sie mit ihnen zu ihrem andern Spielzeug, welches auf einem niedlichen kleinen Tische stand, und das ganze Schubfach war voll schöner Sachen. Im Puppenbette lag ihre Puppe Sophie und schlief, aber die kleine Ida sagte zu ihr: „Du mußt wirklich aufstehen, Sophie, und damit fürlieb nehmen, diese Nacht im Schubkasten zu liegen. Die armen Blumen sind krank, und da müssen sie in Deinem Bette liegen; vielleicht werden sie dann wieder gesund!" Und da nahm sie die Puppe auf; aber die sah ganz verdrießlich aus und sagte nicht ein einziges Wort, denn sie war ärgerlich, daß sie ihr Bett nicht behalten konnte.

Dann legte Ida die Blumen in das Puppenbett, zog die kleine Decke ganz über sie herauf und sagte, nun möchten sie hübsch stille liegen, so wolle sie ihnen Thee kochen, damit sie wieder munter würden und morgen aufstehen könnten. Und sie zog die Gardinen dicht um das kleine Bett zusammen, damit die Sonne ihnen nicht in die Augen schiene.

Den ganzen Abend hindurch konnte sie nicht unterlassen, an Das zu denken, was ihr der Student erzählt hatte. Und als sie nun selbst zu Bette sollte, mußte sie erst hinter die Gardinen sehen, welche vor den Fenstern herabhingen, wo ihrer Mutter herrliche Blumen standen,

sowohl Hyacinthen wie Tulpen; und da flüsterte sie ganz leise: „Ich weiß wohl, Ihr geht diese Nacht zu Ball!" Aber die Blumen thaten, als ob sie nichts verständen und rührten kein Blatt; allein die kleine Ida wußte doch, was sie wußte.

Als sie zu Bette gegangen war, lag sie lange und dachte daran, wie hübsch es sein müßte, die schönen Blumen draußen im Schlosse des Königs tanzen zu sehen. „Ob meine Blumen wirklich dabei gewesen sind?" Aber dann schlief sie ein. In der Nacht erwachte sie wieder; sie hatte von den Blumen und dem Studenten, den der Kanzleirath gescholten hatte, geträumt. Es war ganz stille in der Schlafstube, wo Ida lag; die Nachtlampe brannte auf dem Tische, und Vater und Mutter schliefen.

„Ob meine Blumen nun wohl in Sophiens Bette liegen?" dachte sie bei sich selbst. „Wie gern möchte ich es doch wissen!" Sie erhob sich ein wenig und blickte nach der Thüre, welche angelehnt stand: drinnen lagen die Blumen und all ihr Spielzeug. Sie horchte und da kam es ihr vor, als höre sie, daß drinnen in der Stube auf dem Clavier gespielt würde, aber ganz leise und so hübsch, wie sie es nie zuvor gehört hatte.

„Nun tanzen sicherlich alle Blumen drinnen!" dachte sie. „O Gott, wie gern möchte ich es doch sehen!" Aber sie wagte nicht, aufzustehen, denn sonst weckte sie ihren Vater und ihre Mutter.

„Wenn sie doch nur hereinkommen wollten," dachte sie. Aber die Blumen kamen nicht und die Musik fuhr fort so hübsch zu spielen; da konnte sie es gar nicht mehr aushalten, denn es war allzu schön; sie kroch aus ihrem kleinen Bette heraus und ging ganz leise nach der Thüre und sah in die Stube hinein. Nein, wie herrlich war Das, was sie zu sehen bekam!

Es war gar keine Nachtlampe drinnen, aber doch ganz hell; der

Mond schien durch das Fenster mitten auf den Fußboden; es war fast, als ob es Tag sei. Alle Hyacinthen und Tulpen standen in zwei langen Reihen im Zimmer; es waren durchaus keine mehr am Fenster; da standen die leeren Töpfe. Auf dem Fußboden tanzten alle Blumen so niedlich rings um einander herum, machten ordentlich Touren und hielten einander bei den langen grünen Blättern, wenn sie sich herumschwenkten. Aber am Clavier saß eine große gelbe Lilie, welche die kleine Ida bestimmt im Sommer gesehen hatte, denn sie erinnerte sich deutlich, daß der Student gesagt hatte: „Nein, wie gleicht sie dem Fräulein Line!" Aber da wurde er von Allen ausgelacht; doch nun erschien es der kleinen Ida wirklich auch, als ob die lange gelbe Blume dem Fräulein gleiche; und sie hatte auch dieselben Manieren beim Spielen; bald neigte sie ihr länglich gelbes Antlitz nach der einen Seite, bald nach der andern, und nickte den Tact zur herrlichen Musik! Niemand bemerkte die kleine Ida. Dann sah sie eine große, blaue Crocusblume mitten auf den Tisch hüpfen, wo das Spielzeug stand, gerade auf das Puppenbett zugehen und die Gardinen bei Seite ziehen; da lagen die kranken Blumen, aber sie erhoben sich sogleich und nickten den andern zu, daß sie auch mittanzen wollten. Der alte Räuchermann, dem die Unterlippe abgebrochen war, stand auf und verneigte sich vor den hübschen Blumen; diese sahen durchaus nicht krank aus; sie sprangen hinunter zu den andern und waren recht vergnügt.

Es war gerade, als ob etwas vom Tische herunterfiel; Ida sah dorthin: es war die Fastnachtsruthe, welche heruntersprang; es schien auch, als ob sie mit zu den Blumen gehörte. Sie war ebenfalls sehr niedlich, und eine kleine Wachspuppe, die gerade einen solchen breiten Hut auf dem Kopfe hatte, wie ihn der Kanzleirath trug, saß oben darauf. Die Fastnachtsruthe hüpfte auf ihren drei rothen Stelzfüßen mitten unter die Blumen und trampelte ganz laut, denn sie tanzte

Masurka; und den Tanz konnten die andern Blumen nicht, weil sie zu leicht waren und nicht so zu stampfen vermochten.

Die Wachspuppe auf der Fastnachtsruthe wurde auf einmal groß und lang, drehte sich über die Papierblumen herum und rief ganz laut: „Wie kann man dem Kinde so etwas in den Kopf setzen? Das ist die dumme Phantasie!“ Und da glich die Wachspuppe dem Kanzleirath mit dem breiten Hute ganz genau; sie sah eben so gelb und verdrießlich aus. Aber die Papierblumen schlugen ihn an die dünnen Beine, und da schrumpfte er wieder zusammen und wurde eine ganz kleine Wachspuppe. Das war recht belustigend anzusehen; die kleine Ida konnte das Lachen nicht unterdrücken. Die Fastnachtsruthe fuhr fort zu tanzen, und der Kanzleirath mußte mittanzen; es half ihm nichts, er mochte sich nun groß und lang machen oder die kleine gelbe Wachspuppe mit dem großen schwarzen Hut bleiben. Da legten die andern Blumen ein gutes Wort für ihn ein, besonders die, welche im Puppenbett gelegen hatten, und dann ließ die Fastnachtsruthe es gut sein. In demselben Augenblicke klopfte es ganz laut drinnen an den Schubkasten, wo Ida's Puppe Sophie bei so viel anderm Spielzeug lag; der Räuchermann lief bis an die Kante des Tisches, legte sich lang hin auf den Bauch und begann den Schubkasten ein wenig herauszuziehen. Da erhob sich Sophie und sah ganz erstaunt rings umher. „Hier ist wohl Ball!“ sagte sie. „Weshalb hat mir das Niemand gesagt?“

„Willst Du mit mir tanzen?“ fragte der Räuchermann.

„Ja, Du bist mir der Rechte zum Tanzen!“ sagte sie und kehrte ihm den Rücken zu. Dann setzte sie sich auf den Schubkasten und dachte, daß wohl eine der Blumen kommen würde, sie aufzufordern; aber es kam keine. Dann hustete sie: „Hm, hm, hm!“ Aber dessen-

ungeachtet kam keine. Der Räuchermann tanzte nun ganz allein, und das gar nicht so schlecht.

Da nun keine der Blumen Sophie zu erblicken schien, ließ sie sich vom Schubkasten gerade auf den Boden herunterfallen, sodaß es einen großen Lärm gab. Alle Blumen kamen auch um sie hergelaufen und frugen, ob sie sich nicht weh gethan, und sie waren alle so artig gegen sie, besonders die Blumen, welche in ihrem Bette gelegen hatten. Aber sie hatte sich gar nicht weh gethan, und Ida's Blumen bedankten sich alle für das schöne Bett und waren ihr so gut, nahmen sie mitten in die Stube, wo der Mond schien, und tanzten mit ihr; und alle die andern Blumen bildeten einen Kreis um sie herum. Nun war Sophie froh und sagte, sie möchten ihr Bett behalten; sie mache sich nichts daraus, im Schubkasten zu liegen.

Aber die Blumen sagten: „Wir danken Dir herzlich, doch wir können so nicht lange leben! Morgen sind wir ganz todt. Aber sage der kleinen Ida, sie solle uns draußen im Garten, wo der Kanarienvogel liegt, begraben: dann wachen wir im Sommer wieder auf und werden weit schöner!"

„Nein, Ihr dürft nicht sterben!" sagte Sophie, und dann küßte sie die Blumen: da ging die Saalthüre auf und eine ganze Menge herrlicher Blumen kam tanzend herein. Ida konnte gar nicht begreifen, woher die gekommen waren; das waren sicher alle Blumen draußen vom Schlosse des Königs. Ganz vorn gingen zwei prächtige Rosen, und die hatten kleine Goldkronen auf: das war ein König und eine Königin. Dann kamen die niedlichsten Levkoien und Nelken, und die grüßten nach allen Seiten. Sie hatten Musik mit sich: große Mohnblumen und Päonien bliesen auf Erbsenschoten, daß sie ganz roth im Gesicht waren. Die blauen Traubenhyacinthen und die klei-

nen weißen Schneeglöckchen klingelten, gerade als ob sie Schellen hätten. Das war eine merkwürdige Musik! Dann kamen viele andere Blumen und tanzten allesammt: die blauen Veilchen und die rothen Tausendschönchen, die Gänseblumen und die Maiblümchen. Und alle Blumen küßten einander; es war allerliebst anzusehen!

Zuletzt sagten die Blumen einander gute Nacht; dann schlich sich auch die kleine Ida in ihr Bett, wo sie von Allem träumte, was sie gesehen hatte.

Als sie am nächsten Morgen aufstand, ging sie geschwind nach dem kleinen Tische hin, um zu sehen, ob die Blumen noch da seien. Sie zog die Gardine von dem kleinen Bett zur Seite: da lagen sie alle, aber sie waren ganz vertrocknet, weit mehr denn gestern. Sophie lag im Schubkasten, wo sie sie hingelegt hatte; sie sah sehr schläfrig aus.

„Entsinnst Du Dich, was Du mir sagen solltest?“ sagte die kleine Ida. Aber Sophie sah ganz dumm aus und sagte nicht ein einziges Wort.

„Du bist gar nicht gut!“ sagte Ida. „Und sie tanzten doch allesammt mit Dir.“ Dann nahm sie eine kleine Papierschachtel, worauf schöne Vögel gezeichnet waren, machte sie auf und legte die todten Blumen hinein. „Das soll Euer niedlicher Sarg sein,“ sagte sie, „und wenn später die Vettern zum Besuch kommen, so sollen sie mir helfen, Euch draußen im Garten zu begraben, damit Ihr zum Sommer wieder wachsen und weit schöner werden könnt!“

Die Vettern waren zwei muntere Knaben; sie hießen Jonas und Adolph; ihr Vater hatte ihnen zwei neue Armbrüste geschenkt, und die hatten sie mit, um sie Ida zu zeigen. Diese erzählte ihnen von den armen Blumen, welche gestorben waren, und dann erhielten sie

Erlaubniß, sie zu begraben. Beide Knaben gingen mit den Armbrüsten auf den Schultern voran, und die kleine Ida folgte mit den todten Blumen in der niedlichen Schachtel. Draußen im Garten wurde ein kleines Grab gegraben; Ida küßte erst die Blumen und setzte sie dann mit der Schachtel in die Erde; Adolph und Jonas schossen mit den Armbrüsten über das Grab, denn Gewehre oder Kanonen hatten sie nicht.





Die Stopfnadel.

Es war einmal eine Stopfnadel, die dünkte sich so fein, daß sie sich einbildete, sie sei eine Nähnadel.

„Paßt nur hübsch auf, daß Ihr mich festhaltet!“ sagte die Stopfnadel zu den Fingern, die sie hervornahmen. „Laßt mich nicht fallen! Falle ich auf die Erde, so findet man mich bestimmt nimmermehr wieder, so fein bin ich!“

„Das geht noch an,“ sagten die Finger und damit faßten sie sie um den Leib.

„Seht, ich komme mit Gefolge!“ sagte die Stopfnadel und zog einen langen Faden nach sich; aber es war kein Knoten an diesem Faden.

Die Finger richteten die Nadel gerade gegen den Pantoffel der Köchin. An dem war das Oberleder entzwei, das sollte zusammengenäht werden.

„Das ist gemeine Arbeit!“ sagte die Stopfnadel. „Ich komme nimmermehr hindurch; ich breche, ich breche!“

Und wirklich, sie brach.

„Sagt' ich's nicht?“ sagte die Stopfnadel. „Ich bin zu fein!“

„Nun taugt sie gar nichts!“ sagten die Finger; aber sie mußten sie doch festhalten; die Köchin tröpfelte Lack auf die Nadel und steckte vorn ihr Tuch damit fest.

„So, nun bin ich eine Busennadel!“ sagte die Stopfnadel. „Ich wußte wohl, daß ich zu Ehren käme; ist man was, so wird man was!“ Und dabei lachte sie in sich hinein; denn man kann niemals einer Stopfnadel ansehen, wenn sie lacht. Da saß sie nun so stolz, wie in einer Staatskutsche, und sah nach allen Seiten!

„Mit Erlaubniß zu fragen, sind Sie von Gold?“ fragte sie die Stecknadel, die ihre Nachbarin war. „Sie haben ein herrliches Aeußere und einen eigenen Kopf; aber klein ist er nur! Sie müssen sich Mühe geben, zu wachsen, denn nicht ein Jedes wird mit Lack betröpfelt!“ Und damit richtete sich die Stopfnadel so stolz in die Höhe, daß sie aus dem Tuche fiel und gerade in den Goßstein, den die Köchin ausspülte.

„Nun gehen wir auf Reisen!“ sagte die Stopfnadel. „Wenn ich nur nicht verkomme!“

Aber sie verkam wirklich.

„Ich bin zu fein für diese Welt!“ sagte sie, als sie im Goßsteine lag. „Aber ich weiß, wer ich bin, und das ist immer ein kleines Vergnügen!“ Und die Stopfnadel behielt ihre stolze Haltung und verlor ihre gute Laune nicht.

Und es schwamm allerlei über sie hin: Späne, Strohhalme und Stücke von alten Zeitungen.

„Seht nur, wie sie segeln!“ sagte die Stopfnadel. „Die wissen nicht, was unter ihnen steckt! Ich stecke, ich sitze hier! Sieh, da geht nun ein Span, der denkt an nichts in der Welt, als an sich selbst, an einen „„Span!““ Da treibt ein Halm, nein, wie der sich dreht, wie der sich wendet! Denk' doch nicht blos an Dich selbst, Du könntest leicht an einen Stein anrennen. Da schwimmt ein Stück Zeitung! Was darin steht, ist längst vergessen, und doch spreizt sie sich! Ich sitze geduldig und still. Ich weiß, wer ich bin, und das bleibe ich doch!“

Eines Tages lag etwas dicht neben ihr, das glitzerte so prächtig, und da glaubte die Stopfnadel, daß es ein Diamant sei; aber es war eine Flaschenscherbe, und weil es glänzte, so redete die Stopfnadel es an und stellte sich als Busennadel vor.

„Sie sind wohl ein Diamant?“

„Ja, so etwas der Art!“

Und da glaubte Eines vom Andern, es wäre etwas recht Kostbares; und sie sprachen davon, wie doch die Welt so hochmüthig sei.

„Ich bin bei einer Mamsell in der Schachtel gewesen,“ sagte die Stopfnadel; „und diese Mamsell war Köchin; an jeder Hand hatte

sie fünf Finger; etwas so Eingebildetes, wie diese Finger, habe ich nie gesehen! Und sie waren doch nur da, um mich aus der Schachtel zu nehmen und wieder in die Schachtel zu legen!"

„Waren sie denn vornehm?" fragte die Flaschenscherbe.

„Vornehm?" sagte die Stopfnadel; „nein, aber hochmüthig! Es waren fünf Brüder, alles geborene „„Finger"". Sie hielten sich stolz neben einander, obgleich sie von verschiedener Länge waren; der äußerste, der Däumling, war kurz und dick, der ging außen vor dem Gliede, hatte auch nur Ein Gelenk im Rücken und konnte nur eine Verbeugung machen; aber er sagte, wenn er vom Menschen abgehackt würde, so tauge der nicht mehr zum Kriegsdienst. Leckermaul, der zweite Finger, kam sowohl in Süßes wie in Saures, zeigte auf Sonne und auf Mond und gab den Druck, wenn sie schrieben. Langmann, der dritte, sah die andern alle über die Achsel an. Goldrand, der vierte, ging mit einem goldenen Gürtel um den Leib, und der kleine Peter Spielmann that gar nichts, und darauf war er stolz. Prahlerei war's und Prahlerei blieb's, und darum ging ich fort!"

„Und nun sitzen wir hier und glitzern!" sagte die Flaschenscherbe.

In demselben Augenblicke kam mehr Wasser in den Goßstein; es strömte über seine Grenzen und riß die Flaschenscherbe mit sich fort.

„So, nun wurde die befördert!" sagte die Stopfnadel. „Ich bleibe sitzen, ich bin zu fein; aber das ist mein Stolz und der ist achtbar!"

Und sie saß so stolz da und hatte viele große Gedanken.

„Ich möchte fast glauben, ich sei von einem Sonnenstrahl geboren, so fein bin ich! Kommt es mir doch auch vor, als ob die Sonnenstrahlen mich immer unter dem Wasser suchten. Ach! ich bin so fein, daß meine Mutter mich nicht finden kann. Hätte ich mein altes Auge, welches abbrach, ich glaube, ich könnte weinen; aber ich thät's nicht; — weinen, das ist nicht fein!"

Eines Tages lagen ein paar Straßenjungen da und wühlten im Rinnstein, wo sie alte Nägel, Pfennige und solche Sachen fanden. Es war schmutzige Arbeit, aber es war nun so ihr Vergnügen.

„Au!" schrie der Eine, der sich an der Stopfnadel stach, „das ist 'mal ein Kerl!"

„Ich bin kein Kerl, ich bin ein Fräulein!" sagte die Stopfnadel; aber es hörte Niemand.

Der Lack war abgegangen und schwarz war sie auch geworden; aber schwarz macht schlanker, und da glaubte sie, sie sei noch feiner als früher.

„Da kommt eine Eierschale gesegelt!" sagten die Jungen, und dann steckten sie die Stopfnadel in der Eierschale fest.

„Weiße Wände und selbst schwarz," sagte die Stopfnadel, „das kleidet gut! Nun kann man mich doch sehen! Wenn ich nur nicht seekrank werde, denn dann breche ich!"

Aber sie wurde nicht seekrank und brach nicht.

„Es ist gut gegen die Seekrankheit, wenn man einen Stahlmagen hat und dann auch nicht vergißt, daß man ein Bischen mehr ist als ein Mensch! Nun ist meine Seekrankheit vorüber! Je feiner man ist, desto mehr kann man vertragen!"

„Krach!“ sagte die Eierschale: es ging ein Rollwagen über sie.

„Himmel, wie das drückt!“ sagte die Stopfnadel; „nun werde ich doch seekrank! Ich breche!“

Aber sie brach nicht, obgleich ein Rollwagen über sie ging; sie lag der Länge lang, und so mag sie liegen bleiben.





Der kleine Tuk.

Ja, das war der kleine Tuk. Er hieß eigentlich gar nicht Tuk, aber als er noch nicht ordentlich reden konnte, da nannte er sich selbst so: das sollte Carl bedeuten, und es ist wohl ganz gut, wenn man es nur weiß. Nun sollte er auf Schwesterchen Gustave Acht geben, die noch viel kleiner war als er, und zugleich sollte er auch seine Lection lernen; aber diese beiden Dinge wollten gar nicht recht zusammenpassen. Der arme Junge saß da, mit seinem Schwesterchen auf dem Schooß, und sang ihr alle Lieder vor, die er wußte, und unterdessen schielte er einmal ins Geographiebuch hinein, das offen vor ihm lag; bis morgen früh sollte er alle Städte in Seeland auswendig können und Alles davon wissen, was man eben davon wissen kann.

Nun kam die Mutter nach Hause, denn sie war ausgewesen, und nahm die kleine Gustave auf den Arm; Tuk lief geschwind an das Fenster und las nun so eifrig, daß er sich beinahe die Augen ausgelesen hätte, denn es wurde immer dunkler und dunkler; aber die Mutter hatte kein Geld, um Licht zu kaufen.

„Da geht die alte Waschfrau drüben aus der Gasse!" sagte die Mutter, wie sie gerade zum Fenster hinaussah. „Die arme Frau kann sich selbst kaum fortschleppen, und nun muß sie noch den Eimer vom Brunnen schleppen; sei ein gutes Kind, Tukchen, und spring' Du hinüber, und hilf der alten Frau! Ja?"

Und Tuk lief geschwind hinüber und half ihr; als er aber wieder in die Stube kam, da war es ganz finster geworden und von Licht war keine Rede, und nun sollte er zu Bette gehen; das war eine alte Schlafbank, darin lag er und dachte an seine Geographie-Lection und an Seeland und an Alles, was der Lehrer erzählt hatte. Er hätte freilich noch lesen sollen, aber das konnte er ja nicht. Darum steckte er das Geographiebuch unter sein Kopfkissen, weil er gehört hatte, daß das sehr viel helfen soll, wenn man seine Lection lernen will; aber man kann sich doch nicht recht darauf verlassen.

Da lag er nun und dachte und dachte; und da war es auf einmal, als ob ihn Jemand auf Augen und Mund küßte.

Er schlief, und schlief doch wieder nicht; es war gerade, als ob die alte Waschfrau ihn mit ihren sanften Augen anschaute und sagte: „Es wäre eine große Sünde, wenn Du morgen früh Deine Lection nicht wüßtest! Du hast mir geholfen, darum will ich Dir nun auch helfen, und unser liebe Gott wird das immer thun!"

Und mit einem Male kribbelte und krabbelte das Buch unter Tukchens Kopfkissen.

„Kikeliki! Put! Put!“ Es war eine Henne, die angekrochen kam, und die war aus Kjöge. „Ich bin ein Kjögerhuhn!“*) sagte sie, und dann erzählte sie, wie viel Einwohner da wären, und von der Schlacht, die da gewesen wäre, und die war eigentlich gar nicht der Rede werth.

„Krible, Krable, Bums!“ da fiel Einer herunter; das war ein hölzerner Vogel, der Papagei vom Vogelschießen Prästöe. Der sagte nun, daß dort gerade so viel Einwohner wären, wie er Nägel im Leibe hätte; auch war er sehr stolz. „Thorwaldsen hat dicht nebenan bei mir gewohnt.**) Bums! Hier liege ich prächtig!“

Aber Tukchen lag nun nicht mehr: mit einem Male saß er zu Pferde.

Galopp, Galopp, Hopp, Hopp! so ging's fort. Ein prächtig gekleideter Ritter mit schimmerndem Helmbusch hielt ihn vor sich auf dem Pferde, und so ritten sie durch den Wald hin zu der alten Stadt Vordingborg; und das war eine große, sehr lebhafte Stadt; auf des Königs Burg erhoben sich hohe Thürme, und Lichterglanz strömte aus allen Fenstern; drinnen war Sang und Tanz und König Waldemar und die jungen, geputzten Hoffräulein tanzten miteinander.

---

*) Kjöge, ein Städtchen an der Kjögebucht. „Kjögehühner sehen“ nennt man, die Kinder durch Umfassen des Kopfes mit beiden Händen in die Höhe heben. Bei Kjöge wurde bei dem Ueberfall der Engländer im Jahre 1807 zwischen diesen und der undisciplinirten dänischen Landwehr ein nicht sehr ruhmvolles Treffen geliefert.

**) Prästöe, ein noch kleineres Städchen. Einige Hundert Schritte davon liegt der Edelhof Nysöe, wo Thorwaldsen sich während seiner Anwesenheit in Dänemark gewöhnlich aufhielt und viele unsterbliche Werke schuf.

Nun wurde es Morgen, und sowie die Sonne kam, sank plötzlich die ganze Stadt und des Königs Schloß zusammen, und ein Thurm nach dem andern; und zuletzt blieb nur noch ein einziger auf dem Hügel stehen, wo früher das Schloß gewesen war*), und die Stadt war so ganz klein und arm, und die Schulbuben kamen mit ihren Büchern unter dem Arm und sagten: „zweitausend Einwohner"; das war aber nicht wahr, denn so viel hatte sie gar nicht.

Und klein Tukchen lag in seinem Bette; ihm war so, als ob er träumte und doch wieder nicht träumte; aber es war Jemand dicht bei ihm:

„Klein Tukchen! Klein Tukchen!" sagte es da; das war ein Seemann, eine ganz kleine Person, so klein, als ob es ein Cadett wäre; aber es war kein Cadett. „Ich soll vielmals von Corsör**) grüßen; das ist eine Stadt, die gerade im Aufkommen ist, eine lebendige Stadt, die Dampfschiffe und Postwagen hat; früher nannte man sie immer häßlich, aber das ist nun nicht mehr wahr."

„Ich liege am Meere!" sagte Corsör, „ich habe Landstraßen und Lusthaine; und ich habe einen Dichter geboren, der witzig und

---

*) Vordingborg, unter König Waldemar ein ansehnlicher Ort, jetzt ein unbedeutendes Städtchen. Nur ein einsam stehender Thurm und einige Mauerreste zeigen, wo das Schloß früher gestanden.

**) Corsör, an dem großen Belt, früher, vor Einrichtung der Dampfschifffahrt, als die Reisenden oft lange auf günstigen Wind warten mußten, die langweiligste der Städte genannt und durch ein witziges Vaudeville Heiberg's zu dem dänischen Schilda gestempelt. Hier ist der Dichter Baggesen geboren.

unterhaltend war, und das sind sie nicht alle. Ich wollte einmal ein Schiff ausstatten, das rund um die Erde gehen sollte; aber ich that es nicht, obgleich ich es hätte thun können; und dann rieche ich auch so herrlich, denn dicht vor dem Thore blühen die prächtigsten Rosen!"

Klein Tukchen sah hin und es ward ihm roth und grün vor den Augen; aber als nun der Farbenwirrwarr ein Bischen vorüber war, da war es auf einmal ein ganz bewachsener Abhang dicht an der Bucht und hoch darüber stand eine prächtige, alte Kirche mit zwei hohen spitzen Thürmen. Aus dem Abhange sprangen Quellen in dicken Wasserstrahlen, sodaß es immerfort plätscherte, und dicht daneben saß ein alter König mit der goldenen Krone auf dem weißen Haupte; das war König Hroar bei den Quellen, dicht bei der Stadt Roeskilde, wie man sie jetzt nennt. Und über den Abhang hin in die alte Kirche gingen alle Könige und Königinnen Dänemarks Hand in Hand, alle mit der goldenen Krone; und die Orgel spielte und die Quellen rieselten.

Klein Tukchen sah Alles, hörte Alles. „Vergiß die Stände nicht!" sagte König Hroar.*)

Auf einmal war Alles wieder fort; ja, wohin? Es war ihm gerade, als ob man ein Blatt in einem Buche umwende.

---

*) Roeskilde (Roesquelle, fälschlich Rothschild genannt), einst Dänemarks Hauptstadt. Die Stadt hat ihren Namen von dem König Hroar und den vielen Quellen der Umgegend. In dem schönen Dom liegen die meisten Könige und Königinnen von Dänemark begraben. In Roeskilde versammeln sich auch die dänischen Stände.

Und nun stand da eine alte Bauerfrau, die kam aus Soröe*), wo das Gras auf dem Markte wächst; sie hatte eine graue Leinwandschürze über Kopf und Rücken hängen, die war so naß — es mußte wohl geregnet haben.

„Ja, das hat es!" sagte sie, und nun wußte sie viel Hübsches aus Holberg's Komödien und von Waldemar und Absalon.

Aber auf einmal kroch sie zusammen und wackelte mit dem Kopfe, als ob sie springen wollte. „Koax!" sagte sie, „es ist naß, es ist naß; es ist so behaglich todtenstill in Soröe!" Nun war sie mit einem Male ein Frosch: „Koax!" und dann war sie wieder die alte Frau.

„Man muß sich nach dem Wetter kleiden," sagte sie. „Es ist naß, es ist naß! Meine Stadt ist gerade wie eine Flasche; beim Pfropfen kommt man hinein, beim Propfen muß man wieder heraus! Früher hatte ich die herrlichsten Fische und jetzt habe ich frische, rothwangige Buben auf dem Boden der Flasche, die lernen Weisheit: Hebräisch, Griechisch! Koax!"

Das klang gerade so, wie die Frösche schreien oder als ob man mit großen Stiefeln auf dem Moor ginge: immer derselbe Ton, so einförmig und so ermüdend, daß Kleintukchen ordentlich einschlief, was ihm auch gar nicht schaden konnte.

Aber selbst in diesem Schlafe kam ein Traum oder was es sonst

---

*) Soröe, ein sehr stilles Städtchen in schöner Lage, umgeben von Wäldern und Seen. Dänemarks Molière, Holberg, stiftete hier eine Ritterakademie. Die Dichter Hauch und Ingemann waren hier als Professoren angestellt, Letzterer lebt noch dort.





war. Seine kleine Schwester Gustave mit den blauen Augen und dem blonden, lockigen Haare war auf einmal ein großes, schönes Mädchen, und ohne daß sie Flügel hatte, konnte sie doch fliegen; und nun flogen sie über Seeland, über die grünen Wälder und die blauen Seen.

„Hörst Du den Hahn krähen, Kleintukchen? Kikeliki! Die Hähne fliegen aus Kjöge auf! Du bekommst einen Hühnerhof, so groß! so groß! Du wirst weder Hunger noch Noth leiden! Und den Vogel wirst Du abschießen, wie man sagt; Du wirst ein reicher und glücklicher Mann werden. Dein Haus wird sich erheben wie König Waldemar's Thurm und reich geschmückt sein mit marmornen Bildsäulen, wie die aus Prästöe. Du verstehst mich wohl. Dein Name soll mit Ruhm um die ganze Erde ziehen, sowie das Schiff, das von Corsör auslaufen sollte, und in Roeskilde — — „„vergiß die Stände nicht!““ sagte König Hroar — da wirst Du gut und klug sprechen, Kleintukchen; und wenn Du dann zuletzt in Dein Grab kommst, so sollst Du so ruhig schlafen — —“

„Als ob ich in Soröe läge!“ sagte Tuk, und da wachte er auf.

Es war heller Morgen, und er konnte sich gar nicht mehr auf seinen Traum besinnen. Das war aber auch gar nicht nöthig, denn man darf nicht wissen, was einmal kommen wird.

Und nun sprang er geschwind aus seinem Bett und las in seinem Buche, und da wußte er mit einem Male seine ganze Lection.

Und die alte Waschfrau steckte den Kopf in die Thüre, nickte ihm freundlich zu und sagte:

16*

„Schönen Dank, Du gutes Kind, für Deine Hülfe! Der liebe Herrgott möge Dir Deinen schönsten Traum erfüllen!"

Kleintukchen wußte nun gar nicht, was ihm geträumt hatte, aber — der liebe Herrgott wußte es!





Das alte Haus.

Dort unten in der Straße stand ein altes, altes Haus. Es war fast dreihundert Jahre alt: so stand es auf dem Balken zu lesen, auf welchem in und mit Tulpen und Hopfenranken die Jahreszahl angebracht war. Da las man ganze Verse, in der Schreibart der alten Zeit, und über jedem Fenster war ein Gesicht in dem Balken ausgeschnitzt, das allerlei Grimassen machte. Die eine Etage ragte ein gan=

zes Stück über die andere hervor, und dicht unter dem Dach war eine bleierne Rinne mit einem Drachenkopf. Das Regenwasser sollte aus dem Rachen herauslaufen, es lief aber aus dem Bauch heraus, denn die Rinne hatte ein Loch.

Alle die andern Häuser in der Straße waren so neu und so nett, mit großen Fensterscheiben und glatten Wänden. Man sah es ihnen ordentlich an, daß sie nichts mit dem alten Hause zu thun haben wollten. Sie mochten wohl denken: „Wie lange soll das Gerümpel noch zum allgemeinen Scandal hier in der Straße stehen? Das Gesimse steht soweit vor, daß Niemand aus unsern Fenstern sehen kann, was auf jener Seite dort vorgeht! Die Treppe ist so breit, wie eine Schloßtreppe, und so hoch, als führe sie auf einen Kirchthurm. Das eiserne Geländer sieht ja aus, wie die Thür zu einem Erbbegräbniß, und messingne Knöpfe sind darauf — es ist wirklich zu albern!"

Gerade gegenüber standen auch neue und nette Häuser, und die dachten grade wie die andern; aber am Fenster saß hier ein kleiner Knabe mit frischen, rothen Wangen, mit klaren, strahlenden Augen, und dem gefiel das alte Haus ganz besonders gut, und zwar sowohl im Sonnenschein, wie im Mondschein. Und wenn er nach der Mauer hinüberblickte, wo der Kalk abgefallen war: dann konnte er sitzen und die wunderbarsten Bilder herausfinden, grade wie die Straße früher ausgesehen hatte, mit Freitreppen, Gesimsen und spitzen Giebeln; er konnte Soldaten sehen mit Hellebarden, und Dachrinnen, die wie Drachen und Lindwürmer umher liefen. — Das war so recht ein Haus zum Anschauen, und da drüben wohnte ein alter Mann, der in ledernen Kniehosen ging und einen Rock mit großen Messingknöpfen und eine Perücke trug, der man es ansah, daß sie eine wirkliche Perücke war. Jeden Morgen kam ein alter Mann zu ihm, der bei ihm rein machte und Gänge besorgte. Sonst war der Alte in den Kniehosen

ganz allein in dem alten Hause. Zuweilen kam er an die Fensterscheiben und sah hinaus, und der kleine Knabe nickte ihm zu, und der alte Mann nickte wieder, und so wurden sie bekannt, und so wurden sie Freunde, obgleich sie niemals mit einander gesprochen hatten. Aber das war ja auch gar nicht nöthig.

Der kleine Knabe hörte seine Eltern sagen: „Der alte Mann da drüben hat es sehr gut; aber er ist so entsetzlich allein!“

Am nächsten Sonntag wickelte der kleine Knabe Etwas in ein Stück Papier, ging damit vor die Hausthür und sagte, als der, der die Gänge für den Alten besorgte, kam: „Höre! Willst Du dem alten Manne da drüben Dieses von mir bringen. Ich habe zwei Zinnsoldaten; dieses ist der eine; er soll ihn haben, denn ich weiß, daß er so entsetzlich allein ist.“

Und der alte Aufwärter sah ganz vergnügt aus, nickte und trug den Zinnsoldaten in das alte Haus. Nachher ward herübergeschickt, ob der kleine Knabe nicht Lust habe, selbst zu kommen und seinen Besuch zu machen. Und dazu gaben ihm seine Eltern Erlaubniß; und so kam er nach dem alten Hause.

Und die Messingknöpfe auf dem Treppengeländer glänzten weit stärker, als sonst; man hätte glauben sollen, daß sie wegen des Besuchs polirt worden wären. Und es war ganz so, als ob die ausgeschnitzten Trompeter — denn auf der Thüre waren Trompeter ausgeschnitzt, die in Tulpen standen — aus Leibeskräften bliesen; ihre Backen sahen weit dicker aus, als früher. Ja, sie bliesen: „Schnetterengdeng! Der kleine Knabe kommt! Schnetterengdeng!“ — Und dann ging die Thür auf. Die ganze Hausflur war mit alten Portraits behangen: mit Rittern in Harnischen und Frauen in seidenen Kleidern; und die Harnische rasselten und die seidenen Kleider rauschten! — Und dann kam eine Treppe, die ging ein großes Stück hin-

auf und ein kleines Stück hinunter, und dann war man auf einem Altan, der freilich sehr gebrechlich war, mit großen Löchern und langen Spalten; aber aus ihnen allen wuchsen Gras und Blätter heraus, denn der ganze Altan, der Hof und die Mauer war mit so vielem Grün bewachsen, daß es aussah, wie ein Garten; aber es war nur ein Altan. Hier standen alte Blumentöpfe, die Gesichter und Eselsohren hatten; die Blumen wuchsen aber ganz so, wie es ihnen beliebte. In dem einen Topf wuchsen nach allen Seiten Nelken über, das heißt: das Grüne davon, Schuß auf Schuß, und sprachen ganz deutlich: „Die Luft hat mich gestreichelt, die Sonne hat mich geküßt und mir auf den Sonntag eine kleine Blume versprochen, eine kleine Blume auf den Sonntag!"

Und dann kamen sie in ein Zimmer, wo die Wände mit Schweinsleder überzogen waren, und auf dem Schweinsleder waren Goldblumen gepreßt.

„Vergoldung vergeht,
Schweinsleder besteht!"

sagten die Wände.

Und da standen Lehnstühle mit ganz hohen Rücken, mit Schnitzwerk und mit Armen an beiden Seiten! „Setzen sie sich!" sagten sie. „Uh! Wie es in mir knackt! Nun werde ich gewiß auch Gicht bekommen, wie der alte Schrank! Gicht im Rücken, uh!"

Und dann kam der kleine Knabe in die Stube, wo der alte Mann saß.

„Dank für den Zinnsoldaten, mein lieber Freund!" sagte der alte Mann; „und Dank dafür, daß Du zu mir herübergekommen bist!"

„Dank! Dank!" oder „Knick! Knack!" sagten alle Möbel. Es waren ihrer so viel, daß sie sich beinahe einander im Wege standen, um den kleinen Knaben zu sehen.

Und mitten an der Wand hing ein Gemälde, eine schöne Dame, so jung und so froh, aber ganz so gekleidet, wie in alten Tagen: mit Puder im Haar und mit Kleidern, die steif standen. Die sagte weder „Dank" noch „Knack", aber sah mit ihren milden Augen auf den kleinen Knaben herab, der sogleich den alten Mann fragte: „Wo hast Du die hergekriegt?"

„Da drüben vom Trödler," sagte der alte Mann. „Dort hängen so viele Bilder; Niemand kennt sie oder bekümmert sich um sie, denn sie sind Alle begraben. Aber vor vielen Jahren habe ich Diese gekannt, und nun ist sie todt und fort seit einem halben Jahrhundert!"

Und unter dem Bilde hing, hinter Glas, ein Strauß verwelkter Blumen; die waren gewiß auch ein halbes Jahrhundert alt: so sahen sie aus. Und der Perpendikel der großen Uhr ging hin und her, und die Zeiger drehten sich, und Alles in der Stube ward noch älter; aber Niemand bemerkte es.

„Sie sagen zu Hause," sagte der kleine Knabe, „daß Du so entsetzlich allein bist!"

„O," sagte er, „die alten Gedanken, mit allem Dem, was sie mit sich führen können, kommen und besuchen mich; und nun kommst Du ja auch! — Es geht mir sehr gut!"

Und dann nahm er von dem Wandbrett ein Buch mit Bildern herunter; darin waren ganze lange Aufzüge, die wunderbarsten Kutschen, wie man sie heutzutage gar nicht mehr sieht; Soldaten, wie Trefbube, und Bürger mit wehenden Fahnen. Die Schneider hatten eine Fahne mit einer Scheere, von zwei Löwen gehalten, und die Schuhmacher eine Fahne ohne Stiefel, aber mit einem Adler, der zwei Köpfe hatte; denn bei den Schuhmachern muß Alles so sein, daß sie sagen können: „Das ist ein Paar!" — Ja, das war ein Bilderbuch!

Und der alte Mann ging in die andere Stube, um Eingemachtes,

Aepfel und Nüsse zu holen. — Es war wirklich ganz herrlich in dem alten Hause.

„Ich kann es nicht aushalten!" sagte der Zinnsoldat, der auf der Lade stand. „Hier ist es so einsam und so traurig! Nein, wenn man das Familienleben kennen gelernt hat, kann man sich an dieses hier nicht gewöhnen! Ich kann es nicht aushalten! Der ganze Tag ist so lang, und der Abend ist noch länger! Hier ist es gar nicht so, wie drüben bei Dir, wo Dein Vater und Deine Mutter so vergnüglich sprachen, und wo Du und alle Ihr süßen Kinder einen so prächtigen Lärmen machtet. Nein, wie einsam es bei dem alten Manne ist! Glaubst Du, daß er Küsse bekommt? Glaubst Du, daß er freundliche Blicke oder einen Weihnachtsbaum bekommt? — Er bekommt nichts, als ein Grab! — Ich kann es nicht aushalten!"

„Du mußt es nicht so von der traurigen Seite nehmen!" sagte der kleine Knabe. „Mir kommt hier Alles so schön vor, und alle die alten Gedanken mit Dem, was sie mit sich führen können, kommen hier ja zum Besuch!"

„Ja, aber die sehe ich nicht und kenne ich nicht!" sagte der Zinnsoldat. „Ich kann es nicht aushalten!"

„Das mußt Du!" sagte der kleine Knabe.

Und der alte Mann kam mit dem allervergnügtesten Gesicht und mit den schönsten eingemachten Früchten und Aepfeln und Nüssen; und da dachte der Kleine nicht mehr an den Zinnsoldaten.

Glücklich und vergnügt kam der kleine Knabe nach Hause; und es vergingen Tage und es vergingen Wochen; und es ward nach dem alten Hause hin und von dem alten Hause her genickt; und dann kam der kleine Knabe wieder hinüber.

Und die ausgeschnitzten Trompeter bliesen: „Schnetterengdeng! Da ist der kleine Knabe! Schnetterengdeng!" Und die Schwerter und

Rüstungen auf den alten Ritterbildern rasselten; und die seidenen Kleider rauschten; und das Schweinsleder erzählte; und die alten Stühle hatten Gicht im Rücken: „Au!“ Das war accurat so, wie das erste Mal, denn da drüben war ein Tag und eine Stunde ganz so, wie die andere.

„Ich kann es nicht aushalten!“ sagte der Zinnsoldat. „Ich habe Zinn geweint! Hier ist es allzu traurig! Laß mich lieber in den Krieg ziehen und Arme und Beine verlieren! Das ist doch eine Veränderung. — Ich kann es nicht aushalten! — Nun weiß ich, was es heißt, Besuch von seinen alten Gedanken und Allem, was sie mit sich führen können, zu bekommen. Ich habe Besuch von den meinigen gehabt, und Du kannst glauben, das ist auf die Länge hin kein Vergnügen. Ich war zuletzt nahe daran, von der Lade hinunterzuspringen. Euch Alle da drüben im Hause sah ich so deutlich, als ob Ihr wirklich hier wäret. Es war wieder der Sonntag Morgen, wo Ihr Kinder alle vor dem Tisch standet und den Psalm absangt, den Ihr alle Morgen singt. Ihr standet andächtig mit gefalteten Händen, und Vater und Mutter waren eben so feierlich gestimmt; und da ging die Thür auf, und die kleine Schwester Maria, die noch nicht zwei Jahre alt ist, und die immer tanzt, wenn sie Musik oder Gesang hört, welcher Art dieser auch sein mag, ward hereingesetzt. — Sie sollte zwar nicht, aber sie fing an, zu tanzen, konnte jedoch nicht recht in Tact kommen, denn die Töne waren so lang gezogen, und so stand sie erst auf dem einen Beine und hielt den Kopf ganz vornüber, und dann auf dem andern Beine, und hielt den Kopf ganz vornüber; aber es reichte nicht aus. Ihr standet Alle sehr ernsthaft, obgleich das etwas schwer fiel, aber ich lachte innerlich, und deswegen fiel ich vom Tisch herunter und bekam eine Beule, mit der ich noch herumgehe; denn es war nicht recht von mir, daß ich lachte. Aber dies Alles, und Alles was ich sonst erlebt habe, geht mir jetzt wieder in meinem Innern vorüber,

und das sind wohl die alten Gedanken, mit Allem, was sie mit sich führen! Sage mir, ob Ihr noch des Sonntags singt? Erzähle mir etwas von der kleinen Maria! Und wie geht es meinem Kameraden, dem andern Zinnsoldaten? Ja, der ist freilich recht glücklich! — Ich kann es nicht aushalten!"

„Du bist weggeschenkt worden," sagte der kleine Knabe; „Du mußt bleiben. Kannst Du das nicht einsehen?"

Und der alte Mann kam mit einem Kasten, in dem Manches zu sehen war: Schminkdöschen und Balsambüchsen, alte Karten, so groß und so vergoldet, wie man sie jetzt gar nicht mehr zu sehen bekommt. Und es wurden mehrere Kästchen geöffnet, und das Klavier ward geöffnet; und da waren inwendig auf dem Deckel Landschaften gemalt; und es war so heiser, als der alte Mann darauf spielte; und dann summte er eine Melodie.

„Ja, die konnte sie singen!" sagte er; und dann nickte er dem Bilde zu, das er bei dem Trödler gekauft hatte; und des alten Mannes Augen leuchteten dabei so klar.

„Ich will in den Krieg! Ich will in den Krieg!" rief der Zinnsoldat so laut, wie er nur konnte, und stürzte sich auf den Fußboden herab.

Ja, aber wo blieb er? Der alte Mann suchte, der kleine Knabe suchte: fort war er und fort blieb er. „Ich werde ihn schon noch finden," sagte der alte Mann; aber er fand ihn nie; der Fußboden war allzu offen und durchlöchert. Der Zinnsoldat war durch eine Spalte gefallen, und da lag er nun, wie in einem offenen Grabe.

Und der Tag verging, und der kleine Knabe kam nach Hause, und die Woche verging, und es vergingen mehrere Wochen. Die Fenster waren ganz erfroren, und der kleine Knabe mußte sitzen und auf die Scheiben hauchen, um ein Guckloch nach dem alten Hause zu machen, und da war Schnee in alle Schnörkel und Inschriften hineingeweht und





bedeckte die ganze Treppe, grade als wenn Niemand zu Hause sei. Und es war auch Niemand zu Hause: der alte Mann war gestorben!

Am Abend hielt ein Wagen vor der Thür und auf denselben setzte man ihn in seinem Sarge; er sollte draußen auf dem Lande in seinem Begräbnißplatz ruhen. Da fuhr er nun hin; aber Niemand folgte; alle seine Freunde waren ja todt. Und der kleine Knabe warf dem Sarge, als er so dahin fuhr, Handküsse nach.

Einige Tage nachher ward Auction in dem alten Hause gehalten, und der kleine Knabe sah aus seinem Fenster, wie man wegtrug: die alten Ritter und die alten Damen, die Blumentöpfe mit den langen Ohren, die alten Stühle und die alten Schränke. Etwas kam dahin, etwas dorthin; ihr Portrait, das beim Trödler gefunden worden war, kam wieder hin zum Trödler, und da blieb es hängen, denn Niemand kannte sie mehr, Niemand bekümmerte sich um das alte Bild.

Im Frühjahr riß man das Haus selbst ein, denn es war ein Gerümpel, sagten die Leute. Man konnte von der Straße gerade hinein in die Stube zu dem schweinsledernen Ueberzug hin sehen, der zerfetzt und abgerissen ward; und das Grün des Altans hing ganz verwildert um die einstürzenden Balken herum. — Und dann ward hier aufgeräumt.

„Das half!" sagten die Nachbarhäuser.

Und es ward ein herrliches Haus aufgebaut mit großen Fenstern und weißen, glatten Mauern; aber vor dem Platz, wo eigentlich das alte Haus gestanden hatte, ward ein kleiner Garten angepflanzt, und an der Mauer des Nachbars wuchsen wilde Weinranken empor; vor dem Garten kam ein großes eisernes Gitter, mit eiserner Thür; das sah stattlich aus. Die Leute blieben davor stehen und guckten hindurch. Und die Sperlinge setzten sich zu Dutzenden auf die Weinranken und schwatzten alle durcheinander, so laut sie konnten; aber nicht von dem alten Hause, denn an das konnten sie sich nicht erinnern; es waren

so viele Jahre vergangen — so viele, daß der kleine Knabe zu einem Mann, ja zu einem tüchtigen Mann herangewachsen war, an dem seine Eltern Freude hatten. Und er war eben verheirathet worden und mit seiner kleinen Frau in das Haus gezogen, vor dem sich der Garten befand; und hier stand er neben ihr, während sie eine Feldblume einsetzte, die sie sehr hübsch fand; sie pflanzte sie mit ihrer kleinen Hand und drückte die Erde mit ihren Fingern fest an. — Au! Was war das? — Sie stach sich. Aus der weichen Erde ragte etwas Spitzes hervor. Das war — Ja, denkt einmal! — das war der Zinnsoldat, derselbe, der oben bei dem alten Manne verloren gegangen war, der zwischen Zimmerholz und Schutt sich lange herumgetrieben hatte und nun schon viele Jahre in der Erde lag.

Und die junge Frau trocknete den Soldaten erst mit einem grünen Blatt ab, und dann mit ihrem feinen Taschentuch — das duftete so wunderschön! Und es war dem Zinnsoldaten grade so zu Muthe, als ob er aus einer Ohnmacht erwache.

„Laß mich ihn seh'n!" sagte der junge Mann, lächelte und schüttelte dann mit dem Kopf: „Ja, der kann es nun freilich wohl nicht sein; aber er erinnert mich an eine Geschichte mit einem Zinnsoldaten, die ich hatte, als ich ein kleiner Knabe war." Und dann erzählte er seiner Frau von dem alten Hause und dem alten Mann, und von dem Zinnsoldaten, den er ihm herübergeschickt hatte, weil er so entsetzlich allein war; und er erzählte es accurat so, wie es wirklich gewesen war, so daß der jungen Frau die Thränen in die Augen traten über das alte Haus und den alten Mann.

„Es ist doch möglich, daß dies derselbe Zinnsoldat ist!" sagte sie; „ich will ihn verwahren und will an alles Das gedenken, was Du mir erzählt hast; aber das Grab des alten Mannes mußt Du mir zeigen."

„Ja, das weiß ich nicht, wo das ist," antwortete er, „und das

weiß Niemand. Alle seine Freunde waren todt; Keiner pflegte dasselbe, und ich war ja ein kleiner Knabe!"

„Ach, wie der wohl entsetzlich allein gewesen sein mag!" sagte sie.

„Ja, entsetzlich allein!" sagte der Zinnsoldat; „aber herrlich ist es, nicht vergessen zu werden!"

„Herrlich!" rief eine Stimme ganz nahe bei; aber Niemand, außer dem Zinnsoldaten, sah, daß diese von einem Fetzen der schweinsledernen Tapete herkam, der nun ohne alle Vergoldung war. Er sah aus, wie nasse Erde; aber eine Ansicht hatte er doch, und die sprach er aus:

„Vergoldung vergeht,
Aber Schweinsleder besteht!"

Allein der Zinnsoldat glaubte das nicht.





Der Flachs.

Der Flachs stand in Blüthe; er hatte so niedliche blaue Blumen, zart, wie die Flügel einer Motte, und noch viel feiner! Die Sonne schien auf den Flachs, und die Regenwolken begossen ihn; und dies war ebensogut für ihn, wie es für kleine Kinder ist, gewaschen zu werden und darauf einen Kuß von der Mutter zu bekommen; sie werden dann viel schöner, und das ward der Flachs auch.

„Die Leute sagen, daß ich so ausgezeichnet gut stehe," sagte der Flachs, „und daß ich so schön lang werde; es wird ein tüchtiges Stück Leinewand aus mir werden." Nein, wie glücklich bin ich doch! Ich bin gewiß der Allerglücklichste von Allen! Ich habe es so gut, und es wird etwas aus mir werden. Wie der Sonnenschein erfreut, und wie der Regen gut schmeckt und erfrischt! Ich bin gränzenlos glücklich, ich bin der Allerglücklichste!"

„Ja, ja, ja!“ sagte der Zaunstecken. „Ihr kennt die Welt nicht, aber das thun wir, denn in uns stecken Knorren, und dann knarrte er ganz jämmerlich:

„Schnipp=Schnapp=Schnurre,
Basselurre.
Aus ist das Lied!“

„Nein, es ist nicht aus!“ sagte der Flachs. „Morgen scheint die Sonne, oder der Regen thut wohl. Ich fühle, wie ich wachse; ich fühle, daß ich in Blüthe stehe! Ich bin der Allerglücklichste!“

Aber eines Tages kamen Leute, die nahmen den Flachs beim Schopf und zogen ihn mit der Wurzel aus; das that weh; und er ward in's Wasser gelegt, als ob er ersäuft werden sollte, und dann kam er über's Feuer, als wolle man ihn braten — es war ganz gräulich!

„Man kann es nicht immer gut haben!“ sagte der Flachs; „man muß etwas durchmachen, dann weiß man etwas!“

Aber es kam allerdings schlimm; der Flachs ward angefeuchtet und geröstet, gebrochen und gehechelt — ja, was wußte er, wie das hieß, was man alles mit ihm vornahm. Er kam auf das Spinnrad: schnurr, schnurr! — Da war es nicht möglich, die Gedanken beisammen zu halten.

„Ich bin außerordentlich glücklich gewesen!“ dachte er bei aller seiner Pein; „man muß zufrieden sein mit dem Guten, was man genossen hat! — Zufrieden! Zufrieden! O!“ Und das sagte er noch, als er auf den Webestuhl kam; — und so ward er zu einem schönen, großen Stück Leinewand. Aller der Flachs, bis auf den letzten Stengel, ging zu dem einen Stück auf.

„Aber das ist doch ganz außerordentlich! Das hätte ich nie ge=

glaubt! Nein, wie das Glück mir doch günstig ist! Der Zaunstecken wußte wirklich nicht übel Bescheid mit seinem:

„„Schnipp=Schnapp=Schnurre,
Basselurre.““

Das Lied ist keineswegs aus! Nun fängt es erst recht an! Das ist wirklich außerordentlich! Hab' ich auch etwas gelitten, so ist doch auch etwas aus mir geworden! Ich bin der Glücklichste von Allen! Ich bin so stark und so fein, so weiß und so lang! Das ist etwas Anderes, als blos Pflanze zu sein, wenn man auch Blumen trägt; man wird nicht gepflegt, und Wasser bekommt man nur, wenn es regnet! Jetzt werde ich gewartet und gepflegt, die Magd wendet mich jeden Morgen um, und aus der Gießkanne bekomme ich jeden Abend ein Regenbad; ja, die Frau Pastorin hat selbst eine Rede über mich gehalten und hat gesagt, daß ich das beste Stück in dem ganzen Kirchspiel sei. Ich kann gar nicht glücklicher werden!“

Nun kam die Leinewand in's Haus, dann unter die Scheere; nein wie man schnitt und riß, wie man mit Nähnadeln darauf losstach! — Das war kein Vergnügen; aber aus der Leinewand wurden zwölf Stück Wäsche, von der Sorte, die man nicht gern nennt, die aber alle Menschen haben müssen; es waren zwölf Stück davon.

„Nein, seht doch! Jetzt bin ich erst was Rechtes geworden! Also das war meine Bestimmung! Das ist ja ein wahrer Segen! Nun schaffe ich Nutzen in der Welt, und das soll man ja, das ist erst das wahre Vergnügen! Wir sind zwölf Stück geworden, aber wir sind doch Alle Eins und Dasselbe: wir sind ein Dutzend! Was das für ein außerordentliches Glück ist!“

Und Jahre vergingen — und da hielten sie nicht länger.

„Einmal muß es ja vorbei sein!“ sagte jedes Stück. „Ich hätte

gern etwas länger gehalten, aber man muß nichts Unmögliches verlangen!"

Und so wurden sie in Stücke und Fetzen zerrissen. Sie glaubten, daß es nun ganz vorbei sei, denn sie wurden zerhackt und eingeweicht und gekocht, ja, sie wußten selbst nicht, was alles — — und dann wurden sie schönes, weißes Papier.

„Nein, das ist eine Ueberraschung, und eine herrliche Ueberraschung!" sagte das Papier. „Nun bin ich feiner, als vorhin, und nun wird auf mir geschrieben werden! Was kann nicht Alles geschrieben werden! Das ist doch ein außerordentliches Glück!"

Und es wurden wirklich die allerschönsten Geschichten und Verse darauf geschrieben, und es kam nur ein einziges Mal ein Klex darauf — das war denn freilich ein ganz besonderes Glück; und die Leute hörten, was darauf stand: es war so klug und so gut; es machte die Menschen viel klüger und besser; es lag ein großer Segen in den Worten auf diesem Papier.

„Das ist mehr, als ich mir träumen ließ, wie ich noch eine kleine blaue Blume auf dem Felde war! Wie konnte es mir einfallen, daß ich dereinst Freude und Kenntnisse unter die Menschen bringen sollte! Ich kann es selbst noch nicht begreifen; aber es ist nun wirklich so! Unser Herrgott weiß, daß ich selbst nichts gethan habe, als was ich, nach schwachen Kräften, für mein Dasein thun mußte; und so fördert er mich auf diese Weise von der einen Freude und Ehre zur andern! Jedesmal, wenn ich denke: „„Aus ist das Lied!"" da geht es grade wieder zu etwas Höherem und Besserem über. Nun soll ich gewiß auf Reisen, in der Welt herum geschickt werden, damit alle Menschen mich lesen können. Das kann nicht anders sein! Es ist das einzig Wahrscheinliche! Ich habe köstliche Gedanken, eben so viele, wie ich früher blaue Blumen hatte! Ich bin der Allerglücklichste!"

Aber das Papier kam gar nicht auf Reisen, es kam zum Buchdrucker; und da ward Alles, was darauf geschrieben stand, zum Druck gesetzt zu einem Buch, ja zu vielen hundert Büchern, denn auf diese Weise konnten so unendlich Viele mehr Nutzen und Vergnügen davon haben, als wenn das einzige Papier, auf dem es geschrieben stand, in der Welt hätte umherlaufen sollen und auf halbem Wege abgenutzt worden wäre.

„Ja, das ist freilich das Allervernünftigste!" dachte das beschriebene Papier. „Das fiel mir allerdings gar nicht ein! Ich bleibe zu Hause und werde in Ehren gehalten, grade wie ein alter Großvater, und der bin ich ja auch von allen diesen neuen Büchern! Nun kann etwas ausgerichtet werden! So hätte ich nicht umherwandern können! Auf mich hat er gesehen, der das Ganze schrieb! Jedes Wort floß geraden Wegs aus der Feder in mich hinein! Ich bin der Allerglücklichste!"

Dann wurde das Papier in ein Bündel zusammengebunden und in eine Tonne geworfen, die im Waschhause stand.

„Nach vollbrachter That ist gut ruhen!" sagte das Papier. „Es ist sehr weise, daß man sich sammelt und über das, was in Einem wohnt, zum Nachdenken kommt! Jetzt weiß ich erst so recht, was auf mir steht! Und sich selbst kennen, das ist der wahre Fortschritt. Was sollte nun wohl mit mir geschehen? Vorwärts wird's jedenfalls wieder gehen; es geht allezeit vorwärts, d a s habe ich erfahren!"

Und so wurde eines Tages alles Papier herausgenommen und auf den Herd gelegt; da sollte es verbrannt werden; denn es durfte nicht an den Höker verkauft und zum Einschlag für Butter und Zucker benutzt werden: so sagte man. Und alle Kinder im Hause standen rund herum, denn sie mochten so gerne Papier brennen sehen; das flammte ja so prächtig in die Höhe, und nachher konnte man in der Asche die vielen rothen Funken sehen, die hin und her fuhren, Einer nach dem

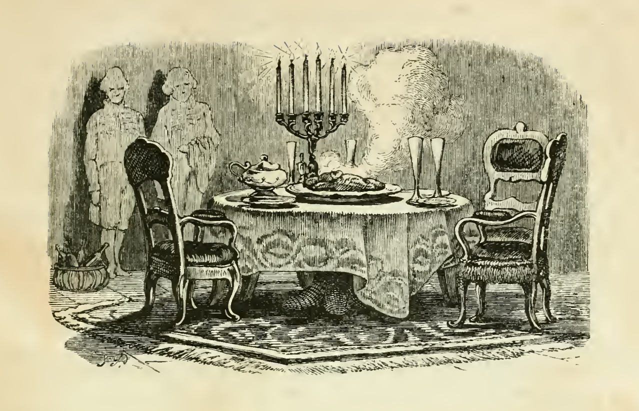
Andern erlosch, so geschwind, so geschwind! Das nannte man: „Die Kinder aus der Schule kommen sehen," und der letzte Funke war der Schulmeister; oft glaubte man, daß dieser gegangen sei, aber dann kam in demselben Augenblick noch ein Funke: „Da ging der Schulmeister!" sagten sie. Ei, die wußten schön Bescheid! Sie hätten nur wissen sollen, wer da ging! Wir werden es zu wissen bekommen; aber sie wußten es nicht. Alles alte Papier, das ganze Bündel ward auf's Feuer gelegt, und es zündete schnell. „Uh!" sagte es und flackerte in hellen Flammen auf. Uh! Das war eben nicht sehr angenehm, zu brennen; als aber das Ganze in Flammen stand, schlugen diese so hoch in die Höhe, wie der Flachs niemals seine kleinen blauen Blumen hatte erheben können, und glänzten, wie die weiße Leinewand niemals hätte glänzen können. Alle geschriebenen Buchstaben wurden einen Augenblick ganz roth, und alle Worte und Gedanken gingen in Flammen auf. „Nun steige ich geraden Wegs zur Sonne hinauf!" sprach es in der Flamme, und es war, als ob tausend Stimmen dieses einstimmig sagten, und die Flammen schlugen durch den Schornstein, oben heraus. — Und feiner, als die Flammen, unsichtbar für menschliche Augen, schwebten da ganz kleine Wesen, ebenso viele, wie Blumen auf dem Flachs gewesen waren. Sie waren noch leichter, als die Flamme, die sie geboren hatte; und als diese erlosch, und von dem Papier nur die schwarze Asche übrig war, tanzten sie noch einmal über dieselbe hin, und wo sie dieselbe berührten, da liefen die rothen Funken. „Die Kinder kamen aus der Schule und der Schulmeister war der Allerletzte!" Das war eine Lust, und die Kinder sangen bei der todten Asche:

„Schnipp = Schnapp = Schnurre,
Basselurre.
Aus ist das Lied!"

Aber die kleinen unsichtbaren Wesen sagten alle: „Das Lied ist nie aus! Das ist das Schönste bei dem Ganzen. Ich weiß es, und darum bin ich der Allerglücklichste!“

Aber das konnten die Kinder weder hören, noch verstehen, und das sollten sie auch nicht; denn Kinder müssen nicht Alles wissen.





Die glückliche Familie.

Das größte grüne Blatt hier zu Lande ist doch jedenfalls das Klettenblatt; hält man eins vor seinen kleinen Leib, da ist es grade wie eine Schürze, und legte man es auf seinen Kopf, so ist es bei Regenwetter beinahe eben so gut, wie ein Regenschirm, denn es ist ganz außerordentlich groß! Niemals wächst eine Klette allein; wo eine wächst, wachsen auch mehrere; es ist eine wahre Pracht! Und alle diese Pracht ist Schneckenkost. Die großen weißen Schnecken, aus denen vornehme Leute in alten Tagen Fricassee bereiten ließen und, wenn sie es gegessen hatten, sagten: „Hm! Wie das

schmeckt!" — denn sie glaubten nun einmal, daß es vorzüglich gut schmeckte — lebten von Klettenblättern. Und darum wurden Kletten gesäet.

Nun gab es ein altes Rittergut, wo man keine Schnecken mehr aß. Die waren ganz ausgestorben, aber die Kletten waren nicht ausgestorben. Diese wuchsen und wuchsen in allen Gängen und auf allen Beeten; man konnte ihnen nicht mehr Einhalt thun; es war ein förmlicher Klettenwald. Hin und wieder stand ein Apfel- oder Pflaumenbaum, sonst hätte man wohl nie und nimmer gedacht, daß dies ein Garten sei. Alles waren Kletten, und darin wohnten die beiden letzten, uralten Schnecken.

Sie wußten selbst nicht, wie alt sie waren; aber sie konnten sich sehr gut erinnern, daß ihrer weit mehr gewesen, daß sie von einer Familie aus fremden Landen abstammten, und daß für sie und die Ihrigen der ganze Wald gepflanzt worden war. Sie waren niemals draußen gewesen, aber sie wußten, daß es noch etwas in der Welt gab, welches das herrschaftliche Schloß hieß; und da oben ward man gekocht, und dann ward man schwarz und so auf eine silberne Schüssel gelegt; — was aber dann noch weiter geschah, das wußten sie nicht. Wie das übrigens war, wenn man gekocht ward und auf eine silberne Schüssel zu liegen kam: das konnten sie sich nicht denken; aber schön sollte es sein und besonders sehr vornehm! Weder der Maikäfer, noch die Kröte, noch der Regenwurm, die sie darum befragten, konnten ihnen darüber Bescheid geben; denn Keiner von ihnen war jemals gekocht oder auf eine silberne Schüssel gelegt gewesen.

Die alten weißen Schnecken waren die vornehmsten in der Welt: das wußten sie! Der Wald war ihretwegen da, und das herrschaft-

liche Schloß auch, damit sie gekocht und auf eine silberne Schüsse gelegt werden könnten.

Sie lebten nun sehr eingezogen und glücklich, und da sie selbst keine Kinder hatten: so hatten sie eine kleine gemeine Schnecke zu sich genommen, die sie als ihr eigenes Kind erzogen. Allein die Kleine wollte nicht wachsen, denn es war nur eine gemeine Schnecke; aber die Alten, namentlich die Schneckenmutter, meinte, daß sie doch merken könnte, wie die zunehme. Und sie bat den Vater, wenn er dies nicht sehen könne, doch nur das kleine Schneckenhaus anfühlen zu wollen; und nun betastete er es und fand, daß die Mutter Recht hatte.

Eines Tages regnete es sehr stark.

„Hör', wie es auf den Klettenblättern trommelt; rumdumdum, rumdumdum!" sagte der Schneckenvater.

„Da kommen auch Tropfen!" sagte die Schneckenmutter. „Es läuft ja gerade am Stengel nieder! Du sollst sehen, es wird hier naß werden. Ich freue mich nur, daß wir unsere guten Häuser haben, und daß der Kleine auch das seinige hat! Es ist doch wirklich mehr für uns geschehen, als für alle anderen Geschöpfe; man sieht es doch so recht deutlich, daß wir die Herrschaften in der Welt sind. Wir haben Häuser von unserer Geburt an, und der Klettenwald ist unsertwegen gesäet! Ich möchte wohl wissen, wie weit sich der erstreckt, und was außen vor demselben liegt!"

„Da ist nichts," sagte der Schneckenvater, „was besser wäre, als bei uns; ich habe gar nichts zu wünschen!"

„Ja!" sagte die Mutter. „Ich möchte wohl nach dem herrschaftlichen Schloß kommen und gekocht und auf eine silberne Schüssel gelegt

werden; das ist mit allen unsern Vorfahren geschehen, und Du kannst glauben: dabei ist etwas ganz Apartes!"

„Das herrschaftliche Schloß ist vielleicht eingestürzt," sagte der Schneckenvater; „oder der Klettenwald ist darüber hingewachsen, so daß die Menschen nicht herauskommen können. Das hat denn auch doch gar keine Eile. Aber Du eilst immer so schrecklich, und der Kleine fängt das nun auch schon an. Kriecht er jetzt nicht bereits seit drei Tagen an dem Stengel hinauf! Ich bekomme wirklich Kopfweh, wenn ich zu ihm emporblicke."

„Du mußt nicht auf ihn schelten!" sagte die Schneckenmutter. „Er kriecht so besonnen! Wir werden gewiß viele Freude an ihm erleben; und wir Alten haben ja nichts Anderes, wofür wir leben. Aber hast Du denn auch schon darüber nachgedacht, wo wir eine Frau für ihn herkriegen? Glaubst Du nicht, daß sich dort weiter hinein in dem Klettenwald noch solche von unserer Art aufhalten?"

„Schwarze Schnecken werden wohl da sein, denke ich," sagte der Alte; „schwarze Schnecken ohne Haus; aber das ist so ordinär, und doch bilden sie sich etwas ein. Aber wir könnten den Ameisen den Auftrag geben; die laufen hin und her, als ob sie Geschäfte hätten; die wissen gewiß eine Frau für unsern Kleinen."

„Ich wüßte allerdings die Allerschönste," sagte Eine der Ameisen; „aber ich fürchte, daß es nicht angeht, denn sie ist Königin!"

„Das schadet nichts!" sagten die Alten. „Hat sie ein Haus?"

„Sie hat ein Schloß!" antwortete die Ameise; „das schönste Ameisenschloß mit siebenhundert Gängen!"

„Schönen Dank!" sagte die Schneckenmutter. „Unser Sohn soll nicht in einen Ameisenhügel. Wißt Ihr nichts Besseres, so geben wir

den weißen Mücken den Auftrag; die fliegen weit herum in Regen und Sonnenschein; die kennen den Klettenwald von innen und von außen."

„Wir haben eine Frau für ihn!" sagten die Mücken. „Hundert Menschenschritte von hier sitzt auf einem Stachelbeerbusch eine kleine Schnecke mit Haus, die ist ganz allein und alt genug, sich zu verheirathen. Es ist blos hundert Menschenschritte von hier!"

„Ja, laß sie zu ihm herkommen!" sagten die Alten. „Er hat einen ganzen Klettenwald, sie hat blos einen Busch."

Und nun holten sie das kleine Schneckenfräulein. Es dauerte acht Tage, bis es kam; aber das war ja eben das Rare dabei, denn daran sah man, daß sie von der rechten Art war.

„Und sie hielten dann Hochzeit. Sechs Johanniswürmchen leuchteten, so gut sie es vermochten; sonst ging es ganz still zu, denn die alten Schneckenleute konnten Schwärmen und Lustbarkeiten nicht vertragen. Aber eine herrliche Rede ward gehalten von der Schneckenmutter. Der Vater konnte nicht: er war zu sehr gerührt. Dann gaben sie ihnen als Erbschaft den ganzen Klettenwald und sagten, was sie stets gesagt hatten: daß er das Beste in der Welt sei, und daß sie, wenn sie rechtschaffen und ehrbar lebten und sich vermehrten, dereinst nebst ihren Kindern nach dem herrschaftlichen Schloß kämen, schwarz gekocht und auf eine silberne Schüssel gelegt würden. Und nachdem die Rede gehalten war, krochen die Alten in ihr Haus hinein, und kamen nie wieder heraus; sie schliefen. Das junge Schneckenpaar regierte nun im Walde und bekam eine starke Nachkommenschaft. Da es aber niemals gekocht ward und nie auf die silberne Schüssel kam: so schloß es daraus, daß das herrschaftliche Schloß eingestürzt, und daß alle Menschen in der Welt ausgestorben seien. Und da Nie-

mand ihnen widersprach, so mußte es ja wahr sein. Und der Regen fiel auf die Klettenblätter nieder, um ihretwegen Trommelmusik zu machen; und die Sonne schien, um den Klettenwald ihretwegen zu färben; und sie waren sehr glücklich, und die ganze Familie war glücklich, ganz unendlich glücklich!









